

World of Cosmos 103

3/2020



Ein Fanzine der
SFC-Block Hole Galaxie

NobbyR 05/18

Inhalt

COVER..	<u>SEITE 1 - GESTALTET VON NORBERT REICHINGER</u>
DAS INTRO...	<u>SEITE 3 - DAS ÜBLICHE INTRO DES REDAX</u>
DIE LESERBRIEFE...	<u>SEITE 4 - TIFF, HARUN UND GÖTTRIK</u>
STORYS...	<u>SEITE 14 - ANIME EVOLUTION: KRIEG VON TIFF</u> <u>SEITE 43 - BEYONDER, FERN DER ERDE VON TIFF</u> <u>SEITE 81 - INI VON JULIAN VON VOSS</u> <u>SEITE 88 - DER FLUCH VON TIFF</u>
NEBULAR..	<u>SEITE 96 - EIN INTERVIEW MIT THOMAS RABENSTEIN</u>
PERRY RHODAN...	<u>SEITE 104 - MISSION SOL VON GÖTTRIK</u> <u>SEITE 215 - PR IN DER ZERO ZONE VON HARUN</u>
MADDRAX...	<u>SEITE 115 - ZUM 20. JÄHRIGEN JUBILÄUM</u>
UTOPIA...	<u>SEITE 130 - OSKAR HOFFMANN VON HARUN</u>
STAR WARS...	<u>SEITE 203 - THE MANDALORIAN VON BULLY</u>
STAR TREK...	<u>SEITE 206 - PICARD VON BULLY</u> <u>SEITE 209 - SHORT TREKS VON BULLY</u>
THE EXPANSE...	<u>SEITE 211 - EIN EPISODENGUIDE VON BULLY</u>
DAS IMPRESSUM...	<u>SEITE 226 - DER SCHLUSSSTEIN</u>

Intro

Hallo liebe Freunde des World of Cosmos!

Das WoC 103 ist eine Ausgabe der Superlativen. Satt 226 Seiten in denen Tonnen von Storys, Besprechungen von Serien, Haruns Abhandlungen über alte Science Fiction Romane und sogar ein Interview enthalten sind.

Die neue Ausgabe brachte mich in mehrerer Hinsicht an meine Grenzen. Nicht nur durch die weite Terminverschiebung, um noch auf Beiträge von Mitgliedern zu warten (wink), sondern auch technischer seits. Ich nutze das Programm Affinity Publisher um das WoC zu erstellen. Die Rohdatei ist satte 172 MB groß und wenn die Datei offen ist, schwitzt meine CPU. Teilweise dauerte es eine Minute und länger eine neue Seite hinzuzufügen. Deswegen ist die aktuelle Besprechung der Perry Rhodan Hefte auch ganz am Ende angesiedelt, weil mein Rechner den letzten eingesandten Beitrag einfach nicht mehr dazwischen schieben wollte.

Der einzige Wermutstropfen ist, das leider keine neuen Grafiken eingesandt werden. Also, traut Euch und werdet nicht nur textlich kreativ :-).

Genießt das WoC und bis zum nächsten Mal.

Eure Redax

PS: Einsendeschluss für das World of Cosmos 104 ist der 20.05.2020

Zuallererst ein Dank an Göttrik, der das WoC und das RdG auf der neuen Homepage downloadbar gemacht hat. Ich denke, damit sind wir einen Riesensprung in die Zukunft gegangen, um die wir uns eigentlich viermal im Jahr kümmern. Auf diese Weise könnten wir tatsächlich mal wieder neue Mitstreiter dazugewinnen.

Wenn ich schon mal am schreiben bin – übrigens zwei Tage zu spät, und ich habe da noch ein, zwei Baustellen offen – kann ich einiges erzählen. Zum Beispiel habe ich mal wieder eine Kurzgeschichte verfasst, die hier im aktuellen WoC neben Anime Evolution erscheinen wird. Die Idee kam mir ganz spontan, die Ausführung hingegen brauchte eine Pause von mehreren Tagen, damit ich mir über einige tragende Elemente im Klaren sein konnte. Oder um es in Autorensprache zu sagen: Die Geschichte musste mir erst erzählen, wie sie verläuft.

Apropos Nähkästchen: PROC und Fanzentrale können für 2021 nicht an ihren üblichen Standort. Daher gab es von Nils Hirsland eine Anfrage nach dem Conräumlichkeiten von Hamburg und Braunschweig. In Braunschweig stünde dafür das Jugendzentrum Mühle zur Verfügung, in Hamburg hatte er das Bürgerhaus Eidelstedt im Blick. Da die Braunschweiger erst vor kurzem einen Con dort veranstaltet haben und sowohl die Location als auch die Helfer vor Ort sind – einige wenige, einige tapfere wenige, wo seid Ihr, Ihr Science Fiction Fans? - hat er jetzt mit Claudia Hagedorn die Mühle enger ins Auge gefasst, und die Planungen gehen klar ins Frühjahr 2021.

Aber zu anderen Dingen. Zu den Leserbriefen. Drei sind es geworden, einer von Göttrik, einer von mir, und hey, sogar al Khidr meldet sich wieder zu Wort.

Göttrik referiert unter anderem über das gelungene Projekt Online-WoC und Haruns „Scherereien“ mit unserer Hermann Ritter-Nachfolgerin, die ihn für einen kleinen Clash abgeholt hat. Ich bin gespannt, was daraus wird und wünsche ihnen beiden viel Spaß dabei. Denn letztendlich sind wir i Fandom doch alle auf der gleichen Seite, und wir haben hier niemandem, der Star Wars-like das Imperium aka Chaotarchen bevorzugt; immerhin haben wir unsere Jedis, die Kosmokraten, schon eigenhändig halb abgeschossen.

Göttrik, mach Dir um Stories aus meiner Feder keine Sorgen. Mein Material geht zur Neige, aber ein paar WoCs reicht es noch, und außerdem habe ich dann einen Grund, nachzuschreiben.

Was die Heftromane angeht, bei denen Du beklagst, hintenan zu sein: Letztes Jahr um diese Zeit lag ich sechzig Hefte hinten. Ich habe den gesamten Tiuphoren-Zyklus gelesen, als alle anderen schon fünfhundert Jahre in der Zukunft waren. Eine Änderung in meiner Gewohnheit brachte dann die Lösung: Auf dem Klo lesen. Ich habe die sechzig Hefte binnen eines halben Jahres komplett weggelesen. Nur mal so als Tipp.

Was Dein Maddrax-Referat angeht, sorry, nur drübergelesen. Maddrax ist seit Folge vier für mich durch. Der Roman war so zäh damals, ich hatte keinen Bock,

weiter zu lesen.

Jan Tenner ist ebenfalls nicht meins, aber die Neuigkeiten zu Captain Future habe ich gerne gelesen.

Al Khidr: Das Erste, was er schreibt, dreht sich um den ausgedehnten Einsendeschluss, den Bully einmal eingeführt hat – und der prompt bei uns Prokrastinierern zu einer festen Größe wurde, siehe heute und mich. ^^b Allerdings noch zu WoC 100, unserer letzten Drucknummer.

Für 101 erwähnt er, dass Myles nicht für jeden meiner vorgeschlagenen Animes ein Bild parat hatte. Nun, Harun, das ist ja auch eine freiwillige Leistung, mit der Bully mich damals immer wieder überrascht hat. ^^ Myles macht das recht gut, finde ich.

Wie, Du willst mehr Hestia? Da stoßen unsere Interessen bei DanMachi II aber vollkommen aneinander vorbei. Ich gebe zu, ich habe Sympathien für unsere Frechdachsgöttin, aber sie ist bei weitem nicht meine Lieblingsprotagonistin der Serie. Das ist eindeutig Ais Wallenstein für mich. Ich kann dem armen Mädchen wirklich nur die Daumen drücken, wenn ich sehen muss, wie es härter und härter wird, überhaupt nur in Bells Nähe zu kommen, und dabei hatte sie so einen leichten Start... Unvergesslich ihre Tanzszene auf dem Fest von Apollo.

„Sei nicht so'n Nerd“ wirft er mir vor. Hallo? Wo sind wir hier, Harun? Nicht gerade auf dem Schweinshaxenstammtisch, ne? ^^

Was die andere Sache mit den Clubnachrichten angeht, hole ich schon mal Popcorn und siehe weiter oben. ^^b

Der nächste Punkt: Stories. Eine, und die ist von mir. Anime Evolution 5: Krieg, Folge zwei. Tja. Es wird tatsächlich eng. Ursprünglich hatte ich sogar sechs Staffeln geplant. Mal schauen, ob es dazu noch kommen wird... Zeit hätte ich ja.

Theoretisch.

Auf jeden Fall gibt es weiter von mir Material. Ich würde mich aber sehr freuen, wenn es in Zukunft wieder von mehreren Autoren Lesestoff geben würde.

Wie immer verkünde ich, dass ich viele der Rezensionen lese, aber nicht immer kommentiere.

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

P.S.: Natürlich sind jetzt wieder die Animes dran.

Infinite Dendrogram: Eine neue Computerwelt im Stil eines klassischen Rollenspiels wird angeboten, und die menschlichen Abenteurer können mittels Multidive-Helme (wie gehabt also) in diese Welt eintauchen und Abenteuer erleben. Zwei kleine Besonderheiten aber gibt es da schon noch. Erstens erhält jeder Player seinen eigenen besonderen „Diener“, das Embryo, das sich mit ihm fortentwickelt und verschiedene Formen haben kann. Zweitens: Wenn ein NPC stirbt, respawnt er nicht. Er bleibt tot. Und Hölle auch, gestorben wird mehr als reichlich.

Wem das jetzt fischig vorkommt, dem kommt das vollkommen zu Recht fischig vor, denn... Nun, verraten wir nicht zu viel. Der junge Rei will jedenfalls seinen großen Bruder ins Spiel folgen, der es schon lange begeistert spielt. Dafür wird

ihm ein seltenes Maid-Type Embryo zugewiesen. Im Spiel strengt er sich wirklich an, um die NPC zu retten, wo sie in Gefahr sind, denn Player dürfen sterben und nach einem vierundzwanzigstündigen Ban zurückkehren. Aber er ahnt etwas.

Mairimashita: Der junge Iruma ist ein merkwürdiger Bursche. Er kann niemandes Bitte verweigern und wurde deshalb Zeit seines Lebens herumgeschubst. Dies hatte aber zur Folge, dass er ein herausragendes Talent dafür entwickelt hat, allem, was auf ihn gezielt ist, auszuweichen. Seine Eltern indes benutzen ihn, wo sie nur können. Letztendlich landet er auf einem Thunfischfangschiff, um ihre Schulden abzubezahlen. Als er in einem Sturm wirklich einmal in wirkliche Bedrängnis gerät, erscheint ihm der mächtige alte Dämon Sullivan und offenbart ihm, dass seine Eltern Iruma an ihn verkauft haben. Seine Forderung: Werde sein Enkelsohn, oder werde von ihm gefressen.

Da Iruma wie gesagt keinem eine Bitte abschlagen kann, willigt er ein, ohne überhaupt über das „gefressen werden“ nachzudenken. Daraufhin schickt Sullivan ihn an eine Schule – für Dämonen. Prompt dort angekommen produziert Sullivan den Jungen ganz groß und stellt ihn heraus, etwas, was ein Mensch an einer Schule für Dämonen für eine ganz dumme Idee halten muss. Prompt hat er seinen ersten Todfeind an der Backe, den Musterschüler Asmodeus. Doch obwohl er nicht dazu in der Lage ist, Magie einzusetzen, gelingt es ihm, Asmodeus zu besiegen. Dies hat weitreichende Folgen für den jungen Iruma.

Murenase! Seton Gakuen: Jin Mazama ist zu bedauern. Er ist der einzige Junge. Also der einzige Menschenjunge an seiner neuen Schule. Alle anderen Mitschüler sind, nun, Tiere. Es gibt einen kleinen, aber feinen Unterschied. Während die Jungs durchaus wie Tiere aussehen, schauen die Mädchen ihrer Spezies bis auf kleine Features aus wie Menschenmädchen. Dies wird schnell problematisch, denn Ranka Okami, eine Wölfin, findet so sehr Gefallen an Jin, dass sie versucht, ihn zu überreden, in ihr Rudel aufgenommen zu werden, und was ein echter Wolf ist, der setzt sich auch durch. Dies geht so weit, dass sie sich sogar mit Hitomi Hino anlegt, dem einzigen Menschenmädchen an der Schule. Eigentlich logisch, dass die typischen Verhalten der verschiedenen Arten miteinander kollidieren. Wenn zum Beispiel der stärkste männliche Löwe seinen Pride genannten Harem hat, um den ihn alle anderen Löwen beneiden, wenn das Koala-Mädchen mal was anderes als Eukalyptus essen will, und das Faultiermädchen trotz seiner Langsamkeit irgendwo dazugehören möchte, passiert eben wirkliche eine Menge an dieser stinknormalen Schule. Und als Jin Ranka davor bewahrt, gemobbt und ausgebeutet zu werden, zieht er das erste Mal in Betracht, dass die verschiedenen Spezies tatsächlich friedlich zusammenleben können...

Itai no wa Iya...: Oder auch übersetzt: Ich will keine Schmerzen, also setze ich Resistenz auf Maximum. Unter dem Spielernamen Maple meldet sich die junge Kaede bei einem Dive in-MMORP an, auf Anraten ihrer Freundin Risa. Die hat leider Examensprobleme und kann erst Tage später nachkommen, aber die frischgebackene Abenteurerin Maple will es wissen und legt auch gleich los. Da sie alle Statuspunkte in Resistenz packt, ist sie langsamer unterwegs als ein Faultier. Aber hey, ihre Verteidigung ist nicht von dieser Welt, da wird sogar der Shield Hero neidisch. Zusammen mit einigen Attacken, die sie durch erworbene Resistenzen und das Essen besiegt Monster bekommt, macht sie auch in der Offensive was her. Was dazu führt, dass sie im ersten Battle Royale prompt den dritten Platz belegt, weil ihre Gegner nicht genug Damage produzieren und ihre Giftangriffe durchschlagenden Erfolg haben. (Die Entwickler nerven diese

Fähigkeiten prompt am nächsten Tag, btw.) Als Risa ins Spiel kommt und den Charakternamen Sally annimmt, merkt sie schnell, dass sie einiges aufzuholen hat, was Maple ihr mittlerweile voraus hat. Aber sie nimmt die Herausforderung an und beschließt, mit Maple das stärkste Team im Spiel zu werden. Da sie einschlägige Erfahrungen in anderen Spielen dieser Sorte hat, kein unmögliches Unterfangen. Maples naives Glück und ihr Wissen über Spielmechaniken gepaart mit ihrer eigenen Sturheit sind da ein guter Start.

Bismillah al Rahman al Rahim!

Seid geerdet, Grüßlinge!

Tolles Cover!

Ernsthaft: Das Grundprinzip des WoC war immer, dass wir jede Regel brechen dürfen. Einschränkungen à la: „Es darf nur offensichtliche SF sein“ kommen nicht infrage. In groben Zügen am Schwerpunkt auf SF festhalten wollen wir indessen schon. Also, Myles: Du kannst deine ganze Familie auf WoC-Covern verewigen, aber danach muss es genug sein.;-)

Ein paar Benutzerhinweise zu meinen Ergüssen:

Bei den utopischen Klassikern lege ich prompt wieder einen Beitrag vor, der mich als nen alten Meckerkopp dastehen lässt. Eigentlich hätte erstmal ein unbestreitbar exzellenter Autor an die Reihe kommen sollen, wie William Hope Hodgson oder J.-H. Rosny ainé. Aber... ich musste ja unbedingt meinen großen literarischen Detektivfall aufgreifen. Ohne vorher alles andere sauber abzuschließen.

Und wieder bin ich beinahe auf der Schlußstrecke entgleist, weil das Projekt, das ich mir vorgenommen hatte, an Umfang völlig ausuferte. Aber ich habs noch haarscharf geschafft (und die Bestätigung von Myles, dass er so großmütig mit mir sein kann wie Bully). Jetzt habt ihr eben wieder mal keinen literarischen Meister, sondern eine Pappnase, die man nur verkraftet, indem man fröhlich über sie herzieht. Aber der „Luftpirat“ hat sich schon als eine lohnende Entdeckung erwiesen.

Nun - das Ergebnis liegt vor. Und ich kann mich ausgiebig fragen, ob meine sprachlichen Untersuchungen von Oskar Hoffmann und den Luftpirat-Heften nicht an der einen oder anderen Stelle völlig dilettantisch klingen.

Fußnote: Ich habe im letzten WoC-Loc von „Gustav Maders Wunderwelten“ geschrieben. Der Mann heißt korrekt Friedrich Wilhelm Mader. Ich habe eine regelrechte Obsession, ihn „Gustav Mader“ zu nennen. Passiert mir immer wieder. Weiß derTeufel, was mit mir los ist.

In der Perry-Rhodan-Rezension von Heft 3032, „Der Sandschwimmer“, ist irgendwie eine Zeile verloren gegangen, und auch noch eine sehr wichtige. Geht auf meine Kappe, weiß der Teufel, was mir da passiert ist.

„Monkey belauscht zwei Cairaner dabei, sich über die Friedensstifter-Arbeit ihres Volkes zu unterhalten, und stellt fest, dass diese Cairaner ehrliche Idealisten sind, die sich intensiv für ihre Aufgabe engagieren.“

Monkeys Verblüffung darüber ist vielleicht etwas dick aufgetragen, aber die „Entdeckung“ als solche ist richtig, stimmig und ohne falsche Töne vermittelt.“

Göttrik, danke für die Bestätigung für meine Methode der Perry-Rezensionen. Deine Erwiderung auf Christina Hacker, ein kurzes „übertrieben“, hätte vielleicht alleine auch gereicht. :-)

Aber Christina Hacker äußerte sich gerade eben in den aktuellen Clubnachrichten „Fanszene“ Nr.14 (PR 3053) zu WoC 102, und nimmt meine Erwiderungen gelassen und freundlich auf. Also war mein Ton wohl nicht allzu kämpferisch. Ein wenig erleichtert bin ich schon, bei diesen unpersönlichen Kommunikationen kommt es ja so schnell zu Eskalationsspiralen... und ich bin nicht der geborene De-Eskalator.

Freilich nimmt sie einen etwas anderen Ton in meinen Perry-Rezis wahr, und schreibt das auch ihrer Intervention zu. Nun, ich bin mir nicht bewusst, dass ich bei deren Verfassen eine andere Haltung gehabt hätte. Eher trifft es wohl zu, dass man mich öfter von der bissigen Seite erlebt, und ein freundlicherer Ton dann den einen oder anderen überraschen kann. Und die heftigen Töne habe ich bei meinem Zykluskommentar angeschlagen, da ist einiges aufgelaufen. Ach ja, den Auftakt des neuen Zyklus habe ich auch feindselig aufgenommen. Das war aber meine Empfindung, dazu stehe ich unverändert. Zum nächsten Quartal könnte der Ton wieder heftig werden, ich seh' das am Horizont dräuen...

Diesmal hab ich auch darauf geachtet, wieder die Rechtschreibprüfung über die Perry-Rhodan-Rezis laufen zu lassen. Ich finde es zwar merkwürdig, wegen Absatzfehlern kritisiert zu werden, aber leicht vermeidbare Patzer sind doch ein wenig peinlich.

Ein Nachtrag zur Miniserie SOL: Werde ich nicht rezensieren, weil einige der ersten Hefte so abstoßend wirkten (Arenakämpfe), dass ich letztlich nur die Hälfte gekauft und gelesen habe. Aber das hat mir so sehr gut gefallen! War für mich ein rundes, gelungenes Leseerlebnis. Schon allein deshalb, weil EVOLUX und andere Kosmokratenstützpunkte hier tatsächlich Schauplatz sind, und man nicht dauerhaft mit irgendwelchem beliebigen Dschungelwelt-Kokolores abgespeist wurde. Eine Vollektüre hätte mich vielleicht doch etwas genervt, wenn ich nach den Kommentaren der Stammtischkollegen gehe, aber so war es gut, und eine Fortsetzung nehme ich gerne.

Zu den Leckereien der anderen Beiträger zum WoC bin ich noch Kommentare schuldig, aber für heute will ich Myles weitere Verspätungen ersparen.

Alhamdulillah!

Segen vom roten Himmel,

Harun

Bernd Labusch
Johann-G.-Müller Str. 25
25524 Itzehoe

DEPESCHE SEINER ERHABENHEIT, GÖTTRIK DA CIMBRIA,

„Famal Gosner“,

und frohe Ostern wünsche ich allen Lesern des World of Cosmos Nr. 103. Das WoC 102 als Geschenk zu Weihnachten hat mir wieder sehr gut gefallen und das Experiment, das Fanzine nur noch elektronisch als E-Book erscheinen zu lassen, scheint sich langsam einzuspielen.

Kommen wir gleich zur ersten positiven Nachricht, nicht nur für Tiff alias Alexander Kaiser. Die jeweils neueste Ausgabe des „World of Cosmos“ wird bereits seit Ausgabe 102 von mir auf der Homepage des Clubs unter „www.sfcbhg.de“ downloadbar gehalten. Leider verfüge ich nur über einen sehr begrenzten Speicherplatz für die Clubseiten, daher bin ich mir noch nicht sicher, wie viele Ausgaben ich gleichzeitig zur Verfügung stellen kann. Die Zukunft wird es weisen.

*

Hinzu kommt Tiffs Rückmeldung zu meinem eigenen Leserbrief im WoC 101, der ja mehr aus einer Ansammlung aus Fragen bestand. Vielen Dank an Tiff für die positive Rückmeldung. Bei den Atlan-Rezis hakt es bei mir aktuell ohnehin. Für das WoC 103 habe ich erst einmal Rezis der aktuellen Maddrax-Hefte zum 20. Jubiläum der Bastei-Serie eingeschickt.

Dass Tiff der Artikel in WoC 100 über die vergessenen „terranischen“ Zellaktivatorträger in der Perry-Rhodan-1. Auflage gefallen hat, motiviert mich, bei Gelegenheit vielleicht mit dieser Art Themen weiter zu machen. Was ist z. B. mit den relativ Unsterblichen bei den Arkoniden oder gar Akonen. Davon gibt es mehr als die meisten glauben, weil sie lange nicht mehr in der Serie erwähnt wurden. Wahrscheinlich haben die Autoren diese selbst vergessen. Dafür wurde immerhin Rico, Atlans alter Androide in der Unterseekuppel aus den Zeitabenteuern, in Perry Rhodan Heft-Nr. 3052 von Christian Montillon wieder einmal hervorgeholt. Ich sehe darin einen erster Anfang. ;-)

Doch zurück zu Tiffs Leserbrief. Wie steht es um den deutschen Steampunk? Ich selbst bin nicht direkt Fan der Romane, die so tun als kämen sie aus der Zeit von 1815 bis 1949. Dafür gibt es meiner Ansicht nach viel zu viele, leider oft vergessene Romane, die tatsächlich aus der Zeit stammen und mir durchaus gefallen. Aus deutscher Sicht ist diese Epoche zudem nicht nur mit positiven Aspekten ausgestattet, sehr höflich ausgedrückt. Hinzu kommt, dass in der Science Fiction amerikanische Autoren dominieren und diese haben ihren eigenen „Wild Wild West“. Steampunk entstand m. W. als ein Versuch der britischen Autoren die US-amerikanische Dominanz zu umgehen. Wenn man also eine Art deutsches

Gegenstück schaffen will, muss man sich als erstes Fragen, welche Epoche in der deutschen Geschichte besonders toll und vorbildlich verlaufen ist. Tja. Nun ja. Hmm. Das Biedermeier? Die Hanse? Im Biedermeier spielen die Comics um Anna, Bella & Caramella und in der Hansezeit die Comics um die Abrafaxe. Beide als „Mosaik“-Comics mit einem Mix aus SF, Fantasy und vor allem viel historischem Abenteuer für Kinder. Ich fürchte nur, das ist nicht so genau das, was Tiff vorschwebt? Und dann ist da noch die Hörspielserie „Jules Verne - Die neuen Abenteuer des Phileas Fogg“. Aber ist das noch Steampunk, wenn die offizielle Vorlage tatsächlich aus dem 19. Jahrhundert stammt? Auf der anderen Seite, wenn Tiff so etwas schreibt, werden die Storys seinen eigenen unverwechselbaren Stil haben, und die Zeit der Dampfmaschinen würde nur eine leicht durchschaubare Kulisse bilden.

*

Das WoC 102 enthielt nach längerer Zeit wieder Leserbriefe von Harun „Al Khidr“ Raffael, diesmal zudem gleich zwei. Ich möchte mich dann auch gleich für das Lob für die Story im WoC 100 über den „Kaiser der Milchstraße“ bedanken. Das Harun die Bernaler nichts sagen ist in diesem Zusammenhang keine große Überraschung. Diese spielten im „Im Auftrag der Menschheit“-Zyklus der Atlan-Serie eine ähnliche Rolle, wie im „Kosmische Hanse“-Zyklus der Rhodan-Serie die „Porleyter“. Sie sind also ein uraltes Volk, das sich in eine Nische im Hyperraum zurückgezogen hat. Es verfügt zudem über Wissen und Technik, die über alles hinausgeht, was die „normalen“ Völker des Perryversums besitzen. Sie tauchen zwei oder dreimal auf und werden dann wieder vergessen. In der Atlan-Serie gab es übrigens noch mehr solcher uralter Völker, die vor allem in der Southside der Milchstraße eine Menge Zeug hinterlassen haben, was in der aktuellen Rhodan-Serie seit Band 3000 einen wahren Heißhunger bei den Cairanern wecken müsste. Einige davon, wie die Varganen, sind jedoch durchaus noch aktiv, wenn auch versteckt und heimlich. Das hätte eigentlich zu einem kosmischen Gemetzel vom Ausmaß, wie in den Rhodan-Heften 200 bis 499, auf einmal und innerhalb weniger Tage führen müssen, mit Milliarden verwüsteter Welten und zig Milliarden von zerstörten Raumschiffen und Tausenden komplett ausgelöschter Sternengroßreiche vom Format des Großen Imperiums der Arkoniden, des Solaren Imperiums der Terraner und des Zweiten Imperiums der Blues auf einmal plus mindestens einer Organisation vom Format der Ritter der Tiefe. Irgendwie machen die Cairaner in der aktuellen Rhodan-Serie jedoch nicht den Eindruck als hätten sie etwas derartiges mega-gigantisches, ultra-kolossales und nie zuvor dagewesenes durchgezogen, das TRAITOR wie eine kleine harmlose Truppe von Bettlern wirken lässt. Womöglich sind die Cairaner jedoch beim Rauben auch nur wählerisch? Irgendwie finde ich es schade, dass gerade dieses Thema zwar für die Beschreibung dieses Volks extrem wichtig ist, aber kaum mehr als ein paar Nebensätze liefert. Dabei sind die Cairaner doch das Thema des Zyklus. Dies scheint mir allerdings auch das zentrale Problem der aktuellen Rhodan-Serie zu sein, zumindest die Expokraten haben längst jegliches Gefühl für die Dimensionen verloren. Okay. Wahrscheinlich nehme ich den Wahnsinn einfach zu ernst. Und nichts schlägt Davros im Finale der vierten Staffel von Doctor Who als er schlicht plante, das gesamte Multiversum auf ein einzelnes Staubkorn zu reduzieren. Und am Ende der 5. Staffel von Doctor Who wurde das Multiversum mal eben wie ein Computerspiel neugestartet. Krankhafter Größenwahn ist halt sehr weit verbreitet.

Harun ist der erste, der mich für die leicht überarbeitete Fassung von „INI“ lobt. Ich finde diese Roman-Serie aus dem Jahre 1810 vor allem deshalb interessant,

weil sie die älteste erhaltene deutsche Science Fiction-Serie überhaupt zu sein scheint. Aus den Jahrhunderten davor sind mir nur Monographien, also in sich abgeschlossene Romane und Novellen bekannt. Wobei man sich darüber streiten kann, ob es sich bei ihr tatsächlich um eine Romanserie im eigentlichen Sinne handelt, da doch sehr viel belehrender Text und ebenso viel Landschaftsbeschreibung enthalten ist. Gerade das zweite Büchlein erinnert massiv an die Werke von Rainer Castor in der Perry Rhodan-Serie.

Beim Lesen der Perry Rhodan 1. Auflage bin ich jetzt gerade erst auf dem Stand von Heft 3027. Atlan bricht also gerade zu seinem heimatlichen Kugelsternhaufen M13 und dem, warum auch immer, immer noch blockierten Arkon-System auf. Ich bin also ungefähr - grob auf dem Stand von Harun im WoC 101. Da ich die Serie nur als Pausenlektüre in kleinen Brocken und mit großen Unterbrechungen lese, ist es für mich unsinnig, hier eine ernsthafte Bewertung von Stil und Inhalt führen zu wollen. Aber die Handlung ist spannend und in sich logisch genug, um mich überhaupt bei der Stange zu halten. Als ich die Romane las, die auf der falschen Erde spielten, strahlten diese auf mich durchaus eine gewisse Faszination aus. So etwas erwarte ich, wenn einer der Perry Rhodan-Autoren von heute versucht auf den Spuren von Jules Verne und seinen Romanen, wie etwa der „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ oder „In 80 Tagen um die Welt“, zu wandern. - Das ganze kann sich übrigens inhaltlich durchaus mit der Hörspielserie „Jules Verne - Die neuen Abenteuer des Phileas Fogg“ messen. Diese hat im Frühjahr 2020 bereits Teil 22.2 erreicht und ist womöglich wirklich das Vorbild für diesen Abschnitt der Perry Rhodan-Serie. - Womit wir überraschend wieder beim Thema „Steampunk“ gelandet sind. Ich empfand diesen Abstecher in dieses Genre als durchaus gelungen - Alle Klischees sind vorhanden. Die meisten Leser scheinen dies jedoch eher als eine Art Ausrutscher betrachtet zu haben, so wie die „Tiefe“ in den 1200ern für viele ein übler Ausrutscher in Richtung Fantasy a la „Conan, der Barbar“ war. Atlans Abenteuer auf Erkundungstour zu seiner alten Heimat sind dagegen schon wieder klassische Space Opera. Die darauf folgenden Hefte bis zum aktuellen Veröffentlichungsstand also PR 2052 kenne ich nur vom kurzen Durchblättern und groben Überfliegen, werden aber später auch noch folgen.

Ach ja, bei der Gelegenheit möchte ich nicht vergessen, Harun mein Lob für den zweiten Teil des Artikels zu H. G. Wells „Die Zeitmaschine“ auszusprechen. Wobei der Artikel ja zu einem großen Teil aus der Auflistung der von anderen Autoren verfassten „Fortsetzungen“ besteht. Die von Harun in dem Text getroffene Aussage, dass deutsche SF vor dem ersten Weltkrieg vor allem von Kurd Laßwitz und Carl Grunert stammt, möchte ich jedoch bezweifeln. Die Bestsellerautoren jener Tage waren andere, auch wenn man dies auf das Genre beschränkt. Allerdings hat Harun natürlich recht, wenn er indirekt damit meint, dass die meisten der Nachahmer von H. G. Wells keine Spitzenautoren waren und heute nur noch begrenzt genießbare Unterhaltungsliteratur lieferten. Und dann waren da noch die Könige des Kolportage-Romans Karl May, Robert Kraft und Oskar Hoffmann. Aber selbst ein Robert Heymann, der vor allem Krimis schrieb, befasste sich mit dem Thema Zeitreise. Tatsächlich griff die Wirkung des Werks von H. G. Wells weit über das Genre hinaus, bis hin zu „Percy Stuart vom Excentric Club“. Allerdings war die Idee der Zeitreise keine explizite SF-Idee und wurde auch nicht von H. G. Wells erfunden. Seine Idee war es, die Zeitreise mit Hilfe einer Maschine umzusetzen.

*

Schließlich möchte ich mich bei Andreas „Bully“ Dempwolf für seine Episoden-Guides bedanken, zur US-Serie „Pandora“ und der französischen Variante von „Krieg der Welten“. Beide habe ich selbst leider noch nicht sehen können. Unter anderem fehlte einfach die Zeit, aber von der Thematik her klingen sie schon interessant. „Pandora“ ist demnach eine Art modernes Remake von „Stargate“ SG-1. Worum es sich bei „Krieg der Welten“ handelt, erklärt sich bei dem Titel der Serie von selbst. Aber gerade das, dieses Gedankenspiel, wie ein erster Kontakt zwischen der Menschheit und einer Gruppe von Fremden aus den Weltraum verlaufen könnte, wenn die Außerirdischen keine netten ET's sind, bietet viele Möglichkeiten zur Ausgestaltung im Detail der Storys – Leider!!! Wenn man daran denkt, dass dies ja vielleicht eines Tages ein reales Thema werden könnte.

*

Am 19. März 2020 wird der Band 1 der neuen Miniserie „Mission SOL 2“ erscheinen, unter dem Titel: „Ritter des Chaos“. Kai Hirdt wird wieder der Verfasser des Auftaktheftes und der Exposé aller zwölf zur Serie gehörender Romane sein. Bislang (Stand Mitte Februar 2020) ist nur bekannt, dass die neue Miniserie sowohl inhaltlich als auch zeitlich an die erste Miniserie „Mission SOL“ von 2019 anschließen wird. Am Ende der Handlung von Heft 12 erklärt der Beauftragte der Kosmokraten Eroid Blitzer, dass Alaska Seadelaere noch einige Zeit in der Heilkammer liegen wird. Solange weigert sich Blitzer Perry Rhodan durch den Shod-Spiel zurückzusenden. Stattdessen beauftragt er ihn und die Solaner um Roi Danton damit für die Kosmokraten einen Auftrag zu erledigen als Ausgleich für die Verwüstungen die Rhodan und seine Freunde auf der Werftwelt EVOLUX hinterließen. Obwohl es nur noch wenig mehr als ein Monat bis zum Erscheinen der Miniserie hin ist, wird noch ein großes Geheimnis um das genaue Thema der neuen Miniserie gemacht. Doch die erste Serie hat mir gut genug gefallen, um mich für sich allein genommen auf die neue Serie neugierig zu machen.

Bei Perry Rhodan-Neo geht es ebenfalls weiter. Der Kampf mit Iratio Hondro endete nicht mit Band 209. Im Gegenteil, der Diktator auf dem Planeten Plophos ist nun mächtiger als jemals zuvor und Perry Rhodan schwebt in Lebensgefahr, weil er tödlich infiziert ist. Heilung hofft Perry Rhodan auf den Welten des Compariats zu finden. Einem Sternreich in der Southside der Milchstraße, das extra für Neo erfunden wurde und das in der Taschenbuchserie auch die Heimat von Merkosh ist. Ihn hatte es in Band 200 der Neo-Reihe unter seltsamen Umständen in das Solsystem verschlagen. Die neue Staffel ab Band 210 der Neo-Taschenbücher erzählt nun im Wesentlichen die Reise Perry Rhodans und seiner Freunde mit dem Experimentalraumschiff FANTASY in die Southside der Galaxie. Ziel ist die geheimnisvolle Medizinwelt des Compariats mit dem Namen Lashat. Eine Welt an die Ronald Tekener noch ein paar äußerst dunkle und traumatische Erinnerungen in sich trägt. Auch wenn die weitaus meisten seiner Erinnerungen an die Welt, die ihm die Lashat-Pocken-Narben hinterließ, blockiert wurden. Und am Ende kreuzt sich der Weg Perry Rhodans mit einer Person, die man als Leser schon fast vergessen hatte: Callibso.

Ad Astra,

Euer Bernd „Göttrik“ Labusch

Anime Evolution: KRIEG



Episode drei: Schattentanz

Prolog:

Auf der Suche nach einer fünfzigtausend Jahre alten Vergangenheit... Auf der Jagd nach der ultimativen Wahrheit... Oder zumindest dem, was heute diese Wahrheit sein könnte. Oder deren Fragmente, Bruchstücke, Interpretationen. Ich hatte bereits viele Informationen aufgenommen, dieses Thema betreffend, von den Dai, von Daina und Daima, vom Core, von den Iovar, einen kleinen Teil der Informationen zudem von den Göttern selbst, jener aufstrebenden Computerintelligenz, die ihren toten Herrschern nachgefolgt war und nun über die Kinder der Götter gebot. Im Moment waren die Götter so mächtig, dass sie die Dai an sich in Frage stellten; dass sie Daimon, jene geheimen Sphären, in denen sie sich versteckten, angriffen, wann immer sie eine entdeckten. Nur ein geheimnisvoller Pakt, dessen Einzelheiten ich noch nicht genug kannte, schützte die Erde und ihre Daimon vor dieser Zerstörung. Aber die Götter waren sich sicher genug, um immer wieder die Provokation zu suchen, auch um festzustellen, wie stark die Menschen mittlerweile waren. Dabei schienen sie besonders unsere KI-Meister im Blick zu haben.

Ich befand mich in einer Simulation innerhalb des unwirklichen Raumes des Paradieses der Daina und Daima, einer Reflexion der Galaxis vor fünfzigtausend Jahren an Bord eines Raumschiffs, das in jener Zeit gegen Daima und die Götter ins Feld gezogen war. Diese Simulation war für Henry William Taylor erschaffen worden, und er musste sie durchleben, um jene Informationen zu erhalten, nach denen er so intensiv mit seinem Team suchte. Yoshi und ich waren ihm gefolgt, über eine Art Bypass, mit dem kronosianische Agenten das Paradies infiltriert hatten. Und wir waren auf diesem Schiff gelandet, und, was noch verwunderlicher war, sofort Henry in die Arme gelaufen.

Nach einem kurzen Briefing, das ihm den Ernst der Lage erklärte, fasste er für uns die Situation zusammen und erzählte vom Schatten der Großen Spinne, einen Abdruck ihrer selbst, der ihn bei dieser Expedition begleitete; erzählte davon, dass sie vielleicht tatsächlich bereits vor fünfzigtausend Jahren, also in dieser Zeit gelebt hatte. Aber wie wahr war diese Situation?

Wir gingen auf die Brücke. Ich hatte oft genug mit Dai-Kuzo-sama zu tun gehabt. Ich würde wahrscheinlich einschätzen können, was oder wer da mit Henry zusammenarbeitete. Oder vorgab, dies zu tun.

"Das ist nicht Dai-Kuzo-sama", sagte ich im Brustton der Überzeugung, als ich auf der Brücke des Schiffs mit der Frau konfrontiert wurde. "Wer immer sie ist, sie hat nichts von der Großen Spinne an sich. Rein gar n..." Der Blick, den die Frau mir zuwarf, kam mir allerdings bekannt vor. Ein wenig. Irgendwie.

"Akira...", raunte, nein, hauchte sie. Dann sprang sie in meine Richtung.

Ich riss die Arme hoch, schmiedete mein KI - und befand mich plötzlich im Nirgendwo.

„Es tut mir leid, okay?“ Entnervt fuhr sich die junge Frau durch ihre Haare. „Es tut mir leid, leid, leid, leid, leid. Es tut mir leid, dass die Simulation beendet wurde, es tut mir leid, das wir hier im Nichts schweben, es tut mir leid, das ich mich als Dai-Kuzo ausgegeben habe, es tut mir leid, leid, leid, leid!“

„Davon können wir uns jetzt auch nichts kaufen!“, blaffte Yoshi Futabe wütend. „Weil du Akira angegriffen hast, sitzen wir jetzt im Leerraum zwischen den Systemen fest! Du hast die Simulation beendet! Fest sitzen wir! Fest!“

„Nun, nun“, versuchte ich den aufgebrachten Freund zu besänftigen. Aber er hatte ja Recht. Als die Agentin mich attackiert hatte, war die Simulation eingefroren, das Schiff war verschwunden, und mit ihm das ganze Universum. Irgendwie. Urplötzlich. Der Angriff war der Faktor für das Ende der Simulation gewesen. Augenscheinlich. Das war keine befriedigende Erkenntnis, aber nach Occams Skalpell die wahrscheinlichste Antwort. Zumindest bis wir neue Fakten erhielten.

Und wir schwebten hier mitten im Leerraum, und unser Schiff war weiter geflogen oder existierte gar nicht mehr.

Das Ergebnis war simpel und grausam. Wir hatten Henrys Mission vermasselt. Und Schuld daran war die Legats-Agentin, die von sich behauptete, auf direkte Anweisung von Juichiro Tora zu handeln. Aber der Magier Tora war bereits seit einiger Zeit der Verbündete meines Großvaters Michael. Es war sicherlich ein Bündnis auf Zeit, aber selbst dieser Mann würde alles tun, damit die Erde und dadurch auch das Dämonenreich nicht vernichtet wurden. Vor diese Argumente gestellt hatte die Agentin kapituliert und sich uns angeschlossen, bis sie neue Anweisungen bekam. Seither hatte Yoshi sie mit Vorwürfen bombardiert, von denen jeder einzelne nur zu genau stimmte.

„Ist doch wahr, Akira! Können wir nicht einmal alle ordentlich zusammen arbeiten? Das ist ja hier fast wie Planwirtschaft. Keiner weiß worum es geht, aber alle machen mit!“

„Sehr treffend formuliert“, sagte ich.

„Irgendwie merkwürdig“, meldete sich Henry zu Wort. Der ehemalige Legat, ehemalige britische Agent und ehemalige Risikopilot, rieb sich das breite Kinn.

„Der Alte meinte, die Simulation würde enden, wenn ich es vermasselte. Stattdessen befinden wir uns mitten im Nirgendwo, regelrecht festgesetzt. Quasi raus genommen. Das entspricht nicht seinen Worten.“

„Es ist eine Falle“, erwiderte ich leichthin. „Der alte Dai hat sich denken können, dass dein Boss nach einiger Zeit kommt um nachzuschauen, was aus dir geworden ist. Bis dahin sollte dich das Szenario beschäftigen. Immerhin bin ich als Regent des Paradies für die meisten Bewohner ein wirklicher Quell der Qualen mit meinen vielen Reformen und Projekten.“

„Meinst du das ernst?“, fragte er erschrocken.

„Nein, natürlich nicht. Obwohl man es denken könnte, wenn man bedenkt, dass wir tatsächlich hier sehr effektiv isoliert sind. Ich meine, ein besseres Gefängnis kann es doch nicht geben, solange wir darüber grübeln wie die Simulation wieder gestartet wird, anstatt uns in unsere Körper zurück zu ziehen. Wahrscheinlich würden sie in diesem Moment unsere Zeitwahrnehmung extrem reduzieren und nach einer Möglichkeit suchen, uns daran zu hindern, wirklich wieder in die Biotanks zurück zu kehren und... Ja?“

Die Agentin senkte die Hand, mit der sie mir gewunken hatte. „Ist es vielleicht ein schlechtes Zeichen wenn ich dir berichte, dass ich mich nicht länger ausloggen kann?“

„Nicht, dass das überraschend kommen würde“, sagte Yoshi barsch.

„Es ist wohl wirklich eine Falle“, stellte ich tonlos fest.

Wenn ich in der Zeit, in der ich auf dem rechten Auge nahezu blind gewesen war, eines gelernt hatte, dann war es zu sehen. Mein rechtes Auge, von dem ich lange angenommen hatte, ein Säureattentat hätte die Hornhaut getrübt und mir ein weißes, blindes Auge beschert, war von mir unbewusst mit einem KI-Panzer geschützt worden. Dieser Panzer hatte mich nicht nur vom normalen dreidimensionalen Sehen abgeschnitten und mein Auge vor der Säure geschützt, er hatte mich immerhin noch in die Lage versetzt, hell und dunkel zu unterscheiden. Darüber hinaus hatte mein rechtes Auge in Finsternis wesentlich mehr erkennen können als mein linkes. Ein Widerspruch, der mir zu grübeln gegeben hatte. Allerdings war keiner der allmächtigen KI-Meister in meinem Umfeld, angefangen bei Arno Futabe, meinem ersten KI-Lehrer, über Kitsune und Dai-Kuzo bis hin zu hervorragenden und geheimnistuerischen Meistern wie meiner Cousine Sakura und ihrem kleinen Bruder Makoto dazu bereit gewesen mich aufzuklären. Stattdessen hatten sie mich mit einem blinden Auge und einem riesigen Schuldkomplex herum laufen lassen. Letztendlich war das besser gewesen als einen Machtkomplex aufzubauen, aber sicherlich hätte es einen schnelleren, besseren und vor allem weniger schmerzhaften Weg geben können als durch mein persönliches Trauertal absoluter Verzweiflung. Langer Rede, kurzer Sinn, da ich tatsächlich im Paradies existierte – diesmal nicht mit Hilfe meine KI-Rüstung, sondern als Teil der Simulation – konnte ich tatsächlich einen Teil meiner KI-Rüstung aufbauen.

Eigentlich bestand meine Rüstung aus einer simulierten Uniform des Naguad-Hauses der Arogad, ein Umstand, der mich immer wieder fragen ließ, ob mir meine Eltern in frühen Jahren eine solche Uniform gezeigt hatten oder ob das Bild irgendwie in meinen Genen gesteckt hatte – oder ich den gleichen Geschmack hatte wie die Gründer der Dynastie. Aber damit waren meine Fähigkeiten noch nicht erschöpft. Konkret bedeutete dies, dass ich mir eine Brille mit weißen Gläsern erschuf. Und diese Brille hatte die gleichen Fähigkeiten wie mein KI-geschütztes rechtes Auge. Nur um einiges stärker. Ich konnte damit in absoluter Finsternis sehen. Andererseits gab es im Leerraum einfach nichts zu sehen. Eigentlich.

„Da bist du!“, rief ich und deutete in die uns umgebende Finsternis.

Aus dem Nichts schälte sich die Gestalt, die ich mit Hilfe der Brille erkannt hatte.

„Ich werde verrückt! Der Alte!“, rief Henry erstaunt. „War er also immer an mir dran.“

„Wundert dich das etwa?“, meinte Yoshi vorwurfsvoll.

„Respekt, Reyan Maxus. Ich hätte nicht gedacht, dass du mich aufspüren würdest. Andererseits hast du dir eine Form von Belohnung verdient. Einen letzten Triumph sozusagen.“

Fragend hob ich die Augenbrauen, während die KI-Brille wieder verschwand. Der Dai hatte mich mit dem Titel Reyan Maxus angesprochen, und das alleine hatte schon eine tief greifende Aussage. „Also war es wirklich ein Hinterhalt“, sagte ich ernst.

„Oh nein, eigentlich sollte es nur eine Beschäftigungstherapie für den jungen Burschen und seine Begleiterin werden. Aber, wie sagt man so schön bei euch Terranern? Eine Gelegenheit sollte man am Schopf packen, wenn sie sich bietet.“

„Das ist durchaus korrekt interpretiert“, erwiderte ich. „Und, was passiert nun mit uns?“

„Nichts. Ihr könnt gehen.“ Die Miene des Alten wurde ernst, und schließlich beinahe mitfühlend, wenn ich richtig in seinem Gesicht lesen konnte. „Es tut mir leid, aber es gab keine andere Möglichkeit.“

„Keine andere Möglichkeit?“, fragte ich argwöhnisch und lauschte zugleich tief in mich hinein. Was immer er vorgehabt hatte, er hatte es bereits getan. Und das beunruhigte mich sehr. Hing es vielleicht damit zusammen, dass die Agentin nicht

in ihren Körper zurückkehren konnte?

„Du verstehst nicht, junger Arogad. Es darf keine Reyan Maxus geben. Alles was Sean O'Donnelly hier erlebt hat, ist und war korrekt und nicht manipuliert. Nicht die Götter haben die Zivilisationen der Daima und Daina ausgerottet, sondern die Daima und Daina waren es selbst. Sie haben sich in endlosen Bruderkriegen vernichtet. Die schlimmsten und gefährlichsten waren dabei die Reyan mit ihren Fähigkeiten, Basisschiffe allein mit der Kraft ihres Geistes zu steuern. Die Reyan Maxus waren es, die Dutzende, ja hunderte Welten zerbombt, die den Daima und Daina eine neue Steinzeit beschert hatten. Die Götter haben in all der Zerstörung nur ihre Chance ergriffen, wofür sie aber letztendlich mit ihrer Ausrottung bezahlen mussten. Dass ihre Kinder und ihre Robotzivilisation letztendlich Sieger blieben, konnte nur gelingen, weil die meisten Maxus tot waren und die wenigen überlebenden Dai in Daimon Zuflucht und Abgeschlossenheit suchten und fanden.“ Sein Blick wurde entschuldigend, um Mitgefühl heischend. „Du, junger Arogad, bist der erste Reyan, der den Status eines Maxus erreicht hat. Ein Daina oder Daima, der sein KI nicht nur schmieden, projizieren und manifestieren kann, sondern der auch fremde Materie manipuliert. Du hast deinen Banges in Größe, Kampfkraft und Geschwindigkeit verdreifacht, und dieser erschreckende Effekt hielt bange zwölf Stunden an. Du bist von großer Macht, und dies bedeutet, dass du auch ein große Gefahr bist. Deine Existenz alleine ist diese Gefahr.“

„In dieser Zeit sind die Erben der Götter die Gefahr“, erwiderte ich ernst. „Und Stärke zu haben bedeutet noch nicht, sie auch falsch einzusetzen.“

„Weißt du denn, was richtig oder falsch ist, junger Arogad?“, erwiderte der Dai mit wehmütigem Spott in der Stimme. „Die Reyan Maxus damals hatten es geglaubt, hatten gekämpft, Rache und Gegenrache genommen, bis sich die ersten Dai in die Zuflucht ihrer Daimon zurückgezogen hatten... Und die Daima und Daina litten am meisten unter diesen Kämpfen. Mehr noch, sie selbst waren es, die den Maxus zuriefen, noch härter und noch gnadenloser zu kämpfen, um auch für sie Rache zu nehmen. Und die Maxus taten es.“

„Ich aber werde es nicht tun!“, erwiderte ich zu laut und zu gepresst. Angst schüttelte mich. Angst, ich könnte von der Macht in mir kompromittiert werden. Ein altes Sprichwort lautete: Ein Land sollte wahrhaftig nur von einem gutherzigen, weisen, aufrichtigen und ehrlichen König regiert werden.

Was wenn ich eines Tages glaubte, solch ein König zu sein? Was wenn ich dieses Wissen mit Gewalt durchsetzen wollte?

„Fassen wir es zusammen. Dass die Götter nicht ganz die große Nummer sind, für die ich sie gehalten habe, steht ja schon länger fest“, sagte Henry ernst. „Die Dai zogen sich aus den Kämpfen zurück, überließen das Feld den Reyan Oren und Maxus. Diese ließen sich nicht lange bitten und setzten ihren Vernichtungsfeldzug gegen sich selbst und alle anderen fort.“

„In der Zwischenzeit gab es Kräfte, die meinten, die Galaxis gehöre geläutert. Sie bauten die Götter auf, erhöhten ihre Waffenstärke, ihr Wissen und die Zahl ihrer Schiffswerften. Zu diesem Zeitpunkt gab es das organische Volk der Götter schon nicht mehr, weil es lange zuvor von einem Reyan Maxus ausgerottet worden war. Irgendwann waren die Götter dann mächtig genug, um mit dem, was von der Macht der Dai übrig geblieben war, in einem für sie sehr vorteilhaften Patt zu stehen. Die Kräfte, die die Götter aufgebaut hatten, waren die ersten Opfer dieses Patts. Und nach ihnen wurden wieder und wieder Daimon zerstört, potentielle Quellen für Reyan in der fernen Zukunft, und damit potentielle Gegner. Jede Daimon, die von den Göttern oder ihren Kindern aufgespürt wurde, konnte sich schon bald auf den Besuch von Strafern freuen. Einzig die Erde bildete eine Ausnahme. Der Kampf gegen die Dai dieser Welt barg die Gefahr für die Götter, selbst unterzugehen. Wenngleich sie wieder und wieder testeten, ob die Daimon

und ihre Bewohner nicht auf eine offene oder versteckte Weise besiegt werden konnten. Denn die Macht dieser Dai birgt sich im Sol-System, nicht aber in den anderen Systemen, die einst von den Daima und Daina beherrscht worden waren. So lange diese Kraft nicht erweckt wird haben die Götter im übrigen Universum freie Hand.

Bis zu jenem Tag, an dem sie sich stark genug glauben, den Konflikt mit der Erde zu überstehen. Oder wenn sie glauben, dass die Dai wieder Reyan Oren und Maxus produzieren und sie damit direkt bedrohen. Der Ärger und die Kämpfe der letzten Jahre sind ein Zeichen dafür, dass die Götter sich provoziert und bedroht sehen. Ein Kriegsausbruch steht unmittelbar bevor.“

„Und genau dafür werden meine Kräfte gebraucht, oder?“, fragte ich ernst.
„Du verstehst nicht. Du verstehst es einfach nicht! Du darfst gar nicht existieren! Selbst wenn du wirklich so edel bist, wie du uns als Befehlshaber unserer Flotten und Initiator des Exodus vorgeführt hast, junger Arogad, so bedeutet doch deine Existenz, dass auch andere Daima und Daina zu Reyan Maxus werden können! Und die Reyan Maxus waren bereits einmal beinahe Totengräber unserer Realität. Die Dai sind rar geworden. Es gibt niemanden mehr der die Reyan zügeln könnte. Ungebändigt würden sie die Galaxis überschwemmen, und als Sklave ihrer Emotionen alles vernichten, was die Daima und Daina nach der großen Vernichtung wieder aufgebaut haben.“ Er wirkte mit einem Mal entschlossen.
„Deshalb musste ich dich töten. Denn selbst wenn die Erde fällt, wenn die Dai auf dem blauen Juwel sterben, so gibt es doch noch Daima und Daina, die weiter leben werden, solange sie nicht wissen, dass das Potential der Reyan in ihnen steckt.“

„Moment Mal, Moment! Hast du gerade in Vergangenheitsform in Verbindung mit dem Verb töten gesprochen?“, fragte ich nervös. Ich sah zu Yoshi herüber.

„In der Tat. Du bist bereits so gut wie tot. Ich habe deine Verbindung zu deinem Körper gekappt. Dein KI wird bald erlöschen. Du wirst vergehen, und mit dir der Beweis, dass es die Reyan Maxus gibt. Dies wird den kommenden Konflikt abmildern und hoffentlich verhindern, dass andere Daima und Daina ebenfalls so töricht sind und Maxus´ produzieren.“

„Du hast was?“, rief ich erstaunt und erschrocken. Spontan wollte ich mich ausloggen, in meinen Leib zurückkehren, aber da war nur eine große Leere.

„Sobald du erloschen bist, junger Arogad, können sich deine Begleiter wieder in ihre Körper begeben. Sie sind keine Reyan Maxus. Ich brauche ihre Leben nicht zu nehmen. Stirb aufrichtig und wie der Held, den alle in dir sehen.“ Der Alte deutete eine Verbeugung an und verschwand im Nichts.

„Autsch“, murmelte Yoshi.

„Nix Autsch. Das hilft mir jetzt nicht“, sagte ich hastig. Ich überprüfte meinen Körper, so gut wie ich es vermochte, und fand nichts. Danach überprüfte ich meine Existenz im Paradies, und zu meinem Entsetzen begann das Gefühl für diesen Leib schwächer und schwächer zu werden. In einem schlechten Anime hätte genau jetzt die Szene begonnen, in der ich mich auflöste oder langsam verblasste. Es hätte zumindest eine schöne Theatralik gehabt.

„S-so war das nicht geplant“, kam es stockend von der Legats-Agentin.

„Du glaubst dem alten Sack doch wohl nicht?“, tadelte Henry. „Akira, lass dich nicht ins Bockshorn jagen! Der will doch nur, dass du an Angst stirbst, und...“

Ich spürte wie ein weiterer, eisiger Schauer durch meine Existenz ging. Dann spürte ich, wie die Kontrolle über meinen Leib verschwand. Todesangst überkam mich, aber ich drängte sie zurück. „Leider ist es Realität. Mein Leib ist von mir abgeschnitten. Und ich spüre, wie ich langsam die Kontrolle verliere. Vorschläge?“

„Kannst du einen von uns übernehmen? Dann loggen wir aus und stellen die

Verbindung zu deinem Körper wieder her“, schlug Yoshi vor.

„Ich glaube nicht, dass der Alte das zulässt. Sicher beobachtet er uns hier irgendwo“, wandte ich ein. „Er wird euch erst gehen lassen, wenn ich verschwunden bin. Weitere Ideen?“

„Wir erzwingen uns unseren Weg? Wir sind noch mit unseren Körpern verbunden. Deiner wird ja wohl in der Nähe sein. Wenn wir uns durchkämpfen, folgst du uns einfach, und wir weisen dir so den Weg zu deinem Leib“, sagte Henry fest. „Ich meine, du folgst der da und Yoshi.“

„Danke für „der da“. Ich habe einen Namen!“, protestierte die Agentin.

„Den wir noch nicht gehört haben“, warf Yoshi ein. „Nein, es würde zu lange dauern, bis wir herausgefunden haben, wie wir uns den Rückweg erzwingen können.“ Yoshi wühlte sich mit beiden Händen durch die goldblonden Haare.

„Eine Idee, ihr Götter, nur eine Idee, wie...“

Die Augen des Freundes leuchteten auf, und ich hatte unmerklich das Gefühl, noch tiefer im Ärger zu stecken.

„Dein Blick gefällt mir nicht“, tadelte ich meinen besten Freund.

„Akira! Deine Projektion besteht doch aus KI, oder?“

„Ja, schon, ich habe sie mit meinem KI verstärkt. Mit beachtlich viel eigenem KI.“

„Und du bist von deinem Körper getrennt, oder? Dein KI ist quasi frei.“

„Irgendwie gefällt mir nicht, worauf du hinaus willst, Yoshi.“

„Ich meine, ich kann freies KI binden! Ich kann dir einen Container erschaffen, so wie für Spike!“

„Hey, Hey, keine Experimente! Du wirst doch nicht mein Leben riskieren wollen?“

„Du meinst mehr riskieren als ohnehin gerade gefährdet ist?“ Spöttisch sah Yoshi mich an.

„Da hast du wohl Recht“, sagte ich widerwillig.

„Außerdem ist es nicht das erste Mal. Nach Spike habe ich noch ein paar andere Biester erschaffen. Einen Bären, einen Adler, einen...“

„Moment! Das erfahre ich erst jetzt? Du produzierst unnütze KI-Biester?“

„Ich musste ja wohl experimentieren, um Erfahrung zu sammeln, oder?“, erwiderte Yoshi bissig. „Außerdem sind sie nicht unnützlich. Sie alle beschützen Laysan, und das recht gut, wie du am Beispiel von Joan und Jora Kalis gesehen hast.“

„Joan hat die Situation gelöst, oder?“

„Meinetwegen, aber meine Biester haben sie gewarnt. Komm schon, das ist vielleicht deine einzige Chance, und ich wollte eh noch einen Delfin erschaffen.“

„Keinen Delfin!“, rief ich nervös. „Der passt nun wirklich nicht zu mir!“

„Stimmst du also zu? Dann such dir mal ein anderes KI-Biest aus. Ein Hund, ein Wolf, ein Tiger, eine Eule, ein Falke, ein...“

„Adler! Wenn du mich schon in einen Tierkörper einsperrst, dann will ich ein Adler sein!“

„Weißkopfadler, Seeadler, Steinadler, Malayenad...“

„Überrasche mich einfach“, erwiderte ich, als das Taubheitsgefühl einen neuen Höhepunkt erreicht hatte.

„Und du hältst das für eine gute Idee?“, hakete Henry nach.

„Wenn du in den nächsten zehn Sekunden keine bessere hast, lass mich machen“, brummte Yoshi.

Zögernd nickte Henry und entfernte sich etwas. Also hatte auch er keine gute Idee.

Yoshi verschränkte die Hände ineinander und drückte sie nach außen. Es knackte vernehmlich. „Also einmal Adler für Tisch eins. Kommt sofort.“

Als ich seine vor Erwartung geweiteten Augen sah, musste ich mich für eine Sekunde fragen, welche Alternative wirklich besser war. Sterben oder ein Adler werden.

Dann wischte ein ultraheller Blitz mein Bewusstsein aus.

Als ich langsam wieder erwachte, dröhnte mein Kopf, als würden sich in ihm eine Division Banges mit einer Division Hawks ein Schauschießen liefern. Ich fasste mir an die Stirn, und es tat gut, den Druck meiner Finger darauf zu spüren. Langsam öffnete ich die Augen.

„...hat geklappt“, klang Yoshis Stimme an mein Ohr. „Aber wie lange es Bestand haben wird weiß ich nicht. Noch ist der Körper geschwächt.“

„Ihr habt uns einen Riesenschreck eingejagt, als die Vitalwerte vom Division Commander plötzlich weg gesackt sind. Und dann kommt er als Vogel wieder! Ich meine, Hey, es ist Akira Otomo, und da gibt es keine Unmöglichkeiten. Aber ich habe nicht damit gerechnet, in meinem Alter noch mal überrascht zu werden“, antwortete eine Stimme, die ich einem meiner Bataillonskommandeure zuordnete. Ich stöhnte gequält, während sich der Blick meiner Augen langsam scharf stellte.

„Vorsichtig, Akira, bleibe fokussiert. Denn wenn du das nicht tust, dann...“

Yoshi hatte kaum ausgesprochen, da hatte ich auf einmal das Gefühl, in einer Achterbahn einen erheblichen Berg hinab zu fahren. Es wurde ein Sturz, der meinen Magen gekitzelt hätte, wenn ich einen gehabt hätte. Danach bot sich mir die Welt aus einer unerwarteten Perspektive. Ich hockte neben mir. „Ich“ war dabei ein dehnbare Begriff. Denn langsam aber sicher ahnte ich, dass Yoshi nur halbe Arbeit geleistet hatte. Ich hatte von vorne herein gehant, dass es ein Fehler gewesen war, nicht nach der Zeit nach der Manifestation als KI-Biest zu fragen.

„Genau das habe ich gemeint. Du hast deine Kontrolle über Akira verloren“, sagte Yoshi vorwurfsvoll. Sein Gesicht erschien riesengroß vor mir. Eine Hand drückte es beiseite, und mein Oberkörper richtete sich auf. Also mein Körper, dessen Kontrolle ich verloren hatte. Während ich daneben hockte, und das garantiert in der Form eines von Yoshi als Adler geformten KI-Biests.

Ich war also nicht nur wieder mal von meinem Körper getrennt worden, diesmal war er bis zu einem gewissen Grad handlungsfähig. Eine Hand senkte sich auf mich herab und streichelte mich vorsichtig am Kopf meines KI-Körpers, während mein Körper zaghaft lächelte.

„Es ist etwas kompliziert. Du, ich meine deinen Körper, handelst autark. Die Trennung hat einen schweren Schaden bewirkt, den ich nicht beheben kann. Was wir wissen ist, dass du nicht vollkommen aus dem Körper verschwunden bist. Im Gegenteil. Wir haben einige Zeit darüber diskutiert und festgestellt, dass dein „ES“ noch immer in ihm ist. Also alle grundlegenden Fähigkeiten einer Intelligenz, nur eben auf Aktion und Instinkt reduziert. Im Falle deines Körpers kommt noch Erfahrung und Wissen dazu.“ Yoshi zuckte mit den Schultern. „Wir wissen noch nicht wie groß seine Intelligenz ist und ob er in der Lage ist mit anderen sprachlich zu kommunizieren. Aber auf jeden Fall mag er dich, das ist doch positiv.“

Bei diesen Worten sträubte sich mir das Gefieder. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Was kam als Nächstes? Wurde mein Körper mein Feind?

„Das Über-Ich, also das philosophische Bewusstsein, steckt im KI-Biest. Einem Adler, genau wie bestellt. Das Ich, die Zwischenstufe, teilt Ihr euch merkwürdigerweise. Wie gesagt, wir wissen noch nicht genau, was Akira-Körper alles kann und tun wird, aber wir wissen, dass du ihn einnehmen kannst. Er ist dann quasi von dir besessen, aber um dies eine längere Zeit zu tun wird wohl einiges an Übung notwendig sein. Ich habe die anderen KI-Meister bereits informiert und auch die Dai von der ADAMAS angefordert. Wir arbeiten an einer Lösung, aber bis die steht wirst du dich wohl mit der Situation abfinden müssen und quasi von dir selbst besessen sein.“ Yoshi runzelte die Stirn. „Das Beste ist wohl, wenn du dich selbst immer dann begleitest, wenn du nicht von dir besessen

bist.“

„Das ist der schlimmste Moment meines Lebens, Yoshi“, murkte ich. Na, wenigstens meine Stimme war einigermaßen normal. Eine schrille, piepsige Vogelstimme hätte dem Fass den Boden ausgeschlagen.

„Wir arbeiten dran, wir arbeiten dran. Sei lieber froh, dass ich dich aus der Falle des Dai gerettet habe, ja?“, antwortete der Freund pikiert. „Immerhin lebst du noch.“

Mist, in dem Punkt hatte er Recht. Und irgendwie leben war immer noch besser als gar nicht mehr leben. Allerdings würde ich dem Dai seine ganze Reyan-Argumentation bei nächstbesten Gelegenheit nachhaltig in den Rachen stopfen, und mit einem Hawk-Arm nachstoßen.

„Und was nun?“

Unschlüssig hob Yoshi die Hände.

Henry trat in Begleitung einer jungen Frau in mein Sichtfeld.

„Eigentlich ist er ganz hübsch so“, murmelte sie und strich sanft über mein Gefieder. Nicht dass ich meinen KI-Körper bereits gesehen hatte, aber ich ging von Federn an einem Adler aus.

Eine Hand meines Körpers ergriff ihre. Mahnend und verneinend sah mein Leib sie an. Aber bereits eine Sekunde darauf lächelte er sie an. Er hatte der Agentin eine Abfuhr darin erteilt, mich zu berühren, ihr aber auch signalisiert, dass er nicht böse war. Eine erschreckende Entwicklung. Andererseits war das wirklich besser als von meinem eigenen Körper gehasst zu werden.

„Ich bin dafür, wir gehen erst mal alle nach Hause. Bis auf dich, Agentin. Du wirst unseren Spezialisten Rede und Antwort stehen“, sagte Henry.

„Hey! Was ist aus „Wir sind jetzt Verbündete“ geworden?“

„Später“, erwiderte Henry und schob sie in Richtung eines Teams vom Geheimdienst der UEMF. Mamoru Hatake erwartete sie bereits. „Ich denke, auf Handschellen können wir verzichten. Es wird nur eine formelle Befragung.“

Zögernd nickte die Agentin und folgte Mamoru. Das Team folgte hinter ihr.

Halb wandte sich der Geheimdienstoffizier mir zu, wollte etwas sagen, verstummte, schüttelte den Kopf und öffnete erneut den Mund. „Junge, Junge. Akira, du bist wirklich ein Unglücksmagnet.“

Ich seufzte innerlich tief und schwer. Damit hatte er wirklich Recht.

2.

Es war schwierig. Um nicht zu sagen SEHR SCHWIERIG. Mein Körper agierte und reagierte auf einer unbewussten Ebene auf alle ihm dargebotenen Reize, und zwar in den Mustern, die er gewohnt war. Im Prinzip war ich ja auch nur schizophren geworden. Mein ES, also die einfachste Form des Selbstverstehens und ein Teil meines ICH steuerten nun meinen Körper, während mein restliches ICH und mein ÜBER-ICH, also der komplexe, spekulative Verstand in der KI-Rüstung eines Adlers steckten, die mir Yoshi als Ersatz-Korpus erschaffen hatte.

Oh, im Prinzip konnte ich mich auf mich selbst verlassen. Sprich, während ich aus Entkräftung meinen eigenen Körper nicht in Besitz nehmen konnte und auf seiner rechten Schulter ritt, und wir in Yoshis Begleitung – von einem halben Dutzend Leibwächter abgesehen – mit der Bahn fuhren, benahm sich ES-Akira anständig. Aber er reagierte eben auf die ganzen Reize, ebenso wie ich es getan hätte. Leider stoppte ich mich bei vielen Dingen selbst, weil sie mir zu unnötig oder zu peinlich erschienen. ES-Akira hatte damit keine Probleme und schenkte jedem ein Lächeln, der ihn anlächelte. Genauso reagierte er auf einen bösen Blick eines West End-Daimas mit einem Knurren und Zähnefletschen wie ein Alphamännchen im Wolfsrudel gegen einen dreisten jungen Rivalen. ES-Akira hatte sehr wohl

verstanden, dass der Mann ihn hasste. Ich wäre drüber hinweg gegangen und hätte ihn mit meiner Missachtung viel stärker getroffen.

„Junge, Junge, was machst du auch für Sachen“, tadelte Yoshi und richtete den Kragen der Schuluniform meines Körpers. Danach strich er mir, also meiner KI-Rüstung als Adler, über den Kopf. „Vögel streichelt man nicht. Es bricht ihnen das Gefieder“, tadelte ich.

Aufgeregtes Raunen ging durch die Gruppe meiner mehr oder weniger heimlichen Beobachter. Hatten uns ohnehin schon viele Blicke getroffen, weil Akira Otomo wie ein gewöhnlicher Sterblicher Bahn fuhr – eigentlich machte ich das immer, aber für die meisten Menschen in der AURORA war es eben noch keine Routine – so hatte sich das Interesse vervielfacht, als der große, stolze Raubvogel auf seiner Schulter erkannt wurde. Ich musste zugeben, es schmeichelte mir schon, dass der Vogelkörper als schön anerkannt wurde. Ein Grund, Yoshi zu danken. Bevor ich ihn für seine KI-Biestmassenerschaffung tadelte.

„Er spricht“, flüsterte eine Mädchenstimme.

„Wie erwartet von Otomo-sama. Sein Vogel ist natürlich etwas ganz besonderes“, antwortete ein anderes Mädchen, und zustimmendes Gemurmel erfüllte den Waggon.

„Stell dich nicht so an. Das ist doch nur eine KI-Rüstung“, murmelte Yoshi und tätschelte meinen Kopf. „In der du übrigens sogar vor direktem Beschuss durch einen Hawk sicher bist.“

„Angeber“, murmelte ich. Oh, ich traute ihm durchaus zu, dass sein neuestes KI-Biest, also ich, derart mächtig und gut geschützt war. Aber musste er damit angeben gehen?

Kurz überlegte ich, ob ich dem Freund einen kräftigen Hieb mit meinem Schnabel verpassen sollte, ließ es dann aber doch. Die Krallen waren dafür definitiv besser geeignet.

„Du bist nun mal meine beste Schöpfung“, erwiderte Yoshi lächelnd. „Und das auch noch unter Zeitdruck, weil dein KI sich zu verflüchtigen drohte. Mir scheint, unter Druck arbeite ich wirklich am besten.“

„Annehmbar, meinst du wohl.“ Ich unterdrückte den Drang, mein Gefieder zu putzen und meine Greiffüße abzupicken. Ebenso hatte ich noch nicht versucht zu fliegen. Ich befürchtete einen spektakulären Bauchklatscher. Vielmehr wartete ich auf den Moment, an dem ich wieder stark genug war, um meinen Körper in Besitz zu nehmen.

Ich wandte ES-Akira meinen Kopf zu. Die Perspektive war etwas ungewöhnlich, weil sie durch Vogelaugen erfolgte. ES-Akira war nicht ohne Verstand. Im Gegenteil, er offenbarte in schneller Folge Fähigkeiten, die ich besessen hatte. Ich war mir sogar ziemlich sicher, dass er sprechen konnte, wenngleich eine angeregte philosophische Diskussion oder eine Unterhaltung über die Technologie der Mechas wohl nicht möglich sein würde. Sozialverhalten würde er eventuell diskutieren können, weil dies zu den grundlegendsten Fähigkeiten des Menschen gehörte, aber das auch nur in einem bestimmten Rahmen. Oh, ich glaubte nicht, dass ES-Akira dumm war. Nur einem Großteil seiner Fähigkeiten beraubt, sprich mich.

Ich erinnerte mich noch gut daran, wie ich in meinen Leib zurückgekehrt war, damals im Kaiserreich. Laysan war mein Anker gewesen, ich hatte um ihn eine KI-Hülle erschaffen, die meinem alten Äußeren entsprach. Ich war vor meinen schlafenden Körper getreten und hatte in ihn wechseln wollen... Und ich schwöre, für eine Sekunde hatte ich geglaubt, er hätte mich böse, beinahe abweisend angesehen. Das war damals nur mein Körper gewesen. ES, ICH und ÜBER-ICH hatten sich komplett bei mir befunden. Nicht, dass ich als Vogel die Fähigkeit

brauchte, wie ein Mensch zu schmecken und zu riechen, geschweige denn die Fertigkeit auf zwei Beinen zu laufen oder meine Hände zu benutzen. All dies wurde dann relevant, sobald ich wieder in meinem Körper steckte und mich mit ES-Akira verband. Ein Dauerzustand war das nicht, sicherlich. Und ich hätte es verstanden, wenn ES-Akira mich dafür in einem gewissen Maße verabscheute, auf einer instinktiven Ebene. Aber er hatte mir noch nicht einen bösen Blick geschenkt. Im Gegenteil. Er wusste wer ich war, und er beschützte mich. Er spürte, dass wir zwei Teile eines Ganzen waren und dass wir wieder zusammen finden mussten.

Langsam kam mir der Verdacht, dass mein Körper meine KI-Rüstung böse angesehen hatte, weil er hatte einmalig sein wollen. Nun, das entsprach meinem normalen Ego, das, wie Sakura mal spöttisch betont hatte, durchaus ein paar der Großhangars der AURORA füllen konnte. Es war jedenfalls eine angenehmere Lösung als die Erkenntnis, dass mein Körper mich töten wollte. Eine Art Semi-Selbstmord gewissermaßen.

Eine Hand senkte sich auf meinen Kopf und streichelte mir übers Gefieder. „Denk... nicht... zuviel“, tadelte mich meine eigene Stimme, die sich erheblich tiefer anhörte, sobald ich sie nicht mit meinen eigenen Ohren hörte.

Entsetzt sah ich zur Seite. ES-Akira hatte gesprochen. Und er hatte mich getadelt. Und er lächelte mich tröstend an. In den klaren grünen Augen stand keinerlei Falschheit, keine Hintergedanken. Nichts was in dieser Welt als negativ angesehen werden konnte. In diesem Moment wäre ich bereit gewesen, für diesen reinen, in sich ruhenden Menschen einen Tempel zu erbauen, um ihn dort zu verehren... Ihm fehlten ja auch alle wichtigen Details eines menschlichen Verstandes, die aus einer reinen Seele eine verdorbene machen konnte. Zum Beispiel wie bei mir die Tatsache für den direkten Tod von viertausend Menschen und Kronosier verantwortlich zu sein. Grob über den Daumen gepeilt. Beneidenswert. Wirklich beneidenswert.

„Akira-sama. Wir sind da“, meldete einer der Wächter. ES-Akira und Yoshi erhoben sich und gingen zwei der Leibwächter nach, während zwei weitere die Flanken und die anderen zwei den Rücken schützten. Ich musste kurz mit den Flügeln schlagen um mein Gleichgewicht zu halten und richtete mich danach wieder zur vollen Größe auf. Bewunderndes raunen und Kommentare über das schöne Tier erreichten meine Ohren. Verdammt, als Mann war ich für Komplimente empfänglich, selbst wenn ich ein dämlicher Adler war.

ES-Akira lächelte ins Rund und winkte. Erfreutes raunen antwortete ihm.

„Hier entlang, bitte“, sagte der vorderste Leibwächter und deutete eine lange Straße hinab, die auf einen Shinto-Tempel zu führte, der auf einem künstlichen Hügel saß. Hier lebte und arbeitete einer der größten KI-Experten der Menschheit, Arno Futabe, Großvater von Yoshi und mein geistiger Mentor. Er war es, der mir meine eigenen KI-Fähigkeiten verdeutlicht hatte. Er war es, der die Grundlagen dafür gelegt hatte, was ich heute erreicht hatte. Dummerweise war das alles nicht durchweg positiv. Und wahrscheinlich war das eine seiner wichtigsten Lektionen gewesen, ging es mir durch den Kopf. Wenn man jemandem die Grundlage für etwas wirklich Großes in die Hand gab, war es nicht so dass der Proband die Wahl hatte, ob es sich positiv oder negativ entwickeln würde. Es entwickelte sich immer in beide Richtungen, egal ob man es wollte, oder sogar darauf hinarbeitete, oder nicht.

Selbst wenn man selbst nichts an negativen tat, ein anderer übernahm das mit Sicherheit. Die normale Regel auf der Welt war, dass man Dinge am besten selbst in Angriff nehmen sollte, wenn sie getan werden mussten. Je mehr Grundlage und Macht eine Sache oder ein Mensch aber aufbaute, desto wahrscheinlicher wurde es, dass sich andere quasi schon darum schlugen, um den negativen Aspekt

auszufüllen. Das hätte zumindest erklärt, warum auf jeden Triumph mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks eine niederschmetternde Erfahrung kam. So wie diesmal. So wie immer. Was mich zu meiner Lieblingsfrage brachte: Warum eigentlich immer ich? Nur weil ich immer vorweg lief und die Spitze hielt? Was für eine unfaire Welt war das, die einen Egomanen wie mich nicht mal ein wenig hofierte.

Ungefähr auf halber Höhe auf der Treppe sah ES-Akira mich auffordernd an. Ich verstand. Er hatte gespürt, dass ich wieder genügend Kraft aufgebaut hatte, um Besitz von ihm zu ergreifen und forderte mich nun quasi auf, es auch zu tun. Letztendlich waren wir eins, und er schien sich so unkomplett auch nicht sehr gut zu fühlen.

Die KI-Gestalt des Vogels verschwand, als hätte es sie nie gegeben. Stattdessen griff leichter Schwindel nach mir, und ich sah die Welt wieder mit meinen eigenen Augen. Eine merkwürdige Welle an Gefühlen schwappte über mich hinweg. Hunger, Durst, Müdigkeit, Euphorie und das Verlangen nach Komfortzeit mit meiner Freundin drohten mich hinweg zu fegen. Es brauchte ein paar Sekunden bis ich begriff, dass ich diese Emotionen nur derart stark empfand, weil ich sie als ÜBER-ICH nicht gehabt und nun zurückerhalten hatte. Nun ja, nicht ganz. Da war immer noch die durchtrennte Verbindung zwischen Körper und Geist, und ich ahnte, dass die Restaurierung dieser Verbindung keine leichte Sache werden würde.

Einer der Wächter wollte mich stützen, aber ich wehrte ab. Langsam nahm ich die erste Treppenstufe. Dann die nächste. Es war ein schönes Gefühl im eigenen Körper zu stecken.

„Also weiter“, murmelte Yoshi.

Oben auf dem Treppenabsatz empfing mich bereits eine Horde Leute. Genauer gesagt einige meiner Jungs. Unter ihnen waren auch Makoto und Doitsu. Gemein war ihnen allen eines: Sie sahen mich düster an.

„Ach, kommt schon! Das ist doch kein Beinbruch und kein Todesurteil! Ich werde schon einen Weg finden, wie ich das hier wieder flicke“, wandte ich ein.

„Das ist es nicht“, brummte Takashi und drückte mir ein Bündel Papier in die Hand.

Verblüfft starrte ich es an. AURORA-Mark. Und wie ich nach einer kurzen Zählung feststellte, etwas über sechshundert. „Habt Ihr gesammelt? So schlecht geht es mir nun wirklich nicht.“

„Nicht gesammelt“, sagte Makoto. „Gewettet. Das ist der Pool.“

Ich wusste, die Antwort würde mir nicht gefallen. Dennoch stellte ich die Frage: „Um was habt Ihr gewettet?“

„Nun, wir haben darauf gewettet, was als nächstes mit dir passiert“, erklärte Makoto ernst. „Ich zum Beispiel habe gewettet, dass dein Geist wieder mal entführt wird. Einhundert Mark habe ich eingesetzt.“

„Ich habe gewettet, dass du wieder mal für tot gehalten wirst“, gestand Takashi.

„Und ich habe gewettet, dass du komplett mit Körper entführt wirst“, sagte Daisuke.

„Und was machst du? Lässt dich in ein KI-Biest verbannen! Das ist nicht fair, Akira, einfach nicht fair!“ Makoto schenkte mir den beleidigtsten Blick, zu dem er fähig war.

„Moment mal“, sagte ich ernst und schnappte nach dem Kragen meines Cousins. „Ihr habt darum gewettet, was mir als nächstes passiert? Ihr habt auf mein Unglück gewettet? Und womöglich auch noch drauf gewartet?“

Entschuldigendes Gemurmel erhob sich. „Dafür hast du ja jetzt auch den Pott bekommen. Damit sind wir quitt.“

„Entschuldige bitte, Mako-chan, dass ich gerade in den Tiefen meiner persönlichen Verzweiflung dem Tritt nachspüre, den Ihr mir zusätzlich verpasst habt. Leute, wie konntet Ihr so etwas tun?“

„Komm wieder runter, Alter“, erwiderte Kei. „Niemand hat darauf gewettet, dass dir wirklich was passiert. Immerhin bist du der Akiranator, das mächtigste Wesen in diesem Teil der Galaxis.“

„Bitte immer nur einen unqualifizierten Scherz pro Tag“, tadelte ich den alten Freund. „Akiranator... Was für ein übler Witz.“

Yoshi runzelte die Stirn. „Witz? Ich glaube nicht. Du gehst zur Schule, und ein Daishi fällt dir vor die Füße, in den du einsteigst und die Welt rettest. Du fliegst zum Mars und schmeißt Phobos auf das Legat. Du fliegst nochmal zum Mars und eroberst ihn. Du fliegst nach Kanto und startest eine Revolte, die den ganzen Planeten befreit. Du fliegst nach Nag Prime und kommst als Besitzer Kantos, des Daness-Turms, des Mars und des Mondes wieder. Du fliegst...“

„Schon gut, schon gut!“, fiel ich ihm ins Wort. „Ich habe verstanden. Was also seht Ihr in mir? Einen unbesiegbaren Menschen? Einen Gott?“

„Das mit der Körpertrennung bekommt ihm nicht“, murmelte Kei. „Er kriegt Halluzinationen.“

„Hey“, tadelte ich.

„Bleib locker, Akira. Keiner denkt hier daran, dich auf ein so hohes Podest zu setzen. Wozu auch? Dann käme ja keiner mehr zu dir rauf. Im Gegenteil, wir wollen dich bei uns behalten.“

Die anderen nickten geschlossen zu Keis Worten.

„Deshalb haben wir auch nicht auf deinen Tod gewettet. Erstens weil daran sowieso keiner glaubt“, führte Makoto fort, „und zweitens weil wir keine Menetekel beschwören wollen.“

„Mene-was?“

„Steht in der Bibel. Mene, Menetekel, Uphasin.“

„Bitte, was? Ich bin Atheist.“

„Schon gut“, erwiderte Makoto seufzend. „Jedenfalls war unsere Wette mehr eine Art Ritual. Wir haben versucht Dinge zu beschwören, die dir nicht schaden können, weil du sie schon so oft überlebt hast. Ich weiß, das ist Aberglaube. Aber wir alle haben keine Lust, dich erneut zu verlieren. Und so eine kleine Entführung bringt dich nicht um. Du kommst ja als Oberbefehlshaber der Entführer zurück. Wir haben es zumindest nicht schlecht gemeint.“

Zustimmendes Gemurmel der anderen erklang.

Ich war ergriffen. Langsam trat ich einen Schritt vor und klopfte den Jungs auf die Schultern. „Danke. Ich weiß das zu schätzen.“ Ich reichte Makoto das Geld zurück.

„Die Wette ist ungültig, weil ich selbst nicht gewettet habe. Aber ich steige mit ein.“

„So? Und auf was wettetest du?“

„Das ich mindestens dreitausend Jahre alt werde, ohne entführt oder für tot gehalten zu werden.“

„Dreitausend Jahre? Eher tritt einer der anderen Fälle ein“, erwiderte Makoto entrüstet, nahm das Geld aber wieder an.

„Und ich werde mein Bestes tun, um die Wette zu gewinnen.“

„Worin wir dich natürlich tatkräftig unterstützen werden“, versprach Daisuke.

„AKIRA!“

Ich schreckte auf und hätte dabei beinahe den Kontakt zu meinem Körper verloren. „Mein Meister ruft. Entschuldigt mich, aber vielleicht gewinnt jetzt doch noch einer von euch den Pott. Nur für den Fall, dass Futabe-sensei nichts von mir übrig lässt.“ Hastig drängte ich mich durch die Reihen, winkte noch einmal zurück, sah Yoshi an meiner Seite – und erstarrte. Der alte Mann sah mich böse an. Er

wandte sich um und ging in Richtung Haupttempel. „Komm“, sagte er nur, und ich wusste, ich hatte nun ein echtes Problem am Hals.

„Ein seltener Gast“, empfing Juichiro Tora Michael Berger, als der amtierende Direktor des Legats sein Labor betrat.

„Eine seltene Gelegenheit“, erwiderte Berger, während er langsam in den aufgeräumten und hell erleuchteten Raum trat. „Wenn wir erst wieder Feinde sind, werde ich wohl nicht so viele Gelegenheiten, dir bei deiner Arbeit über die Schulter zu schauen.“

Der Dämon warf dem Fioran einen spöttischen Blick zu. „Es gibt eine gute Chance, dass wir nie wieder Feinde werden, weil wir eventuell nicht mehr lange zu leben haben.“

„In der Tat, diese Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen“, erwiderte Michael mit dem Anflug eines Schmunzels. „Umso wichtiger ist es, die uns verbleibende Zeit zu nutzen.“

Aufmerksam sah er sich weiter in der großen Halle um, die im Wolkenkratzer des Legats drei aufeinander folgende Stockwerke einnahm. Sie befanden sich zirka zehn Etagen unter dem Parkdeck, tief in das Gestein, auf dem Manhattan stand, eingegraben. „Ich hätte mehr erwartet.“

„Mehr?“, fragte der Magier und zog eine Augenbraue hoch. „Vielleicht einen Käfig mit KI-Biestern? Eventuell eine Freilaufzone für Youmas? Oder ein paar Tische, auf denen Probanden angeschnallt sind?“

„Etwas in der Art, ja.“

„Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, Michael. Aber im Zeitalter der Computertechnologie laufen die meisten Experimente als Simulation ab. Wir müssen die Ergebnisse nur ab und an durch reale Experimente belegen.“

„Hm. Als wir unseren Kampf begonnen haben, gab es noch keine Rechner“, wandte Michael ein.

„Die Menschen hatten keine Rechner. Uns aber stand diese Technologie zur Verfügung. Mir als Verbündeten des Cores sogar die Biocomputertechnologie.“ Er deutete in die Tiefe des gewaltigen Raums. An der Wand war eine Galerie aufgestellt, in der sich zwei Dutzend Biotanks befanden. Alle waren besetzt. „Die meisten Insassen leben bereits dreihundert und mehr Jahre in diesen Tanks. Sie existieren in ihrem eigenen Paradies und werden dort noch leben, wenn ein normaler Mensch seine Lebensspanne bereits beendet hat.“

„Dreihundert Jahre?“ Michael trat näher und musterte die nackten Menschen, Männer wie Frauen. „Es ist eine Grausamkeit, sie so lange von der Welt auszuschließen.“

„Oh, ich schließe sie nicht von der Welt aus. Sie tun es selbst. Ihr Dienst im Biocomputer ist vollkommen freiwillig. Sie können kommen und gehen, wann immer sie wollen. Außerdem informiere ich sie jeden Tag über das Geschehen auf der Welt, sofern sie das überhaupt möchten. Auf jeden Fall sage ich ihnen ständig, dass sie in einer Traumwelt leben. Sie wollen es so, Michael, und für viele wäre die Chance in dieser Welt real zu leben eine Strafe. Zu unterschiedlich ist die Welt aus der sie kommen von jener in der wir beide leben.“

„Menschen können lernen. Menschen können sich anpassen“, beharrte der alte Berger.

„Hören Sie, Michael. Ich lasse mich schon mehr auf Sie ein als ich sollte. Strapazieren Sie meine Geduld nicht und stellen Sie meine Methoden nicht in Frage.“ Er begleitete seine Worte mit einem bösen Blick.

„Ich stelle nicht in Frage. Ich vergleiche lediglich unsere unterschiedlichen Moralvorstellungen und versuche das mit dem in Einklang zu bringen, was ich über die Jahrhunderte über Sie gelernt habe. Oder gelernt zu haben glaube,

Juichiro.“

„Hm. Falls es Sie beruhigt, die meisten Menschen in diesen Tanks haben ein Handicap, das sogar ein KI-Meister nicht beheben kann.“ Er deutete auf einen Tank in der untersten Reihe. Dort schwebte eine uralte Frau träge in der Nährflüssigkeit. „Eine Schamanin von einem Stamm, der von weißen Robbenjägern ausradiert wurde. Sie war zu alt, und die Männer ließen sie leben. Nicht um ihr einen Gefallen zu tun, sondern um das Wissen zu genießen, dass die alte Frau auf sich gestellt erbärmlich sterben musste. Ich habe sie gefunden und gerettet. In der Welt im Biotank ist sie wieder zwanzig und lebt glücklich in der Gemeinschaft des Biocomputers. Ich hätte ihr auch eine Simulationswelt mit einer fiktiven Familie erschaffen können, aber das wäre Betrug gewesen. Ich lege Wert darauf, dass meine Probanden wissen was ich mit ihnen tue.“

„Wie beruhigend. Und wie sind Sie auf die Frau aufmerksam geworden? Wie sind die Robbenjäger auf den Stamm aufmerksam geworden?“

Tora neigte leicht den Kopf nach links. „Sie ist Schamanin. Sie ist mit dem großen Weltgeist verbunden. Ich kann nicht sagen wie die Robbenjäger den Stamm gefunden haben und warum sie ihn ausradiieren mussten. Aber ich weiß ziemlich genau, dass sie anschließend an einer Bleivergiftung starben, während ich die Frau retten konnte. Als aktiver Teil des Weltgeists konnte ich sie in ihrer größten Not so deutlich sehen wie ein Leuchtfeuer in tiefschwarzer Nacht. Sie wissen, dass wir Dai mit der KI-Seele der Erde eng verbunden sind.“

„Bleivergiftung?“, argwöhnte Michael.

„Bleivergiftung. Man hat die ersten Konservendosen damals mit Blei verschlossen, weil es so leicht formbar war. Von Partikelwanderung hat man damals noch nichts gewusst. Geschweige denn von der Möglichkeit, sich an Metall zu vergiften. Sie haben sich im wahrsten Sinn des Wortes tot gefressen.“

Michael nickte verstehend und verschwieg das nicht ganz unwichtige Detail, dass er eine der ersten Firmen gegründet hatte, welche Dosen mit Pressrand hergestellt hatte, einer Methode ohne Blei, die schnell Marktbeherrschend geworden war.

„Jenem hier habe ich kurz vor der Jahrhundertwende in London getroffen. Er hat... Nun, einige Defizite, die ihn unregelmäßig zum getriebenen Mörder machten, der einen perfiden Spaß daran hatte, Frauen in finsternen Nächten auf offener Straße mit einem Messer zu töten. Ein Umstand, der ihn nach dem Rausch der Tat beinahe in den Wahnsinn trieb. Hier im Tank ist er endlich von seiner Biochemie getrennt. Seine Hormone verwirren nicht länger seine Gedanken. Hier in dieser Welt ist er ein reines Bewusstsein und mein bester Rechner.“

„Jahrhundertwende? Sie meinen die vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert?“ Michael runzelte die Stirn. „Das ist Jack the Ripper. Sie haben Jack the Ripper im Biocomputer?“

„Bitte keine Vorwürfe. Er lebt hier ein besseres Leben und leistet als Teil des Rechners sehr gute Arbeit. Er hat es verdient, auch einmal in Frieden leben zu können.“

„Das bringt seine Opfer nicht zurück.“

„Das würde sein Tod auch nicht, Michael“, erwiderte Tora scharf.

Die beiden Männer sahen sich streng an, dann endlich lenkte Berger ein. „Ist ein Argument. Also hat jeder einzelne von diesen Menschen eine besondere Geschichte.“

„Das kann man sagen. Sehen Sie das zarte Geschöpf in der dritten Reihe ganz rechts? Ich traf sie knappe zwanzig Jahre später in Paris. Sie ist Holländerin und arbeitete in einem Nachtclub als Tänzerin. Sie fiel einer Intrige zum Opfer, das auf einen hohen Minister ausgerichtet war. Man erschoss sie als feindliche Spionin, dabei war alles was sie sich zuschulden kommen lassen hatte, indischen Tempeltanz zu tanzen und sich mit einem Mann einzulassen, der Feinde im

Übermaß hatte. Keinen Finger hat er für sie gerührt, der Bastard.“ Unwillkürlich ballte Tora die Hände zu Fäusten.

„Mata Hari. Interessante Menschen haben Sie hier in Ihrem Biocomputer.“

„Namen, Michael? Namen sind hier Schall und Rauch. Sie sind unwichtig, weil die Menschen hier nicht anhand ihrer Namen existieren, sondern nur durch ihre Persönlichkeit und Existenz. Ich gebe zu, ich habe die Menschen Zeit meines Lebens mit arroganten Augen gesehen. Aber die Arbeit mit dem Biocomputer hat vieles für mich geändert.“

„Was Sie nicht davon abgehalten hat, Youmas auf die Menschen los zu lassen.“

„Nein, das hat es wahrlich nicht. Aber würden Sie mir glauben, dass ich nicht an eine Waffe gedacht habe, als ich die ersten Youma erschuf, die Menschen übernehmen konnten? Natürlich war es später eine Waffe, eine gute sogar um Ablenkungen zu erzeugen und KI zu ernten. Die anderen Forschungsprojekte mit KI waren da schon wesentlich gefährlicher. Ich denke da nur an die beseelten Torpedos oder den Zulu-Kreuzer, dessen Hauptwaffe durch KI erheblich verstärkt worden war.“

„Den KI-Resonator nicht zu vergessen.“

„Oh, der ist nicht von mir“, erwiderte Tora lächelnd. „Die Ideengrundlage und die Konstruktionspläne hat man im Core gefunden, nachdem der Legat ihn entmachtet hatte. Spezialisten durchforsteten seine Speicher und fanden Regelmäßigkeiten in einer Sektion mit Datenmüll. Es stellte sich heraus, dass der Datenmüll zur Ursprungsprogrammierung gehört hatte, die schon auf Iovar vorgenommen worden war. Das Programm hatte sich mit der Zeit zersetzt, aber den Spezialisten gelang eine Rekonstruktion. Sie war lückenhaft, bildeten aber die Basis für erste Versuche. Am Schluss stand der Resonatortorpedo, von denen die AURORA acht Stück an Bord hat.“

„Es hat keinen wesentlichen Einfluss auf meine Meinung über Sie, Juichiro. Unser Kampf gegeneinander beruht auf anderen Dingen, nicht nur auf Ihrem Missbrauch des AO und die Auswüchse, die Sie erfunden haben.“

„Dabei ist es ein sehr interessantes Experiment gewesen. Würden Sie mir glauben wenn ich sage, dass ich ursprünglich gar nicht vorhatte, Youmas zu erschaffen? Es wurde ebenso zur Waffe missbraucht wie die Kernspaltung. Möglichkeiten wurden für die Youmas entdeckt, die ich nicht einmal ansatzweise im Sinn hatte.“

Ursprünglich wollte ich nur eines: Mein Interesse für die Menschen stillen, das von der kleinen Gemeinde, die ich um mich gesammelt hatte, geweckt worden war. Ich wollte wissen wie die Menschen ticken, wie sie funktionieren. Woran sie glauben und was sie tun. Also nutzte ich KI-Energie, um das in einem Menschen zum Vorschein zu bringen, was ihn am meisten bewegt. In den meisten Fällen war das Ergebnis sehr enttäuschend. Meine Probanden verwandelten sich meist in etwas großes, plumpe, gewalttätiges, das sich zudem einem bestimmten Thema gewidmet hatte. Die Kraft und die Fähigkeiten, die ein Youma ihnen verlieh, wenn er von ihnen Besitz ergriff, wurde fast immer auf eine plumpe und dumme Weise genutzt. Wohl vielleicht ein Grund, warum Kuzo die Slayer erschuf, um die Youmas zu bannen. Und um mir willfähige Werkzeuge zu nehmen, natürlich.“

„Interessant. Abgesehen von den Werkzeugen sagten Sie fast immer. Gab es denn auch Beispiele, die Sie zufrieden gestellt haben?“

Tora lächelte hintergründig. „Oh, es gibt heute noch Menschen in Tokyo und in anderen Großstädten der Erde, die noch immer von meinen Youmas besessen sind. Aber sie wurden nicht entdeckt, weil das was sie bewegt, das was sie antreibt nicht monströs ist. Weil sie die Kraft, die ihnen verliehen wurde, zu nutzen wissen. Sie tun dies für andere, nicht für sich selbst. Eigennutz ist meistens der erste Schritt zum großen klobigen Klempnermonster, das mit einer gigantischen Rohrzange um sich schlägt.“

„Die meisten Menschen denken zuerst an sich“, stellte Michael fest. „Ich bin da keine Ausnahme.“

„Sie lügen, alter Mann“, tadelte Juichiro. „Sie denken mindestens zuerst an Eridia, wenn nicht auch noch an Ihre Tochter und Ihre Enkel, bevor Sie überhaupt in Erwägung ziehen, an sich selbst zu denken. Wenn Sie sich selbst vorziehen, dann nur temporär, und dann auch nur, um einer Situation zu entkommen, die Ihr Leben beenden könnte. Damit Sie weiterleben können und weiter für andere da sind.“ Tora betrachtete Berger sinnend. „Sie sind KI-Meister, deshalb gibt es wohl keinen Youma, den ich erschaffen könnte, der Sie übernehmen könnte. Vielleicht wage ich mich mal an das Experiment. Und vielleicht werden wir keinerlei Veränderung an Ihnen sehen, Michael, bestenfalls, dass der Engel noch stärker, noch reiner und noch fürsorglicher geworden ist.“

Bei der Erwähnung seines alten Spitznamens raunte Michael Berger ärgerlich auf. „Nichts ist rein und nichts ist gut. Vor allem nicht in dieser Welt, vor allem nicht ich. Wie kann ein Mann das auch sein, wenn er seine eigene Tochter zum Schalter macht?“

„Wie erstaunlich, dass Sie diesen Aspekt erwähnen. Seine Tochter als Garant für den Vertrag zwischen Dais und Göttern zu machen erscheint auf den ersten Blick wie ein fürchterliches Verbrechen. Aber dann haben Sie sie zurück nach Nag Prime geschickt.“

„Und alle glauben lassen, sie wäre gestorben. Und das in einem Autounfall. Ich habe meinen Enkeln die Mutter fort genommen und meinem Schwiegersohn die Frau. Und ich habe meine Tochter belogen.“ Michael merkte, wie seine Hände zu zittern begannen. „Und dann ist all das auch noch umsonst, weil Eridia sie wieder mit zur Erde bringt. Ich...“ Er sah Tora an. Ein beinahe wahnsinniges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Ich bin fast schon daran interessiert zu sehen, welches Monster in mir lauert und zu solchen Taten fähig ist.“

„Wenn Sie mir dazu eine Bemerkung erlauben“, sagte Tora und sah den Naguad ernst an, „dann lassen Sie mich sagen, Michael, dass ich nicht daran glaube, dass ein Monster geboren werden würde. Wenn ich eines an Ihnen als meinen Gegner immer geschätzt habe, dann Ihre Aufrichtigkeit, ihre Integrität und den festen Willen, Gutes zu tun und Fehler wieder gut zu machen. Machen wir uns nichts vor, wir sind beide keine Engel und auch keine Monster. Wir haben unsere eigenen Methoden, unsere eigenen Wege und wir spüren die Last der Verantwortung, die unsere Wege uns aufbürden. Ich will die Dai wieder zu den Sternen führen, die verkrusteten Strukturen unserer Gesellschaft aufbrechen und sie dynamisieren. Ich hatte immer den Traum von einem demokratischen System, von einer neuen, schlechteren Ordnung, um deren Bestand wir jeden einzelnen Tag kämpfen müssen und die es deshalb auch wert ist zu existieren.“

Sie wollten all die Zeit die Menschen schützen. Nicht einen, nicht zwei, sondern alle. Und obwohl Sie gesehen haben, dass Sie das nicht können, dass Sie die Menschen nicht einmal voreinander beschützen können, haben Sie nie aufgegeben. Sie haben Ihr Ziel nie aus den Augen verloren. Und als Ihre Tochter zum Ziel zu werden drohte, weil sie der Schlüssel ist, haben Sie ihren Tod vorgetäuscht und sie aus der Schusslinie geschafft. Auch wenn das für alle schwer war, für Sie selbst, für Ihre Frau, die Enkel, Ihren Schwiegersohn. Sie haben es getan, weil die Alternative gewesen wäre, gegen radikale Dämonen zu kämpfen, die in ihrer maßlosen Arroganz eine Naguad-Frau für eine leichte Gegnerin gehalten hätten. Die einen Krieg zwischen Verbündeten los gebrochen hätten, an dessen Ende der Core die Erde dominiert hätte, weil er nach nur einer geringen Schwächung von Kräften aus der Daimon und den Naguad stärkste Fraktion geworden wäre und nachhaltig zugeschlagen hätte.“ Tora seufzte schwer. „Ich hätte in dem Fall bereit gestanden, um die Erde an mich zu reißen. Ich HABE bereit

gestanden. Aber anstatt den offenen Konflikt zu suchen haben Sie die Quelle entfernt.“

„Und nun ist sie wieder da, und alles Schönreden von Ihrer Seite nützt nichts. Helen wird erneut zur Zielscheibe werden. Und ich weiß nicht, ob ich sie gut genug beschützen kann.“

Tora lächelte dünn. „Oh, Sie wären überrascht wenn Sie wüssten, wie stark die eigenen Kinder werden können, wenn man sie nur lässt. Mein Sohn jedenfalls hat sich unter der Obhut von Akira besser entwickelt als ich es je zu hoffen vermocht habe. Außerdem ist er ein ganz passabler KI-Meister geworden. Aber das er mir meine alte Flamme ausgespannt hat, das nehme ich ihm wirklich übel.“

„Ihre alte Flamme?“ Michael runzelte die Stirn. „Akari?“

„Sie ist zum Teil eine Dai und bereits sehr alt, das wissen Sie doch. Reimen Sie sich den Rest selbst zusammen, Michael. Ich bin es müde an diese Geschichte zu denken, nachdem sie für mich bereits dreihundert Jahre traurige Vergangenheit ist.“

Michael Berger sah den Magier konsterniert an. Es gab da ein paar Zusammenhänge, die er nun besser begriff. Zusammenhänge, die an ihre Plätze gelangten und nun endlich Sinn ergaben. Und die ihm bewusst machten, dass selbst Männer wie Dai-Tora-sama ihren eigenen Schmerz in der Welt kannten.

„Wirklich“, meinte Michael ausweichend und ließ seinen Blick über die Rechnerblöcke schweifen, „ein schönes Labor haben Sie hier, Juichiro.“

„Das beste ist die Kaffeemaschine. Darf ich Sie zu einer oder zwei Tassen einladen, Oberster Legat?“, fragte Tora mit einem beinahe ehrlich gemeinten Lächeln.

„Oh, da sage ich nicht nein.“

Die beiden Männer gingen tiefer in den Raum, passierten Mitarbeiter und Arbeitsdrohnen des Core, grüßten hier und da auf dem Weg zur großzügig und opulent ausgestalteten Ruhezone. Und für einen kurzen Moment erschien beiden ihr langer Kampf so unsinnig und weit entfernt wie Iovar von der Erde. Zumindest für den Moment. Einen sehr, sehr kurzen Moment.

3.

Die Erde befand sich in einer gigantischen Daimon. Das war alleine deshalb bemerkenswert, weil der Himmel zu bestimmten Tageszeiten einen ganz eigenen, fast goldenen Schimmer aufwies. Zwar bemühten sich die Betreiber, die geheimnisvollen Dai, Nacht und Tag so gut es ging zu simulieren, aber morgens und abends gelang es ihnen nur unzureichend, und die Menschen konnten jene Blase erkennen, die nun ihre Welt umgab und beschützte. Abends konnte man sogar Passage zwei sehen, jenen Transporttunnel, der zur Daimon des Mars führte. Angeblich in Nullzeit. Passage eins, die zum Mond, konnte man immer dann sehen, wenn der treue Trabant der Erde in einem entsprechenden Winkel stand, also knapp über dem Weltenrund. Es gab einen regen Verkehr zwischen den drei Daimons, und entsprechend der interglobalen Vernetzung der drei Welten nahm dieser mehr und mehr zu, wurde ausgeklügelter, günstiger und wurde so schließlich sogar für normale Menschen erschwinglich. Aber das waren Gedanken, die in die Irre führten und vom eigentlichen Thema ablenkten. Tatsache war, dass UEMF und Legat gemeinsam über die drei Welten herrschten, auch über den Mars, auf dem die Naguad ihr regionales Flottenkommando eingerichtet hatten, mit Torum Acati als Statthalter, während auf der Erde die Dai aus ihrem ewigen Versteck gekommen waren und den Anspruch auf die Welt erneuerten. Alleine die Existenz der gigantischen Daimon war Hinweis darauf. Man sollte meinen, der Mond sei noch frei, aber letztendlich war der Trabant Terras mittlerweile weniger

erschlossen als der Mars. Von dort Hilfe zu erwarten wäre fahrlässig gewesen.

„Haru?“, klang eine nervöse Männerstimme auf.

Das junge Mädchen, welches gerade zum zweihundertsten Mal ihr Shinai im Karatake schwang, hielt mit der Präzision einer Maschine mitten im Schwung inne. Nichts deutete darauf hin, welchen enormen Kraftakt sie hinter sich gebracht hatte. Lediglich ein dünner Schweißfilm auf ihrer Stirn war Zeugnis dieses Teils ihres täglichen Trainings. Sie nahm die Maske ab, den Men, und hielt sie in der Rechten. „Was gibt es, Philip?“

Der amerikanische Austauschstudent flüsterte unwillkürlich. „Sie sind jetzt da, Haru. Wir müssen los.“

Haru Mizuhara nickte verstehend. Sie setzte sich in Bewegung, und jeder einzelne Schritt hinterließ einen Fleck ihrer nackten Füße auf dem Boden. „Ich komme sofort.“

Philip King runzelte die Stirn. „Die Zeit zum umziehen und zum duschen werden sie dir schon zugestehen“, wandte er ein.

„So?“, fragte die junge Frau und löste ihr Kopftuch. Darunter kam eine braune Haarflut hervor, die ihr hübsches, weibliches Gesicht wundervoll einrahmte. „Das ist aber nett von ihnen.“ Men und Shinai landeten in den Armen des großen, schlanken Amerikaners. Der junge Mann, die Launen der Kendo-Kapitänin bereits gewöhnt, nahm es als das was es war: Ein Vertrauensbeweis.

Einen Seufzer konnte er allerdings nicht unterdrücken. Neben der Umkleidekabine für die Frauen lehnte er sich gegen die Wand. „Es sind insgesamt einundvierzig. Vertreter von siebzehn Schulen, neun davon international. Viele haben Verwandte oder sogar Geschwister in der UEMF.“

„So? Das war zu erwarten gewesen.“ Deutlich war zu hören wie eine Dusche ihren Dienst aufnahm. „Ich habe auch ausdrücklich nach solchen Leuten verlangt. Solchen die kämpfen wollen.“

Philip runzelte die Stirn. „Ob sie kämpfen wollen kann ich nicht sagen. Aber sie werden dir zuhören, Haru. Immerhin bist du die Tigerin der Fushida Oberstufe und hältst den Namen und die Ehre Akira Otomos aufrecht.“

„Das hast du schön gesagt. Dafür kaufe ich dir nachher ein Eis“, spottete sie. „Nur weil ich den Kendo-Club leite bin ich noch nicht Akira-sempais Nachfolgerin. Ich denke, es gibt niemanden, der in diese großen Fußstapfen treten kann.“

„Und trotzdem versuchst du es“, hielt Philip ihr vor.

Darauf antwortete die Tigerin der Fushida nicht.

Das Brausen des Wassers indes hielt an, und der junge Mann, der zwei ältere Brüder in der Air Force und der UEMF hatte, schüttelte energisch den Kopf, um sich die junge Frau nicht unter der Dusche vorzustellen. Haru war achtzehn Jahre alt und im zweiten Jahr der Oberstufe. Für das legendäre Kendo-Team der Fushida war sie ein Glücksgriff gewesen, und schnell hatte man sie mit Akira Otomo selbst verglichen, der in seiner Zeit als Kendoka vielleicht nicht der Berühmteste oder Erfolgreichste gewesen war, aber dennoch durch seine Sturheit und seine Zähigkeit immer wieder aufgefallen war. Eigenschaften, die er auch als Blue Lightning bewiesen hatte. Haru WAR erfolgreicher als Akira jemals gewesen war. Sie war Landesmeisterin in ihrer Altersklasse und hatte schon sehr erfolgreich auf internationalen Turnieren gekämpft. Selbst in der Männerwelt des Kendos kannte man ihren Namen, alleine schon weil man ihn in einem Atemzug mit Akira Otomo aussprach. All das machte sie zu einer jungen Frau mit Einfluss. Philip wollte nicht Macht sagen, obwohl es das wohl war. Und sie war ehrgeizig genug, diese Macht zu nutzen. Im Moment war sie stellvertretende Schulsprecherin, aber im dritten Jahr würde sie ihrem Bruder Takashi als Schulsprecher nachfolgen.

Auch das UEMF-nahe Training wurde von ihr besucht. Nach der Historie, welche

die Schule im zweiten Marsfeldzug aufzuweisen hatte, waren von dieser Schule immer wieder Freiwillige zur Erdverteidigung gegangen. Viele hatten es als Pflicht angesehen, das fortzusetzen, was ihre Vorgänger geleistet hatten, andere als Ehre. Der Anteil war mit acht Prozent an allen Schülern derart erschreckend hoch, dass die UEMF ihre engen Bande mit dieser Schule genutzt hatte, um den jungen Menschen wenigstens zu zeigen, was auf sie im UEMF-Dienst wartete. Häufig leiteten ehemalige Schüler diese Trainingseinheiten, die sowohl Unterrichtsstoff als auch Fitness-Leistungen beinhalteten. Man sagte, wer sich vom harschen Ton, vom rigiden Stil und von der Härte der Lehrer nicht beeindruckt ließ und im Dienst der UEMF wirklich seinen Lebenszweck sah, war schon mit einem Bein in der Organisation. Haru Mizuhara hingegen hatte nicht nur das erste Bein, sondern auch schon einen Arm und das zweite Bein hineingesetzt. Dennoch war sie wie so viele andere von der Entwicklung der Welt überrascht worden. Erheblich überrascht worden.

Die Dusche stellte ihre Arbeit ein. Philip hörte es kaum, als sie mit nackten Füßen zurück in den Umkleideraum schritt.

„Es ist nicht so als würde ich versuchen wie Akira Otomo zu werden“, rechtfertigte sich die junge Frau. „Aber einer muss ja etwas tun. Findest du es nicht komisch, dass UEMF und Legat plötzlich als beste Freunde auftreten? Und woher sind die Dai gekommen? Warum haben wir zuvor nie etwas über sie gehört? Dann ist da noch der Fall mit diesen Mecha-Piloten, die nicht in der UEMF dienen und mit Sack und Pack der AURORA nachgeflogen sind. Glaubst du wirklich, die sind desertiert? Nein, jemand hat sie aus dem Weg geschafft, damit die Übernahme der Hauptstädte gelingt. Moskau wird immer noch von Legatstruppen kontrolliert, Delhi und Johannesburg ebenso. Da können sie sich auch nicht mit unsicherer Sicherheitslage und präventiver Präsenz raus reden.“

Ihre Hand legte sich auf Philips Schulter. „Meine Sachen, bitte.“

Wortlos legte er Shinai und Men in ihre auffordernd erhobenen Hände. Sie hatte es tatsächlich geschafft, sich in nur fünf Minuten zu duschen und anzuziehen. Für eine Frau war das sicherlich Weltrekord.

Nachdem sie ihre Rüstung verstaut hatte, verließen die beiden den Dojo.

„Wie geht es bei dir voran?“, fragte sie ihren Klassenkameraden.

Philip lächelte dünn. „Ich denke, ich bin auf einem guten Weg. Ich kann bereits eine KI-Aura um eine Waffe manifestieren. Mehr wage ich noch nicht, um das Erlernte sicher zu beherrschen. Erst neulich kam wieder ein Bericht über einen KI-Unfall und eine Warnung im Fernsehen, mit diesen Kräften nicht zu spielen.“

„Hast du schon mal daran gedacht, dass die UEMF nicht nur aus Sicherheitsgründen davor warnt, sein KI nicht zu trainieren oder gar zu nutzen? Feindliche KI-Meister würden ihnen sicherlich den Tag versauen.“

„Ich denke schon, dass die Warnung gerechtfertigt ist. Yukiko wurde nach ihrem KI-Unfall aus der Klinik entlassen. Sie hätte beinahe ihr Herz angehalten, von den Verbrennungen auf ihrem Arm ganz zu schweigen. Es ist also was dran.“

„Sie hat eine enorme KI-Affinität. Aber sie ist zu schnell zu gierig geworden. Und wenn Kinder mit dem Feuer spielen, verbrennen sie sich nun mal. So ist das eben“, erwiderte Haru.

Sie wechselten in das Hauptgebäude. Schnell erreichten sie das Klassenzimmer, in dem normalerweise die Konferenzen der Schülervvertretung abgehalten wurden. Draußen, durch die Fenster gerade noch in der Abendsonne zu erkennen, stapfte eine gewaltige Samurai-Rüstung durch die Straßen der Stadt.

„Das KI-Biest sammelt freies KI“, raunte sie Philip zu.

Anschließend setzte sie sich auf ihren Platz, den der Vorsitzenden, denn in dieser

Runde hatte sie das Sagen, solange kein Besseres gewählt worden war.

„Mein Name ist Haru Mizuhara. Ich habe die Einladungen ausgesprochen.“ Ihr Blick ging über die Anwesenden. „Es freut mich, dass Ihr so prompt und zahlreich gekommen seid.“

Ihr Blick ging über verschiedene Gesichter, Jungen wie Mädchen aus vielen weit voneinander entfernten Ländern der Erde. „Und es ist gut so.“

„Die Andeutungen in der Einladung waren klar zu erkennen, Haru Mizuhara“, sagte ein junger Mann ohne Schuluniform. Da er jedoch eine Dienstuniform der Air Force trug, rechnete sie ihn einer Militärschule zu. „Dennoch möchte ich es gerne von dir hören: Warum sind wir hier?“

„Du bist Luc Valsonne, nicht wahr?“

Der andere nickte. Noch vor zwanzig Jahren hätte er dies mit dem Hinweis ergänzt, Quebecker oder zumindest Kanadier zu sein. Aber heutzutage setzte sich mehr und mehr die Bezeichnung Terraner durch. Sowohl im Wortschatz als auch in den Köpfen der Menschen.

„Dann bist du in den Tagen, die da kommen, ein wichtiger Mann“, schloss Haru.

„Ein wichtiger Mann? Wobei?“, hakte Valsonne nach.

„Ist es nicht offensichtlich? Im Kampf gegen die Dai.“ Haru lächelte unergründlich, während ein leises Raunen durch den Raum ging.

„Ich werde sicherlich nicht gegen Akira kämpfen!“, rief ein entrüsteter Mitschüler der Fushida High, namentlich Sven Dorff, und ein überwiegend deutscher ferner Cousin von Yoshi Futabe.

„Natürlich geht es nicht darum gegen Akira zu kämpfen“, sagte Haru ernst. „Wie ich schon sagte, unser Kampf gilt den Dai. Und ob es einen Kampf in dem Sinne geben wird, wird sich zuerst heraus stellen müssen.“

Sie machte eine Geste der Hilflosigkeit, bevor sie hinaus zum KI-Biest deutete. „Seht euch das Ding an. Seht hin! In allen großen Städten und in den meisten kleinen laufen diese Dinger herum. Ordentlich darauf getrimmt, alleine mit ihrem Auftreten eine gewisse Gefälligkeit zu erreichen. Aber was tun diese Dinger? Sie saugen KI auf. Und wie wir alle wissen ist KI erstens essentiell für unsere Körper, und zweitens kann es sehr gefährlich werden. Alleine heute gab es in ganz Tokio fünf Verletzte, die sich am eigenen KI verbrannt haben. Verbrannt! Und das ist keine Metapher!“

„Feuer ist auch gefährlich, und dennoch brauchen wir es zum Leben“, warf eine Schülerin aus einem anderen Stadtteil ein. Ihren Namen wusste Haru im Moment nicht.

„Richtig. Das wissen alle. Warum soll es beim KI anders sein? Nur wer hinfällt gewöhnt sich daran schneller wieder aufzustehen. Anstatt uns Lehrer zur Verfügung zu stellen die uns helfen unsere KI-Kontrolle zu entfalten und zu beherrschen zu erlernen, ignorieren und unterdrücken sie das Wissen über das KI. Und wenn es doch erwähnt wird, ist es negativ dargestellt. Bin ich die einzige in diesem Raum, die das stutzig macht?“

Wieder wurde geraunt, aber diesmal zustimmend.

„Ich sage nicht, dass uns ein ebensolcher Krieg bevor steht, wie ihn jene Schüler gehabt haben, die vor drei, vier, fünf Jahren an dieser Schule waren, die sich damals freiwillig für den Marsfeldzug gemeldet hatten. Aber es kann sein. Es kann durchaus sein. Wir kennen die Dai nicht. Wir kennen ihre Motive nicht. Wir kennen ihre Repräsentanten nicht. Im Gegenteil. Hätten sie ihre eigene Daimon nicht aufgeben müssen, würden sie sich mit ihrem Kontinent Atalantia immer noch versteckt halten.“

Sie machte eine kurze Pause, in der sie jedem einzelnen in die Augen sah. „UEMF und Legat arbeiten zusammen. Seite an Seite. Sie haben einige der stärkeren

Länder besetzt, die nicht mit der UEMF kooperieren. Darunter die einst so mächtige USA, die kurz vor dem Abflug der AURORA heftig rebelliert hat – allerdings weil ihre Führer geglaubt haben, das Legat wäre mit ihnen verbündet. Und all das läuft in den Händen einer Macht zusammen, die im Hintergrund agiert und für uns unangreifbar ist.“

Wieder wurde geraunt. Zustimmung. Ernst. Leise, bestätigende Kommentare erfüllten die Luft.

„Ich sage nicht, dass wir im Krieg sind. Aber ich sage, dass das Legat bis vor kurzem unser Feind war. Wenn das Geschichte ist, soll es so gut sein, denn sobald die Soldaten des Legats ihren Platz in dieser Welt finden, haben die Kämpfe mit ihnen ein Ende. Und wenn die Dai nach bestem Wissen und Gewissen in unserem Sinne handeln, soll es gut sein. Aber wenn dem nicht so ist, dann stehen wir vielleicht alle vor der bitteren Erkenntnis, dass die Menschen in dieser und den anderen Daimon binnen eines Dreivierteljahres, vielleicht früher, vielleicht später, für den Erhalt der Barrieren ausgesaugt werden. Das mag richtig sein, das mag der einzige gangbare Weg sein. Wir können die Hände falten und in den Schoß legen und unsere Leben und unsere Zukunft getrost anderen überlassen. Aber ich will die Wahrheit wissen! Und wenn sie mir nicht gefällt, will ich etwas dagegen tun! Ich will nicht vor Akira Otomo stehen müssen und ihm sagen, dass wir die Erde, dass wir die Menschheit haben sterben lassen, weil keiner bereit war etwas zu tun, etwas in Erfahrung zu bringen, etwas zu riskieren!“

Wieder wurden bestätigende Stimmen laut.

Haru Mizuhara lächelte dünn. „Es gibt vier Gründe, warum wir alle hier versammelt sind. Warum wir uns hier und jetzt treffen. Warum wir aus aller Welt zusammen gekommen sind. Der erste Grund ist einfach. Jeder einzelne von uns hat einen Angehörigen in der UEMF. Mein Bruder Takashi dient als Kommandeur des Fifth Head-Bataillon im Gyes-Regiment der Hekatoncheiren und steht Akira Otomo zur Seite. Viele von uns haben Angehörige auf der AURORA. Und jeder einzelne muss sich vor dem Tag fürchten, diesem Angehörigen gegenüber zu stehen und ihm gestehen zu müssen, dass das was er erreicht hat, von anderen wieder verloren wurde.“

Betretene Blicke gingen zu Boden. Nur wenige sahen Haru an. Und in deren Blicken war Feuer.

„Der zweite Grund ist, dass wir alle Teil des Vorbereitungsprogramm der UEMF sind. Jeder von uns hat mindestens einmal an einem kompletten Kurs teil genommen, wenigstens einmal in einem Simulator oder gar einem echten Mecha gesessen. Und keiner hier im Raum hat es wirklich schlecht gemacht. Im Gegenteil, er steht auf der inoffiziellen Bewerberliste, und das auf den oberen Plätzen.“

Dorff sah sie mit einem interessierten Schmunzeln an. „Interessant. Und Grund drei?“

Haru hob die rechte Hand. Flammen schienen die Finger plötzlich zu umspielen, doch keiner der Anwesenden gab sich beeindruckt. „Grund drei ist, dass wir alle das KI beherrschen, bis zu einem Level, den auch jene vor uns erreicht haben, die auf dem Mars gegen das Legat gezogen sind, um mit Akira Otomo die Erde zu retten. Und der vierte und letzte Grund ist...“

Spannung erfüllte den Raum. Niemand wagte zu atmen. Die Anwesenden hingen dem jungen Mädchen an den Lippen.

„Der vierte Grund ist, dass wir alle mehr oder weniger einer Gruppe vorstehen. Einige Gruppen bestehen nur aus wenigen, aber hoch trainierten Leuten, andere sind beinahe schon Massenbewegungen aus motivierten, aber nur wenigen geübten Leuten. Dennoch bedeutet all dies gebündelt eine große Macht.“

Nun redeten die Anwesenden durcheinander. Eines gab das andere, eine wilde Diskussion entstand, die schließlich von Philip King mit einem lauten Ruf zur

Ordnung beendete.

„Danke dir, Philip. Was ich hier und heute sagen will ist, dass ich eine Allianz vorschlage. Eine Gemeinschaft, die im Sinne Akira Otomos und im Sinne der Erde handelt. Die sie verteidigt und potentielle Bedrohungen untersucht, notfalls bekämpft oder gar vernichtet. Die nicht auf die beschwichtigenden Worte anderer hört, sondern selbst aktiv wird. Die nur ihrem eigenen Gewissen und Akira Otomo verantwortlich sind.“

„Das klingt... Interessant. Aber selbst wenn wir vielleicht tausend junge Leute auf unserer Seite haben, wenn wir alle ein wenig KI beherrschen, wenn wir Waffentraining haben, wird das, kann das reichen? Die Dai sind KI-Meister, das wissen alle. Und die Legatstruppen haben kein schlechteres Training genossen als die der UEMF.“

„Was das KI angeht, nun, wir haben alleine, jeder für sich, derart große Fortschritte gemacht. Nun aber, da wir uns kennen, können wir uns austauschen, gegenseitig überwachen und voran bringen. Wir schmeißen all unser Wissen in den Pool und erklimmen gemeinsam die nächste Stufe.“

„Klingt machbar. Aber unser militärisches Wissen dürfte so nicht leicht zu verstärken sein. Wir haben alle dieselben Kurse besucht, während wir unser KI auf differentem Wege erforscht haben“, warf eine junge Russin aus Wladiwostock ein.

„Das stimmt. Aber auch für dieses Problem gibt es eine Lösung“, erwiderte Haru. „Es ist mir etwas gelungen, was... Nun, atemberaubend ist. Kennt jemand den Namen John Takei?“

„John Takei, John Takei... Ein verdammtes Phantom“, sagte Dorff. „Taucht mal auf und verschwindet wieder. Hat angeblich am zweiten Marsangriff teil genommen, danach einen Großteil der neuen Technologien für die AURORA mit entwickelt.“

„Er ist der einzige Mecha-Pilot der UEMF, dem man jemals nachgesagt hat, besser zu sein als Akira Otomo“, fügte die Russin hinzu und errötete. „Wobei es keinen Beweis gibt, dass er wirklich besser als Akira ist.“

„Ein kapabler Mann. Es heißt, dass Akira Otomo nur deshalb so gut geworden ist, weil er John Takei übertreffen will.“

Haru Mizuharas Lächeln verschwand. „Dann wird es die Anwesenden sicher freuen wenn ich euch mitteilen kann, dass es mir über ein paar Beziehungen gelungen ist, genau diesen John Takei anzuwerben. Ich hatte einige wichtige Gespräche mit ihm, habe seine Stimmung sondiert, und weiß das er diese Welt ebenso wenig den Dai überlassen will wie wir. Und er will Akira Otomo auch nicht unter die Augen treten und den Verlust der Welt eingestehen müssen. Er wird uns ausbilden. Militärisch, taktisch, strategisch.“ Ihr Kopf ruckte zur Tür, die prompt in diesem Moment aufschoss. Ein großer, schlanker Mann mit schneeweißen Haaren trat ein. Sein rechtes Auge war unter einer Augenklappe verborgen, und der Pony hing ihm tief ins Gesicht. Er hatte den typischen, elastischen Gang eines Mecha-Piloten der UEMF, die eine Menge Training absolvieren mussten, damit ihnen in den langen Stunden im Cockpit ihrer Hawks weder Thrombose noch Muskelschwund drohte. Er hatte ein freundliches, hübsches Gesicht. Er lächelte in die Runde und grinste. „Entschuldigung, aber ist dies die Klasse für Nachwuchsverschwörungen? Ich bin dann nämlich der neue Homeroom-Lehrer.“

Ihm folgte keine Horde von Sicherheitskräften. Auch keine Geheimagenten. Alleine trat er ein. Neben der Tür lehnte er sich gegen die Wand. „Solltet ihr Fragen haben, wäre jetzt der beste Zeitpunkt, um damit heraus zu rücken“, sagte er und wurde Übergangslos ernst. „Denn wer die Welt retten will, sollte weder Fragen noch Zweifel haben.“

„Ich melde mich zum Rapport, Sir.“ Leekan Amada salutierte vor Neon Zut Achander.

Der erfahrene Anelph-Offizier zeigte eine seltene Gemütsregung, als er eine Augenbraue hoch zog. „Sie sind...“

„Ja, Sir. Ich bin die Verbindungsoffizierin zum Core, abgestellt von Akira Otomo persönlich.“

Mit einer Mischung aus morbide Interesse und stark gezügeltem Abscheu sah Admiral Achander den Drohnenkörper an, der vor ihm stand. „Äh... Sie sind weiblich?“

„Bitte lassen Sie sich nicht vom Offizierskörper irritieren, Sir. Wir haben es nie für nötig gehalten, für Männer und Frauen verschiedene Körper zu erbauen. Denn letztendlich sind sie nur Behältnisse für unser AO. Zudem hatten wir nie erwartet, einmal in diplomatische Aufträge verwickelt zu sein, die uns nicht die Zeit lassen, in unsere Körper zurück zu kehren und die Biotanks des Paradieses zu verlassen.“

„Eine Frage“, warf Rogan Arogad von der Seite ein. Seit sein schwer beschädigtes Schiff AROGAD in einer Werft der Axixo-Basis auf dem Loriania-Mond Yomma repariert wurde, gaben er und seine Offiziere und Mannschaften ihr Bestes, um im regionalen Flottenhauptquartier gute Arbeit zu leisten, sofern sie nicht in den Arbeiten am Schiff involviert waren.

„Gerne doch, Admiral Arogad.“ Der Robotkörper hatte eine erbärmliche Mimik, denn wie Leekan Amada bereits erklärt hatte, waren sie nicht für diplomatische Missionen vorgesehen. Aber dennoch spielte ein mechanisches Lächeln um das Gesicht der Offizierin. Offiziersdrohnen waren eben in mehrerlei Hinsicht aufwändiger als normale Drohnen.

„Wie alt sind Sie?“

„Wie alt?“ In einer typisch weiblichen Geste wollte sie sich mit der Rechten durch ihr Haar fahren, unterließ es dann aber. Drohnen hatten keine Haare. „Wenn Sie nach dem reinen Alter gehen wollen, nun, dann bin ich etwas über dreitausend Jahre alt. Wenn Sie danach gehen wollen wie alt ich mich fühle, dann muss ich Ihnen sagen, dass ich mich etwas zu jung für die Verantwortung fühle, die der Fünfsterträger mir übertragen hat.“

Fünfsterträger, so wurde Aris Arogad nicht selten von Core-Offizieren genannt, wegen der fünf Sterne, die seinen Rang beschrieben und ihn zum unumstrittenen Befehlshaber des Cores machte. Dazu kam seit einigen Wochen auch noch das Amt als Regent des Cores, solange die Herrin in ihrem „Urlaub“ war, ihrem ganz eigenen Versuch, eine eigene Persönlichkeit zu erlangen. Ein komplexes Thema, welches selten mit Außenstehenden diskutiert wurde. Den hier im Raum Anwesenden fehlten sicherlich ein bis zweitausend Jahre Lebenserfahrung, um zu verstehen was im Herzen des Cores eigentlich vor ging. Wesentlich leichter zu verstehen war, dass Aris Arogad nun auch noch den Core eingesackt hatte, und das im wahrsten Sinne des Wortes.

„Interessant“, murmelte der Haus-Admiral der Arogads und lächelte kaum merklich. „Interessant.“

„Kommen wir zum Thema zurück. Nennen Sie mir bitte Ihren Rang, Leekan Amada“, sagte Achander und richtete das Gespräch damit wieder auf militärische Belange aus.

„Ich bin Dreisterträger. Ich kommandiere ein Kontingent aus zweitausend Raider-Schiffen und fünf zentralen Steuereinheiten. Damit kommandiere ich etwas mehr als siebenzig Offiziere und eine Feuerkraft, die in etwa vier Bakesch entspricht. Vollen Salven natürlich.“

Achander unterdrückte den dringenden Impuls, hart zu schlucken, denn das was Amada gerade „eine Feuerkraft, die in etwa vier Bakesch entspricht“ genannt hatte, war eine reine Zahl. Wenn diese zweitausend Einheiten eloquent und intelligent

geführt wurden, konnte die reine Feuerkraft mit einer gewieften Taktik ergänzt und die eigentliche Stärke verdoppelt werden.

„Die Sie mir hiermit unterstellen“, schloss Achander.

„Natürlich. Deshalb bin ich hier auf Laccus“, erwiderte sie ernst.

War das nur Achanders Eindruck, oder wirkte die Frau wirklich etwas pikiert, weil er indirekt ihre Loyalität in Frage gestellt hatte?

„Wo stehen Ihre Schiffe, Admiral?“, fragte Achander gerade heraus, um über diesen peinlichen Augenblick hinaus zu kommen.

„Sie befinden sich gut aufgeteilt um Liviors Monde. Ich denke, wenn die Logodoboro einen Überraschungsangriff auf uns durchführen wollen, dann werden sie die Schwerekraftsenke vom größten Planeten des Sonnensystems mit Kusshand annehmen, um den Anmarschweg zu verkürzen und den Überraschungseffekt zu erlangen.“ Die Frau im Androidenkörper wirkte ernst.

„Selbst zweitausend Raider sind meines Erachtens nicht ausreichend, um die Schwerekraftsenke Laccus ordentlich zu überwachen.“

„Wir haben das bedacht“, meldete sich Rogan zu Wort. „Die Invasion der Logodoboro, die wir seit Monaten erwarten, kann auf drei Arten erfolgen. Zwei halten wir für wahrscheinlich. Entweder springen sie mit kleinen Schiffgruppen rund um Livior ins System, um nicht aufzufallen und sich nach und nach zu sammeln, oder sie kommen mit ihrer ganzen Flotte in einem großen, gewaltigen Sprung. Das Ende ihres Wurmlochs auf unserer Seite dürfte selbst bei einem Massentransit zur schwer aufzuspüren sein, wenn sie Livior oder Laccus als Ziel nehmen. Die dritte Variante, ein regulärer Sprung ins System, ist nach meiner Meinung keine Option für sie. Logodoboro braucht einen kräftigen Vorteil, denn selbst ohne Ihre Raider, Amada, haben wir mittlerweile rund zweihundert kampfstärke Schiffe im System versammelt. Und wenn mein Bakesch erst mal wieder repariert ist, beißt sich selbst ein Strafer der Götter an uns die Zähne aus.“

Erschrocken sah die Offizierin ihn an, bevor sie eine rituell wirkende Geste ausführte. „Bei der Herrin des Paradies der Daina und Daima, Admiral, sagen Sie so etwas nicht. Es bringt Unglück, so zu reden.“

Rogan Arogad erstarrte. Dann entschuldigte er sich kleinlaut. Raumfahrer waren im Allgemeinen ein abergläubischer Haufen. Wenn man in einer Umgebung diente, die ein lebendes Wesen mit all seiner Feindlichkeit binnen weniger Sekunden töten konnte, durch ersticken, erfrieren oder Schock, begann man unmerklich, hier und da in kleinen Ritualen Zuflucht zu suchen, um sich wenigstens auf gefühlter Ebene mit dem feindlichen, kalten und luftleeren Weltall zu arrangieren.

Fenn Ikosu, vor Rogans Ankunft der ranghöchste Naguad im System, gesellte sich zu den drei. „Wir haben das in Betracht gezogen. Ein Kordon von Überwachungssatelliten umzieht Livior, um jedes Schiff erfassen zu können, das seine Umlaufbahn verlässt, wie mit Ihnen geschehen, Dreisterträgerin. Außerdem haben wir Letus und Lamada ebenfalls in der Überwachung, obwohl wir sie nicht für mögliche Ziele der Logodoboro halten. Im Gegenteil. Letus ist eine Milliarde Kilometer von Livior entfernt, Lamada sogar das Vierfache. Jeder Gegner, der von dort zu uns will, hat einen weiten, beschwerlichen Weg vor sich, den wir zudem auch noch einsehen können. Zudem steht Lamada auf der anderen Seite von Kanto, was zumindest den Anflugweg nach Laccus zu lang macht. Möglich wäre mit dieser Variante ein Direktangriff auf Loriania in etwa einem Vierteljahr, wenn sich die Hauptwelt durch die natürliche Planetenbewegung auch auf der anderen Seite befindet.“

„Ich sehe, man neigt zur vorausschauenden Planung bei den Naguad. Das erklärt einiges“, erwiderte die Dreisterträgerin amüsiert.

„Das, und wir haben ein gutes Gedächtnis“, sagte Rogan Arogad mit plötzlich

bedrohlich leiser Stimme.

„Rogan, es ist gut“, mahnte Ikosu.

Der Arogad erwiderte darauf nichts, sondern verschränkte die Arme vor der Brust. „Entschuldigen Sie, Amada, aber es ist noch nicht sonderlich lange her, dass wir den Core bekämpft haben. Es ist noch nicht lange her, dass Core-Schiffe bewohnte Welten angegriffen haben.“

„Es ist auch nicht lange her, dass die Anelph einen Aufstand gegen das Imperium gewagt und gewonnen haben“, erwiderte die Core-Offizierin spitz.

„Nun ja“, murmelte Achander und lächelte für einen Augenblick.

„Dennoch brennt mir eine Frage auf der Seele“, mischte sich Rogan nun doch ein. „Waren Sie je an einem Angriff auf eine Welt des Imperiums beteiligt, Leekan Amada?“

„In dem Punkt muss ich Sie leider beunruhigen. Ich war noch nie im Naguad-Imperium und habe deshalb erschreckend wenig astronomische Erfahrung in diesem Raumgebiet. Ich habe Akira Otomo mehrfach darauf hingewiesen, aber er hat darauf bestanden mich zu schicken. Dafür hat er sogar den alten Kommandeur abgelöst. Tonhe Lagi war immerhin Viersterträger und kannte das gesamte Raumgebiet um Kanto von seinen Raids her auswendig.“

Die beiden Naguad und der Anelph sahen sich kurz an, und sahen ihre kollektive Vermutung bestätigt. Aris Arogad hatte selbst dieses Detail bedacht.

„Es heißt, der Core sammelt seine Flotten zum eigenen Schutz. Warum sind Sie mit Ihrer Flotte noch hier, Amada?“, hakte Rogan Arogad nach.

„Ein Befehl des Regenten. Ob wir zweitausend Raider mehr oder weniger zusammen ziehen ist für den Core nicht entscheidend. Aber in der ungewissen Lage, in der sich das Kanto-System befindet, können zweitausend Raider der Schlüssel für Sieg oder Niederlage sein.“

„Verstehe. Wir...“

Weiter kam der Arogad nicht, denn in diesem Moment brach in der Zentrale des Flottenhauptquartiers der Alarm aus.

Achander aktivierte sein KommSet. „Bericht“, schnarrte er.

„Admiral, die Überwachungssatelliten rund um Livior haben einen Sprung aufgezeichnet. Wir konnten keinen Ausflugkanal eines Wurmlochs ausmachen, aber der Vektor zeigt eindeutig auf ein von den Logodoboro beherrschtes Nachbarsystem, Talhet.“

„Damit haben wir gerechnet. Livior steht einfach ungünstig zur Zeit“, murmelte der alte Anelph mehr zu sich selbst. „Wissen wir, was angekommen ist?“

„Nein, Sir, aber es kann nicht groß gewesen sein. Ich habe mehrere in der Nähe kreuzende Fregatten damit beauftragt, die Region mit aller gebotener Vorsicht zu kontrollieren.“

„Gut. Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie weitere Informationen haben.“ Der Admiral deaktivierte sein KommSet und sah die anderen drei ernst an. „Ich wäre Ihnen verbunden, wenn einige Raider an der Suche teilnehmen könnten, Amada.“

„Natürlich, Admiral. Ich werde mich mit Ihren Leuten koordinieren.“ Die Frau im Drohnenkörper nickte leicht, bevor sie sich ihrer neuen Aufgabe zuwandte.

„Ich bin gespannt was dabei herauskommt“, murmelte Rogan Arogad leise.

Das, was dabei herauskam, stand einen guten Tag später vor einem Tisch des Konferenzraums direkt neben der Zentrale. Neon Zut Achander selbst war anwesend, weitere hohe Offiziere flankierten ihn. Das, was dabei herauskam, hatte sich als zwei Personen entpuppt, die mit einer klapprigen alten Yacht ins System gesprungen und dabei havariert waren. Ihr Glück, dass Achander den Core angefordert hatte; es war ein Raider gewesen, der sie aufgespürt hatte, bevor der nun nutzlose Haufen Altmetall auf Livior abgestürzt war.

Sie, das waren ein Mann und eine Frau, die eindeutig Koromando-Gene in sich trugen.

Sie wirkten beide erschöpft und reichlich nervös, und ihre Blicke gingen immer wieder zu Leekan Amada, der Offizierin des Cores.

„Mein Name ist Ryudan Koromando. Dies ist meine Frau Layss. Wir sind in dieses System gekommen, weil wir uns Hilfe erhoffen. Wir... Es geht um unseren Sohn Laysan.“

„Moment, bitte. Ihr Sohn Laysan? Wie bitte glauben Sie, dass wir Ihnen dabei helfen können?“ Irritiert sah der Admiral die beiden an. Sie waren Nichtkombattanten, definitiv, aber sie waren nun auch in der Obhut der Flotte, zumindest solange wie ihre Rettung unter den Tisch gekehrt werden konnte und Haus Koromando nicht nach ihnen fragte.

„Wir...“, begann Ryudan und schluckte hart. „Wir...“

„Laysan“, sagte Amada unvermittelt. „Dies ist der Name der Hülle, die Akira Otomo gedient hat.“

Rogan Arogad sah erschrocken zu der Core-Offizierin herüber. „Könnten Sie das in normaler Sprache erklären?“

„Ich glaube, das kann ich am besten“, sagte der Koromando und leckte sich über die Lippen. „Ich... Wir... Wir gehören einer Spezialeinheit für Agententätigkeiten innerhalb des Hauses an. Unser Unternamen ist Cabrek.“

Achander schien mit dieser Uniform nicht viel anfangen zu können, aber Rogan Arogad und Fenn Ikosu sahen ernst auf. „Cabrek?“

„Ja, Sir. Wir sind Agenten der zweiten Stufe. Uns oblag es in unseren letzten Auftrag...“ Der Mann schluckte hart. „Uns oblag es, das AO von Meister Aris Arogad von Naguad Prime zu schmuggeln, nachdem Cabrek es aus seinem Leib extrahiert hatte.“

„Und Sie haben es getan, im Leib Ihres eigenen Kindes“, schloss Amada vorwurfsvoll.

Die beiden senkten ihre Blicke. Der Mann schluchzte, die Frau konnte nur stumm nicken.

Alarmiert sahen die beiden Naguad einander an. „Das erklärt einiges. Nun weiß ich auch wieder warum mir der Name Laysan so bekannt vor kam. Endlich wissen wir also, welches Haus in dieser Ungeheuerlichkeit verstrickt war“, schloss Rogan.

„Und dass zumindest Haus Cabrek mit den Logodoboro im Bunde ist“, fügte Ikosu ernst hinzu. Und, verdammt, ja, das war eine ernste Nachricht.

„Was erwarten Sie also von uns, Ryudan, Layss?“, fragte Achander ernst.

„Wir... Es hieß, wir würden unseren Sohn bald nach der Übergabe zurück erhalten. Aber nun ist es schon fast ein Jahr. Er... Es war von Beginn an verrückt von uns, unser eigenes Fleisch und Blut in diese Sache hinein zu ziehen, aber wir haben gehorcht, weil wir Cabrek sind. Doch nun wollen wir nicht mehr gehorchen! Wir wollen unser Kind zurück! Und deshalb...“ Ryudan sah ernst auf. „Haus Koromando und Haus Logodoboro sind Verbündete. Es geht ihnen um die Macht, die von den Häusern Arogad und Daness ausgeübt wird. Sie wollen die führenden Häuser im Reich werden.“

„Das ist eine schwere Anklage“, erwiderte Ikosu.

„Die wir vor jedem Gericht wiederholen werden, aber bitte helfen Sie uns, unseren Sohn zurück zu holen!“, flehte Layss Koromando. Sie sah zu Amada herüber.

„Bitte!“

„Also, ich bin nicht sonderlich erfahren, wenn es darum geht, was in euren Köpfen so vorgeht, Naguad“, sagte die Offizierin mit Ärger in der Stimme, „aber der Fall Laysan wurde nicht nur unter uns Offizieren ausgiebig diskutiert. Ich denke, es gibt kaum einen Daina oder Daima, der diese Tat gut heißen würde, egal unter welcher Prämisse oder unter welchem Befehl. Und die meisten sind der Überzeugung, dass

es Laysan dort wo er sich jetzt befindet, besser geht als bei seinen leiblichen Eltern, die ihn verraten und verkauft haben.“

Diese offenen, brutalen Worte trafen die beiden Koromando schwer.

„Können Sie uns wenigstens sagen wo er sich befindet? Wie es ihm geht?“, fragte die Frau in flehendem Ton.

„Nun, nachdem Akira Otomo seinen Körper wieder erlangt hat, hat er das Gefäß – ich meine Laysan – verlassen. Danach hat er ihn in seinem Haushalt aufgenommen. Soweit ich von Markub Tarnel weiß, führt er ein ruhiges, geordnetes Leben und geht zur Schule. Ich würde keinerlei Veranlassung sehen, ihn aus dieser stabilen Familie zu reißen, nur um ihn solchen Eltern zu übergeben!“

„Ziehen Sie Ihre Zügel an, Amada. Niemandem ist mit Anklagen und dergleichen geholfen. Außerdem haben die beiden uns ein großartiges Angebot gemacht, das wir nutzen sollten“, schloss Achander. „Wenngleich ich Ihnen sagen kann, dass die AURORA nicht so bald wieder in Reichweite kommt, um Ihren Sohn zurück zu transferieren. Ich bin mir übrigens auch nicht sicher, ob wir das tun sollten. Amada hat vielleicht Recht. Wie dem auch sei, wahrscheinlich wird es Sache der Gerichte sein, darüber zu entscheiden. Bis dahin verspreche ich allerdings, Meister Arogad über Ihr Anliegen zu unterrichten. Eventuell erlaubt er auch, dass Sie Laysan private Botschaften schicken; unser neues Funksystem ist erstaunlich effektiv.“

Ryugan lächelte kalt. „Ich wusste, dass es nicht leicht sein würde, Sie zu überzeugen. Ich wusste, dass es ein Fehler war, Laysan auf diese Weise zu verlieren. Aber ich bin bereit, für diesen Fehler gerade zu stehen. Und ich bin bereit, dafür so weit zu gehen, wie es mir möglich ist. Ich hatte ein Speichermedium bei mir. Wissen Sie wo es sich befindet?“

„Wir untersuchen es gerade in einem Labor“, sagte Ikosu.

„Gut. Dann sollten Sie versuchen, ein bestimmtes Codewort einzugeben.“ Ryudan Koromando zog ein Stück Schreibfolie und einen Stift hervor. Er beschrieb das Stück ausführlich und überreichte es Admiral Achander. „Sollte das für Sie interessant sein, können wir vielleicht über die restlichen Informationen verhandeln, die sich auf dem Medium befinden.“

Achander nahm den Zettel entgegen, reichte ihn mit einem geflüsterten Befehl weiter und wartete.

Nach mehreren Minuten kam der Adjutant wieder und flüsterte aufgeregt mit seinem Admiral.

Achander atmete tief durch. „Herrschaften. Die Häuser Koromando und Logodoboro planen einen gemeinsamen Angriff auf das Kanto-System mit dem Ziel, Laccus anzugreifen und diese Flottenzentrale zu zerstören. Die beigelegten Beweise sind erdrückend authentisch.“ Er sah die Logodoboros ernst an. „Reden wir über den Rest der Daten.“

„Reden wir über die Rückführung unseres Sohns“, erwiderte Ryudan ernst.

Epilog:

„Atme.“

Gehorsam saugte ich die Luft in die Lungen und entließ sie wieder. Für zehn bis zwanzig Sekunden. „Sensei, ich...“

Eine schwere Hand legte sich auf meine Schulter. Arno Futabe sah mir aus nächster Nähe direkt in die Augen. „Atme!“

Es gab einige Dinge zwischen Himmel und Erde, die man besser weder tun noch erfahren sollte. Ganz oben auf meiner persönlichen Liste fand sich dieser Eintrag: Futabe-sensei wütend machen.

Also fügte ich mich und begann erneut zu atmen. Tausende Fragen fielen mir

dazu ein. Sensei hatte mich gelehrt, dass man Meditation nicht dadurch erreichen konnte, indem man seine Gedanken leerte, denn das war ein unnatürlicher Zustand, den man unmöglich erreichen konnte. Nichts denken zu wollen war so unsinnig wie Vakuum zu atmen. Und wer es dennoch schaffte hatte wohl auch zuvor nicht viele Gedanken im Kopf gehabt. Für mich also war es erwiesenermaßen unmöglich. Nein, darum konnte es Sensei nicht gehen. Was bezweckte er dann damit? Mir war klar, dass Futabe-sensei einen Grund hatte, warum er mich zum atmen her befohlen hatte. Und ich war mir beinahe sicher, dass ich die Aufgabe hatte, diesen Grund zu finden.

Was bewirkte das regelmäßige atmen? Das ständige denken ans atmen? Die Kontrolle über den Atem? Langsam, ich lief Gefahr, mit meinen Gedanken auf den falschen Weg abzudriften. Warum war ich hier? Ich hatte mich ins Paradies der Daina und Daima begeben, um einem Einsatzkommando von Legats-Agenten zu folgen, bevor sie dort Unheil anrichten konnten, oder um bereits begangenes Unheil wieder zu flicken.

Stattdessen war ich in einer Simulation gelandet, welche mir unbekanntes Dai, die schon länger im Paradies lebten als das Naguad-Imperium bestand, für Henry Taylor errichtet hatten, um ihm bei seiner Suche nach der Heimat der Götter zu helfen. Das hatte sich als Finte heraus gestellt. Oder mein Eintreffen hatte die Dai improvisieren lassen. Es war allgemein bekannt, dass ich nun als Reyan Maxus galt, ein Umstand, den ich selbst noch nicht besonders gut verdaut hatte. Es hatte in jedem Fall mit neuen Fähigkeiten zu tun, die, wenn ich dem Dai glauben konnte, der mich angegriffen hatte, dazu geführt hatten, dass das Großreich der Daima und Daina mit allen Nationen in einem gewaltigen Bürgerkrieg vernichtet worden war. Der Dai hatte die Reyan Maxus dabei besonders hervor gehoben. Die Götter, oder vielmehr die Robotzivilisation, die sie zurück gelassen hatten, nachdem sie ausgelöscht worden waren – von Daina oder Daima – hatte danach nur noch aufkehren müssen. Selbst heutzutage suchten die Strafer und Scouts der Götter die Daimon genannten Schutzeinrichtungen des alten Volks und vernichteten sie, bevor weitere Reyan Maxus entstehen konnten. Der Dai, und jene die seiner Meinung gewesen waren, hatten versucht, meine Existenz zu korrigieren, indem sie jenen kleinen symbolischen Faden durchtrennten, der mich mit meinem Körper verbunden hatte, selbst über sechzig und mehr Lichtjahre. Das hätte mein Tod sein müssen, aber ein KI-Biest, von Yoshi erschaffen, hatte meinem Ich, meinem KI als Behältnis gedient. Dennoch waren Körper und Geist getrennt worden. Ich musste also von meinem eigenen Leib Besitz ergreifen, wenn ich ihn steuern wollte. Einfachste Vorgänge, die eigentlich mein Unterbewusstsein übernommen hatte, steuerte ich nun wissentlich. Man konnte sagen, ich war zutiefst verunsichert und traute meinen eigenen Fähigkeiten nicht mehr.

Und am meisten verunsicherte mich die Tatsache, dass ich sogar jetzt von meinem Geist und meinem Körper in getrennten Bahnen dachte. Dabei waren wir gerade eins. Wie lange konnte ich nicht sagen. Ob die Verbindung eines Tages wieder hergestellt werden konnte, war ebenso vage.

Nun, ich hatte nicht erwartet, dass eine so schwer wiegende Verletzung wie jene, die mir die Dai zugefügt hatten, einfach so mit einem Schnippen behoben werden konnte. Aber ich fürchtete mich. Ich fürchtete mich wirklich vor jenem Moment, an dem ich wieder die Kontrolle über meinen Leib verlor und erneut im KI-Adler manifestierte, den Yoshi für mich gemacht hatte.

Ich... Entsetzt hielt ich inne. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich beim nachdenken die Kontrolle über das bewusste Atmen verloren hatte. Mein Körper atmete selbstständig, und wie ich feststellen musste, tat er das in zufriedenstellendem Maße. Für ein paar Augenblicke atmete ich wieder bewusst, aber eine kleine Ablenkung genügte, und ich atmete erneut unbewusst.

Ich runzelte die Stirn. Eigentlich hatte ich gedacht, dass der Verlust der Kontrolle des Atems einher gehen würde mit dem Verlust der Kontrolle über den Körper. Das ich erneut in dieses KI-Biest schlüpfen musste. Das er wieder am Ruder war, und...

Moment. Es gab kein er oder uns, es gab nur ein ich. Wenn wir aufgespalten wurden, dann existierten zwei Teile von mir, nicht zwei Varianten oder zwei Individuen. Zudem war ich erheblich gehandicapt. Als Adler fehlten mir viele Dinge, die für mich erst richtig wichtig geworden waren, als ich sie das erste Mal verloren hatte. Wichtige Emotionen, das Gefühl der Vollständigkeit. Als ich aus meinem Körper entführt worden war, hatte ich so etwas nicht empfunden. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich damals komplett entführt worden war. Diesmal aber behielt mein Leib einen Teil meines Ichs. Ich sah erschrocken auf. „Sensei, ich...“

„Das ist richtig, Akira. Du hast verstanden, was ich dir beibringen wollte.“

Ich schluckte hart. „Es braucht gar keine bewusste Kontrolle meinerseits. Ich muss lernen, meinem Körper bewusst zu vertrauen und ihn die einfachen Funktionen selbst ausführen zu lassen. Wenn ich versuche alles besonders gut oder richtig zu machen, reibe ich mich nur auf und verkürze die Zeit, die ich komplett bin.“

Futabe-sensei nickte zufrieden. „Du hast es tatsächlich verstanden. Akira, dein Körper hasst dich nicht. Man kann sich zwar selbst hassen, aber dafür bist du nicht destruktiv genug.“

Ich nickte verstehend. Langsam erhob ich mich. „Gut. Also lasse ich mir selbst die lange Leine.“

„Du hast es tatsächlich begriffen.“

„Und wann arbeiten wir daran, die Verbindung zu meinem Körper wieder herzustellen?“

Arno Futabe lächelte spöttisch. „Du hast die Verbindung wieder hergestellt, als du deinen Körper das erste Mal übernommen hast, Akira. Mehr brauchtest du nicht zu tun. Geh jetzt, und mache dir darüber keine Sorgen mehr.“

Ich verbeugte mich vor meinem Sensei und wandte mich ab. Nur einen Augenblick darauf fühlte ich mich, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weg gezogen. Übergangslos befand ich mich wieder im KI-Biest.

„Seeeeenseiiii...“

„Oh, vertrau mir, die Verbindung ist wieder da. Aber ich habe nicht behauptet, dass du nicht wieder aus deinem Körper hinaus geschleudert wirst. Das wird die nächsten Tage und Wochen ab und an passieren, also gewöhne dich besser dran. Irgendwann wird es weniger werden und schließlich ganz aufhören.“

„Wann ist wann, Sensei?“

Arno Futabe sah mich abschätzend an. „Hm. Vielleicht nächste Woche. Vielleicht nächstes Jahrtausend.“

„Senseiiii...“ Manchmal kannte der alte Mann keine Gnade mit mir. Also würde ich noch oft der zweigespaltete Akira sein. Damit hatte die Liste meiner akuten Probleme einen weiteren Punkt erreicht und drohte nun bald die hundert zu sprengen. Mist.

To be continued

BEYONDER: Fern der Erde

von Alexander Kaiser

„Sie interessieren sich vielleicht nicht für den Krieg. Aber der Krieg interessiert sich für Sie!“

(Leo Trotzki)

Prolog:

Als er die Augen öffnete, blendete ihn das Licht, das alles erfüllende Licht.

Wer war er? Wo war er? Was war das für ein Licht, und was waren das für komische Gestalten um ihn herum? Was war hier los? Und wieso konnte er sich nicht bewegen?

Langsam. Er war Alex Tarnau, und er war gefangen. Nach und nach klärte sich der Schleier, kam die Erinnerung zurück. Die dunkle Straße, das Licht, daß so sehr geblendet hatte, und... Und jetzt war er hier.

Entführt von einem UFO, fuhr es ihm durch den Kopf. Aber Unsinn, es gab doch keine UFOs, zumindest gab es keine, die Nachts auf der Erde ihr Unwesen trieben und nichts ahnende Erdenbürger entführten, um an ihnen obskure Experimente durchzuführen. So hatte er bisher immer gedacht. Doch nun, wenn er den Kopf etwas drehte, dann sah er mehrere Liegen, nein, Dutzende, und auf jeder lag ein Mensch. Zwischen ihnen gingen diese schwächtigen Wesen hin und her, betrachteten Anzeigen am Fuß der Liegen, deuteten mit merkwürdigen Geräten auf die Menschen und unterhielten sich dabei in einer unverständlichen Sprache.

Einer von ihnen ging von Liege zu Liege und sagte dabei: „Aveemaren. Avemasuu. Aveemaren. Avemasuu.“

Was war das? Was waren das nur für Gesichter? Keine Ohren, keine Nase, riesige Augen mit blauer Iris, dieser blasse Teint.

Der eine, der von Liege zu Liege ging, kam nun zu Alex. Er öffnete den schmallippigen Mund und sagte: „Aveemaren!“

1. Tag eins: Erwachen

„Ich bin Alex Tarnau!“, brüllte Alex und sprang auf. Wo war er hier? Eben gerade noch bei diesen Fremden, und nun auf einer grünen Wiese? Wo war da der Sinn?

„Ist ja gut, daß du deinen Namen noch weißt“, hörte er eine spöttische Stimme hinter sich. „Aber du brauchst es nicht gleich in die Welt zu posaunen, Mann.“

Alex fuhr herum. Gerade erst drei Sekunden wieder bei Bewusstsein, und schon war er nahe daran, den Verstand zu verlieren.

Rund um ihn herum lagen oder saßen... ja, was waren diese Gestalten eigentlich? Es schienen Menschen zu sein, aber sie trugen alle Raumanzüge. Nein, das war nicht das richtige Wort. Diese Dinger waren wesentlich eleganter, geschmeidiger als die raumtauglichen Anzüge, die von der NASA oder der Russischen Weltraumbehörde verwendet wurden. Sie sahen aus wie Rüstungen. Und in diesen

Rüstungen steckten... Menschen?

Einer der Rüstungsträger grinste ihn an. Er hatte das Vorderteil seines Helmes hochgefahren. „Willkommen im Nichts, Kamerad. Ich bin schon einige Minuten vor dir aufgewacht und hatte Gelegenheit, mich mit der Rüstung vertraut zu machen. Du bist die Nummer zwei, die aufgewacht ist. Vorsicht, erschrick nicht, aber du trägst auch so eine Rüstung wie ich. Habe es selbst erst nicht gemerkt!“

„Scheiße. Tatsächlich. Wie hast du den Helm aufgekriegt?“

Alex´ Gegenüber grinste nun noch breiter. Sein dunkles Gesicht schien dabei fast zu strahlen, was die schneeweißen Zähne noch unterstrichen. „Du musst dich konzentrieren, Alex Tarnau. Direkt in deinem Blickfeld schwebt ein Gegenstand. Er sieht aus, als würde er zwanzig, dreißig Meter entfernt sein, aber das stimmt nicht. Denn der Gegenstand ist immer da, egal, in welche Richtung du guckst. Konzentriere dich da drauf.“

„Oh. Ein Headup-Display.“

„Richtig. Du siehst jetzt jede Menge Symbole vor deinen Augen, unter anderem eine rotierende Rüstung. Sieh sie an. Okay? Jetzt müsste die Rüstung dein gesamtes Blickfeld ausfüllen. Sieh auf den Helm.“

„Das sieht nach Kommunikationsrelais aus.“

„Ignoriere das. Auch das Nachtsichtgerät und den Infrarotspürer. Sieh einfach auf das Visier.“

„Frische Luft“, keuchte Alex erleichtert, als das Visier der Rüstung hochfuhr.

Der Schwarze pfißf anerkennend. „Du scheinst gut mit dieser Technik klar zu kommen, Alex Tarnau. Respekt.“

„Lass den Scheiß, Mann. Sag einfach Alex, okay? Und wenn du schon mal dabei bist, wo sind wir hier?“, erwiderte Tarnau.

„Das weiß nur der liebe Gott, Mann. Hey, ich bin Jamahl Anderson. Sag Andy zu mir, ja?“

„Gut. Andy.“ Alex nickte dem Mann zu.

„Keine Ahnung, wo wir sind. Aber irgendetwas sagt mir, daß es mit diesem Raumschiff zu tun haben muß, in dem ich war. In dem wir waren?“

Tarnau nickte zustimmend.

„Aha. Jedenfalls ist das hier nicht die gute alte Erde“, sagte Andy leise.

„Sagt dir das deine Intuition?“

„Nein, Mann, das sagt mir der zweite Mond da oben!“

Unwillkürlich folgte Alex´ Blick Andys Handbewegung. Direkt über ihnen, hoch am Himmel hing eine weiße, narbige Scheibe, die dem Mond nicht unähnlich sah. Doch daneben hing eine weitere, weit kleinere Scheibe. Außerdem war sie grün.

„Bei Nacht muß das eine romantische Gegend sein“, meinte Alex ironisch.

„Kurt Warningner hier. Ich habe euch ein wenig zugehört, Jungs, vor allem was dieses UFO angeht, in dem ich auch war. Ich gebe euch Recht. Dies ist nicht die Erde.“

In Alex' Nacken kribbelte es. Er hatte ein verdammt mieses Gefühl, wenn er ehrlich war. „Woher kommst du, Kurt?“ fragte er, um sich vom Kribbeln abzulenken.

„Ich bin Australier. Ich komme aus Sydney. Habe dort für eine Bank gearbeitet, bevor... Bevor ich hier aufgewacht bin. Und du?“

„Ich bin Deutscher. Ich komme aus Hamburg, wenn euch das was sagt. Ich arbeite als... Nun kaufmännischer Angestellter trifft es wohl. Nebenbei bin ich übrigens Leutnant der Reserve in der Bundeswehr. Wie sieht es bei dir aus, Andy?“

„Mann, ich komme aus D.C. und war gerade dabei, meine Prüfung zum Detective abzulegen, als ich plötzlich mitten im Tausend Morgen-Wald aufwachte. Ich bin ein Cop, heißt das.“

Kurt ließ sich in seiner Rüstung neben den beiden nieder. „Tja, da sitzen wir ja

ganz schön in der Tinte. Was sollen wir eigentlich hier?"

„Gute Frage“, meinte Andy. „Leider habe ich keine Antwort.“

„Fassen wir mal zusammen. Wir kommen aus verschiedenen Staaten der Erde. Wir erinnern uns alle an das Innere eines... Eines UFOs? Im nächsten Augenblick erwachen wir hier in diesen Rüstungen. Auf einem fremden Planet mit atembare Luft und zwei Monden – außer, die NASA hat in letzter Zeit einen zweiten Mond ins All geschossen.“

„Nicht sehr wahrscheinlich“, seufzte Kurt. „Warum tragen wir eigentlich diese Dinger, wenn die Luft des Planeten atembar ist? Ich meine, wir atmen die Luft doch und es geht uns noch gut, oder?“

„Mal den Teufel nicht an die Wand, Kurt“, erwiderte Alex schauernd.

„Übrigens, dein Englisch ist ganz hervorragend, Alex. Man merkt fast gar nicht, daß du von Übersee kommst“, bemerkte Andy.

Entgeistert riss Alex Tarnau die Augen auf. „Ich spreche kein Englisch!“

„Verdammt, du sprichst aber auch kein deutsch, Mann. Den Kraut-Kauderwelsch hätte ich erkannt.“

„Die Sache wird mir langsam unheimlich“, gestand Tarnau.

„Jetzt erst?“, spottete Andy. „Scheint so, als würden wir alle dieselbe Sprache sprechen, und es ist keine, die wir kennen dürften. Na, zumindest von der Erde nicht. Trotzdem beherrschen wir sie wie unsere Muttersprachen. Wir haben sogar nicht gemerkt, daß wir sie benutzen. Wer immer uns in diese Dinger gesteckt hat...“

„...hat uns auch eine neue Sprache beigebracht, damit wir miteinander reden können, obwohl wir aus verschiedenen Ländern und verschiedenen Kulturen kommen“, vollendete Kurt Warninger den Satz. Er deutete auf die anderen weißen Rüstungen. „Wer weiß, von woher sie alle kommen.“

„Wer weiß, was wir hier sollen“, sagte Andy. „Und wer weiß, wie wir wieder nach Hause kommen.“

Alex erhob sich. Es ging ganz leicht. Die Rüstung behinderte ihn überhaupt nicht. „Vielleicht finden wir ein paar Antworten im Headup-Display. Dann können wir den anderen wenn sie aufwachen wenigstens ein paar Fragen beantworten. Obwohl sich mehr und mehr Fragen aufwerfen, je länger ich drüber nachdenke.“

„Okay, Mann, checken wir das Mistding ab.“

Kurt Warninger nickte nur. Fast zugleich ließen sie ihre Visiere wieder zufahren.

Alex konzentrierte sich wieder auf das Headup-Display. Er lernte schnell, daß man einzelne Komponenten wie den Helm direkt ansteuern konnte. Er konzentrierte sich auf den Helm und entdeckte durch die Blickschaltung ein Untermenü, daß vor seinen Augen eine dreidimensionale Karte entfaltetete. Er sah die nähere Umgebung im Radius von zehn, elf Metern, innerhalb dieses Bereiches entdeckte er siebzehn kleine Rüstungen, und unter jedem blinkte ein Name: Garret, Anderson, Feretti, Kelal, Furohata, Warninger... Es gab eine Möglichkeit, sie alle zu kontaktieren, oder sie einzeln aufzurufen. Dazu blinkten krakelige Schriftzeichen auf, die den Status der Person aufwiesen. Bis auf ihn, Kurt und Andy waren die anderen Rüstungen als inaktiv gekennzeichnet.

Alex meinte, diese Schrift noch nie zuvor gesehen zu haben, dennoch konnte er sie lesen. Es war ein Fragenkatalog, der ihm die Möglichkeiten anbot, Statusberichte, Nachrichten oder das Anzugsarchiv anzuzapfen. Ein weiterer Hinweis fragte, ob Kommunikation erwünscht sei. „Andy? Hier Alex.“

„Alex? Das Ding hat Funk?“

„Wundert dich das?“, bemerkte der Deutsche ironisch. „Was hast du entdeckt?“

„Ich habe mich auf Arme und Beine konzentriert. Du wirst es nicht glauben, aber da gibt es ein paar Details, die werden mit Piktogrammen erklärt. Schwierigere

Vorgänge laufen in einer Art dreidimensionalem Kurzfilm ab. Sauleicht zu lernen, Mann. Außerdem ist alles beschriftet, aber nicht in englisch oder so. Trotzdem kann ich es problemlos lesen. Und jetzt halte dich fest, Mann: Dieses Ding ist gespickt mit Waffen! Im rechten Arm steckt eine versenkte Lafette, die Miniraketen verschießt! Und in den Beintaschen ist noch mehr von diesem Scheiß drin. Minen, Alex, und Granaten. Dazu gibt es genaue Anleitungen mit diesen Filmchen, wie man sie einsetzen muß. In was für eine Scheiße sind wir da bloß rein geraten?"

„Keine Ahnung, aber wer immer uns in diese Dinger gesteckt hat, der wird bestimmt wollen, das wir die Waffen auch benutzen.“ Alex erweiterte den Funkkreis auch auf Warnings und sagte: „Kurt, hörst du mich?"

„Das Ding hat Funk?"

„Ich hoffe, du erwartest darauf keine Antwort“, tadelte Alex mit einem dünnen grinsen. „Andy hat in den Armen und Beinen Waffen gefunden. Ich im Helmsektor eine Art Landkarte und die Kommunikation. Wie steht es mit dir?"

„Ich habe mir den Torso vorgenommen. Dieses Ding hat so eine Art Konverterkiemen auf dem Rücken, die es in die Lage versetzen, sogar unter Wasser zu atmen. Wenn man so ein Detail aktiviert, spielt der Anzug zur Erklärung immer so ein Kurzfilmchen ab.“

„Haben wir auch schon bemerkt. Noch was?"

„Nun, wir verfügen mit den Rüstungen offenbar über eine Art Ein Mann-Panzer. Ein Exoskelett verstärkt unsere Kraft, was uns in die Lage versetzt, sehr schnell zu laufen und sehr weit und hoch zu springen. Außerdem habe ich so eine Art Energieanzeige gefunden. Sie steht noch auf voll. Es kann also noch nicht lange her sein, daß man uns ausgesetzt hat. Außerdem habe ich mich auf rudimentäre Eigenschaften der Rüstung konzentriert. Laut der Filmchen verfügt die Rüstung über eine begrenzte Recyclingfähigkeit, die sie für mehrere Tage autark machen kann. Fragt mich jetzt nicht im Detail, wie es funktioniert, es würde euch sicher nicht gefallen. Aber es hängt mit dem Röhrchen zusammen, das zusammengeklappt auf der Innenseite des Helms hängt. Laut der Filme kann man damit Wasser mit Nährstoffen trinken, wenn man es aktiviert. Auch so eine Sache, um die Rüstungen autark zu machen. Wir könnten mit den Dingen sicherlich sogar im Vakuum des Alls operieren. Oder in einer Wolke aus Giftgas.“

„Das gefällt mir alles nicht! Sucht weiter, Jungs.“

„Wie du befehlst, mein Führer“, erwiderte Andy flapsig.

Alex verzichtete auf einen Kommentar. Er hatte schon viel von der Ironie gehört, mit der die Amerikaner den Krauts begegneten und tat Andys Bemerkung darunter ab.

Also widmete er sich wieder der Karte mit den Kommunikationsmarkierungen. Hier gab es eine Option, die Karte stufenlos zu vergrößern. Eigentlich hatte Alex nur vorgehabt, sich so die nähere Umgebung mal genauer anzusehen, als beim zoomen plötzlich eine weitere Rüstung markiert wurde. Allerdings unterschied sich diese Rüstung durch eine gelbe Eins, die neben ihr eingeblendet war. „Hey, Jungs, da draußen scheint noch jemand in einer Rüstung unterwegs zu sein. Ich versuche mit ihm zu reden.“ Alex etablierte den Kontakt auf die gleiche Art wie vorhin mit Kurt und Andy.

Beinahe sofort gelte diese ängstliche Frauenstimme in seinen Ohren: „Panzer! Nein! Sie folgen mir! Ich muß... Weiter! Weg hier!“

Wieder meldete sich das Kribbeln in Alex' Nacken.

„Oh Scheiße! Das hört sich gar nicht gut an“, knurrte Andy. „Na, jetzt wissen wir wenigstens, warum wir diese Waffen haben.“

Alex Tarnau versuchte, sich den kalten Angstschweiß von der Stirn zu wischen, ein leises Klopfen erinnerte ihn daran, daß er immer noch den Helm trug. „Kurt, Andy, weckt die anderen. Keine langen Erklärungen jetzt, sagt ihnen die Richtung in die

sie laufen sollen und sgt ihnen, Erklärungen gibt es später. Beeilt euch. Am besten schickt Ihr sie auf die Anhöhe da oben rauf. Von dort haben wir einen guten Überblick über das Gelände.“

„Okay. Was machst du?“, fragte Kurt.

„Ich fange dieses verirrte Schäfchen ein. Vielleicht kann sie uns ein paar Fragen beantworten. Außerdem finde ich es plötzlich sehr gefährlich, sich hier allein herumzutreiben.“

Alex ließ die beiden allein. Sie befanden sich auf einer grünen Wiese, die von zwei Seiten, welche sein Headup-Display in der neuen Schrift als Norden und Westen bezeichnete, von einem Wald eingeschlossen war. In den anderen beiden Himmelsrichtungen folgte Hügelland und sporadische Waldzonen. Soweit Alex erkennen konnte, war dieser Waldgürtel beachtlich groß. Jedenfalls erreichte die Karte den Waldrand nicht, als er weiter heraus zoomte.

Im Westen lauerte Gefahr. Das hatte ihm sein Headup nicht verraten. Er wußte es einfach.

Und er wußte auch, daß nicht mehr viel Zeit blieb. Darum begann er, während er mit einem atemberaubenden Tempo durch den Wald hetzte, die Rüstung genauer zu inspizieren. Und je mehr er das tat, desto mehr Respekt bekam er vor den Fähigkeiten dieses kleinen Wunderdings. Mehr durch Zufall entdeckte er sogar eine Lasergesteuerte Verbindung zu einem Satelliten im Orbit. Es gab sogar mehrere Satelliten, aber sie waren nicht aktiviert, lieferten keine Bilder, keine Kommunikation.

Warum immer sie auch hier waren, wer ihnen diese Suppe auch eingebrockt hatte, Alex spürte sehr deutlich, dass die Panzer, vor der die gelbe Eins solche Angst hatte, nur der Anfang ihres Problems waren.

„Andy, Kurt, wie weit seid Ihr?“

„Wir haben die Stellung auf dem Hügel bezogen. Die Leute sind etwa verwirrt, einen mußten wir sogar tragen, weil er noch benommen war. Aber abgesehen davon, daß Kurt und ich mit Fragen bedrängt werden, die wir nicht beantworten können, geht es uns gut hier hinten. Wie wäre es, wenn du wieder zu uns rüber kommst, Rotkäppchen. Allein im finsternen Wald lockst du nur den großen bösen Wolf an.“

„Keine Bange, Großmutter. Ich pass auf mich auf. Ich habe übrigens ein paar nette Dinge entdeckt. Es gibt Satelliten im Orbit. Sie sind aber nicht aktiviert. Außerdem verfügt diese Rüstung über ein Spielzeug, das unsichtbar macht. Du musst dich nur über die Blicksteuerung in den Torsobereich einklinken und das Symbol für Tarnung anklicken, eine Rüstung, die mit durchbrochener Linie dargestellt wird. Es gibt auch ein Kurzfilmchen dafür. Dann dürftest du vor aller Augen verschwinden.“

„Ich merke keinen Unterschied.“

„Dummkopf“, knurrte Alex. „Du merkst auch als letzter, daß du nicht mehr da bist.“

„Mein Arm ist unsichtbar. Hab es doch gemerkt.“

„Geh mir nicht auf die Nerven. Sage den anderen sofort, wie es geht und tarnt euch dann. Wenn ich zurückkomme, will ich über euch stolpern müssen.“

„Jawohl, mein Führer“, spöttelte Andy.

Alex deaktivierte die Verbindung mit einer gewissen Verärgerung. Langsam ging ihm Andy mit diesem mein Führer-Quatsch auf die Nerven.

Gerade wollte er auf seiner Karte wieder nach dem gelben Kontakt suchen, da huschte ein weißer Schemen auf ihn zu, prallte gegen ihn und stürzte vor ihm zu Boden. Hart schlug Alex gegen einen der unzähligen armdünnen Bäume und warf ihn um. Sofort sprang er wieder auf. Na ja, mit zwei Sekunden Verzögerung, die er

brauchte, um die Sterne vor seinen Augen zu vertreiben.

Direkt vor seinen Füßen lag ein Mensch. Oder jemand, der die gleiche Rüstung trug wie er. Gerade rappelte sich der Fremde wieder auf und wollte weiterlaufen. Sofort griff Alex zu und

hielt ihn zurück. Ihm blieb keine Zeit, um festzustellen, ob dies die verzweifelte Frau war, die er hatte kontaktieren wollen oder ein weiterer nicht weniger verzweifelter Rüstungsträger.

Alex deaktivierte die Tarnung und ließ das Visier zurückfahren. „Hey, warte mal. Du kommst von Westen und gehörst nicht zu meiner Gruppe. Bist du allein? Wirst du verfolgt?“

Der Fremde verstand ihn nicht - oder wollte es nicht. Verzweifelt sträubte er sich gegen Alex' festen Griff, der von der Rüstung noch verstärkt wurde.

„Sie kommen!“ hörte er eine ängstliche Stimme rufen. „Sie haben alle getötet! Und jetzt wollen sie auch mich töten! Lass mich! Ich muß fliehen! Ich muß...“

Alex hatte das Gefühl, in Eiswasser gebadet zu werden. Seine Nackenhaare richteten sich auf und eine spöttische Stimme in seinem Kopf bemerkte lässig: Wusste ich es doch!

Was er die ganze Zeit schon geahnt, schon gewusst hatte, war Wirklichkeit. Es gab jemanden auf dieser Welt, der seinesgleichen tötete. Zurück zu den anderen, war sein erster Gedanke. Aber nicht ohne diesen Unglücklichen, den seine kopflose Flucht womöglich in Lebensgefahr brachte. „Wohin, du Narr?“, blaffte Alex den Fremden an.

Das schien zu wirken. Die Gestalt in der Rüstung hörte auf, sich gegen Alex' Griff zu sträuben.

„Denk mal nach. Hinter uns befindet sich meine Gruppe. Sie hat sich auf einem Hügel verschanzt und kann gut zweihundert Meter vom Gelände einsehen. Du solltest mit mir kommen, wenn du nicht sinnlos davonlaufen willst.“

Die Befreiungsversuche hörten auf. „Deine...Gruppe?“

„Meine Gruppe“, bestätigte Alex.

„A-auf dem Hügel?“

„Auf dem Hügel. Und du kommst mit mir.“ Alex half dem Fremden auf. „Übrigens, wie heißt du eigentlich?“

„Martha. Martha Wong, Ren.“

Ren. Das Wort hörte Alex zum ersten Mal. Aber es klang vollkommen vertraut. Wenn er es genau bedachte, entsprach es dem englischen Sir und betitelte einen Ranghöheren.

„Den Ren kannst du ruhig weglassen. Folge mir.“ Alex warf einen schnellen Blick auf seine Karte, um sich zu orientieren. Dabei bemerkte er, daß neben dem gelben Kontakt ein Name erschienen war: Wong!

So schnell es die Rüstungen ermöglichten durcheilten sie den Wald. Als Alex mit Martha zurück zu den Hügeln eilte, konnte er sehen, wie die Frau - wie alt mochte sie sein, nach der Stimme vielleicht Mitte zwanzig - gewaltige Sätze von bis zu zehn Metern machte, um voranzukommen.

„Und wie heißen Sie, Ren? Äh, ich meine...“

„Schon gut. Alex Tarnau. Sag Alex zu mir.“

„Okay. Alex. Was machen wir, wenn die Panzer kommen? Was, wenn von meiner Gruppe noch jemand lebt? Es ging alles so verdammt schnell.“

„Wir kümmern uns darum“, versprach Alex, während sie die Lichtung erreichten.

„Andy?“

„Was gibt es, mein Führer?“

„Jede Menge Ärger, wenn du den Quatsch mit mein Führer nicht lässt. Schon vergessen, dass Ihr Amis den Krauts genau deswegen in den Arsch getreten habt?“

Schlechte Omen mag ich nicht“, knurrte Alex gereizt.

„Hey, bleib cool, Mann. War ja nur Spaß. Wie wäre es stattdessen mit großer Meister?“

„Du wirst wohl nie erwachsen“, erwiderte Alex und bemerkte gegen seinen Willen, dass sein Ärger verschwand. „Ich komme jetzt hoch und bringe die gelbe Eins mit. Achtung, es kann sein, dass wir gleich Besuch bekommen. Wir sollten uns so schnell es geht weiter mit den Rüstungen vertraut machen und hoffen, daß der Gegner uns nicht überlegen ist.“

„Mit den... Spinnst du? Wir wissen nicht einmal, wo wir sind. Und jetzt sollen wir für dich in den Krieg ziehen?“

Ein kurzer Blick auf sein Headup-Display verriet Alex den Namen des letzten Sprechers: Feretti. „Hör mal, Feretti, die Frau, die mich begleitet gehört zu einer anderen Gruppe. Leute wie wir. Die Gruppe wurde von angreifenden Panzern ausradiert. Wenn sie so aufgewacht sind wie wir, dann hatten sie nicht sehr viel Zeit, einen Gegner zu provozieren. Das heißt, wir kriegen auch den Arsch versohlt, wenn wir auf gute Nachbarn machen. Also Feretti, ich weiß nicht wie es mit dir ist, aber ich möchte gerne den Tag überleben.“

Auf dem Hügel angekommen warf sich Alex sofort in Deckung. Neben ihm landete Martha Wong. Sie zitterte so sehr vor Angst, daß die Rüstung mitvibrierte. „Du meinst also, erst schießen und dann fragen?“

Alex kam nicht mehr dazu, auf diese Frage zu antworten. Unter ihnen, an der Lichtung preschte eine weitere Gestalt in einer Rüstung hervor. Ihr auf dem Fuß folgte eine an den Seiten eingedrückte Halbkugel mit bedrohlich wirkenden Aufbauten.

Eine dieser Aufbauten spie plötzlich Feuer. Der Rüstungsträger warf sich herum und entging mit einem Sprung über zehn Meter der Feuerlohe.

„Einer von uns?“, fragte jemand. Es klang mehr nach einer Feststellung.

Ein weiterer Panzer brach aus dem Wald hervor und half, den Rüstungsträger in die Enge zu treiben.

„Er läuft in unsere Richtung! Das darf er nicht! Er wird die Panzer zu uns führen! Schick ihn weg, Tarnau! Schick ihn weg!“, brüllte eine Frauenstimme, die Alex ohne einen Blick auf die Anzeige nicht zuordnen konnte.

„Wenn er sterben soll“, knurrte Alex, „dann sag du es ihm gefälligst. Sag ihm, daß er sich woanders erschießen lassen soll. Na? Habe ich mir gedacht. Andy, Thermalgranaten. Wir werfen zwei Stück.“

„Und dann?“

„Die Mini-Raketen. Mit etwas Glück sind sie stark genug, um diese Konserven zu knacken. Das kleine Filmchen behauptet es zumindest.“

„Töten, töten, das ist alles, was die Menschen können.“

„Fängst du schon wieder an, Feretti? Halt endlich deine große Klappe und beobachte die Umgebung, damit uns nicht plötzlich Panzer im Nacken sitzen!“

Unverständliches Gemurmel antwortete Alex. Der nickte zufrieden. Ohne es recht zu bemerken hatte seine Ausbildung zum Offizier gegriffen und ihm das Kommando verschafft, nachdem der letzte Widerspruch verstummt war.

Auf sein Zeichen warfen er und Andy die Granaten. Beide landeten direkt neben dem vordersten Panzer. Als sie detonierten, warfen sie den Panzer einfach um. Daraufhin kam es zu einer internen Explosion, die das Schicksal des Panzers besiegelte.

Alex deaktivierte seine Tarnung und richtete sich halb auf, damit der Fremde ihn sehen konnte. „Hierher, du Idiot!“, blaffte er.

Auch ohne, daß er sich in den Funkkreis des anderen einklinkte, verstand der und

hielt direkt auf Tarnau zu.

Derweil hatte der andere Panzer reagiert. Mehrere der bedrohlichen Aufbauten richteten sich auf den Hügel. Eine Raketensalve löste sich aus der linken Aufbaute und hielt direkt auf Alex zu. In seinem Helm begann das Headup hektisch zu blinken. Ein neues Symbol wurde besonders hervorgehoben. Ohne zu zögern aktivierte Alex es mit der Blickschaltung.

Plötzlich öffnete sich auf seinem Rücken eine Klappe, ein sonnenhelles Etwas schoß daraus hervor und flog auf die Raketen zu. Zwanzig Meter vor Alex detonierten sie. Der Lichtblitz war so grell, daß das Visier den automatischen Filter vorschaltete.

„Verdammt, großer Meister, wir haben Abwehrmaßnahmen.“

Alex ignorierte Andys neuen Namen für sich und besah sich die Situation. Der zweite Panzer musste auch ausgeschaltet werden. „Andy, ich gehe das Ding von hinten an. Du von vorne. Und, Feretti?“

„Ja?“

„Wenn du nicht zuviel Angst hast oder es gegen deine Religion ist, dann schlag einen Haken durch den Wald und beschieße das Ding mit dem Raketenkarabiner, der in deinem rechten Arm montiert ist, okay?“

„Bin schon weg.“

Erleichtert atmete Alex auf. Hatte der Mann wohl doch begriffen, dass sie aus dieser Situation nicht so ohne weiteres heraus kamen. Vor allem nicht, wenn der Gegner so eindeutig gewaltbereit war. Und zudem durchaus ihre Rüstungen vernichten konnte.

Der Fremde erreichte ihre Höhe, sprang mit einem gewaltigen Satz über sie hinweg und landete in der flachen Mulde, in der sich die anderen verborgen hielten. Kurt Warninger riß den Fremden brutal zu Boden und brüllte auf ihn ein. Kurz darauf aktivierte sich die Tarnung der weißen Rüstung.

Alex sprang. Für eine Sekunde wurde ihm übel. Es wurde ein Satz über zwanzig Meter, dank des Gefälles des Hügel.

Der Panzer ignorierte ihn. Er hatte wahrscheinlich kapiert, daß da oben mehr als ein einzelner Mann lag. Im Zweifelsfall waren die gefährlicher als er. Vielleicht glaubte die Crew - oder war das Ding Vollrobotisiert - er wolle fliehen? Auch recht. Mit mehreren der riesigen Sätze gelangte Alex schnell in den Rücken des unbekanntes Vehikels.

Wieder schoß der Panzer Raketen ab. Diesmal stiegen gleich vier Abwehrmaßnahmen vom Hügel auf.

„Nicht alle auf einmal reagieren! Jetzt weiß der... Na, der Typ im Panzer, daß da oben mindestens vier Leute in Deckung liegen! Feretti, bist du da?“

„Ich bin da und warte auf deinen Befehl, wieder ein Neandertaler mit Steinkeil in der geballten Faust zu werden!“

„Okay, dann wirf deinen Steinkeil auf drei. Du auch, Andy! Eins... Zwei... Drei!“

Andy warf eine weitere Granate. Sie explodierte direkt auf einer der Aufbauten und brachte die eingelagerte Munition zur Explosion. Gleichzeitig eröffneten Alex und Feretti das Feuer. Mehrere Raketensalven perforierten die Hülle. Im Innern war anscheinend auch Munition gelagert, es kam zu einer Sekundärexplosion, die den Panzer wie sein zerstörtes Pendant wie Papier zerfetzte.

„Gefahr erkannt, Gefahr gebannt“, meinte Andy lakonisch.

„Das stimmt. Aber irgendwie bin ich nicht stolz drauf. Feretti, zurück zur Gruppe. Ich komme ebenfalls hoch. Furohata, Kelal. Andy und Warninger geben euch Deckung. Ihr seht euch mal den Panzer an, der auf dem Rücken liegt, okay? Seid aber vorsichtig und spaziert nicht vor der Mündung einer Waffe herum.“

Furohata bestätigte knapp, Kelal blieb stumm.

Als Alex aber den Hügel wieder hinaufging, kamen ihm zwei Gestalten in Rüstungen entgegen. „Und schaltet eure Tarnungen ein.“

Die Servomotoren ihrer Rüstungen summteten leise, als sie die Köpfe drehten, um Alex anzusehen. Die Visiere fuhren auf, auch Alex ließ seines hochfahren. Furohata war dem Namen nach Japaner. Ein junger Mann mit kaum geschlitzten Augen. Seine Haut war reichlich blass. Er hätte sich einen Japaner dunkler vorgestellt. Kelal war eine junge Frau. Irgendwie konnte Alex sie nicht einordnen. Mediterran? Arabisch? Sie hatte einen braunen Teint, aber die Nase war klein und hoch gedrückt. In ihren blauen Augen schimmerte die Angst.

Eigentlich war die Ethnik in diesem Fall scheißegal, erkannte der junge Europäer. Es kam nur darauf an, daß sie überlebten, wo immer sie waren, was immer hier geschah.

Sie sahen sich in die Augen. Alex sah mal Kelal, mal Furohata an. Schließlich nickte der Japaner. „Ja, Ren.“

Kelal nickte wieder, doch diesmal lächelte sie fast. Die Angst war tief in den Augen verschwunden. Sie ließen ihre Visiere wieder zufahren. Kurz darauf aktivierten sich die Tarnungen der beiden. Nur anhand seines Headup-Displays konnte Alex sehen wohin sie sich bewegten. Und an einem kleinen, kaum merklichen Flimmern in der Luft. Er zwinkerte und verlor das Flimmern aus den Augen.

Oben auf dem Hügel empfing ihn Andy. Er observierte die Umgebung. Wahrscheinlich hatte er die Vergrößerungsschaltung entdeckt, die sein Blickfeld bis um den Faktor eintausend heranzoomen konnte. Eventuell benutzte er sogar die Passiv-Ortung.

„Ren? Ich dachte, das Wort bedeutet dir nichts, großer Anführer.“

„Mir nicht“, erwiderte Alex matt. Plötzlich war er so müde, so unglaublich müde. „Aber ihm bedeutet es was.“ Adrenalin, das war es. Seit diese Panzer aufgetaucht waren war Alex auf Adrenalin gewesen, einer körpereigenen Stimulans. Jetzt war es verbraucht, und der Körper verlangte von ihm, daß er sich jetzt etwas ausruhte.

„Ferretti?“

„Ich bin hier. Etwas zerschlagen, aber ich kann noch.“

„Ist schon gut. Leg dich eine Sekunde hin. Kurt?“

„Ren?“

„Witzbold. Was sagt unser Gast?“

„Sein Name ist Juri Malenkov. Er gehörte nicht zu der gleichen Gruppe wie Martha. Er meint, es könnte noch mehr Überlebende in seiner Gruppe gegeben haben. Bevor sie geflohen sind wie die Hasen haben einige noch einen oder zwei Panzer zerstört.“

„Ich schalte mich in seinen Funk ein. Danke, Kurt.“

Malenkov, hören Sie mich? Mein Name ist Alex Tarnau.“

„Alex Tarnau? Sie sind mein Retter? Danke, vielen Dank.“

„Bedanken Sie sich nicht zu früh. Die Panzer kommen sicher noch mal wieder. Hören Sie mal, wie groß war Ihre Gruppe? Und wie viele können überlebt haben?“ Unsicherheit schwang in der Stimme Malenkovs mit, als er antwortete. „Wir waren zwanzig, vielleicht mehr. Die meisten von uns waren schon wach, bevor die Panzer kamen. Wir wurden ziemlich kalt erwischt. Die Mistdinger haben zwei von uns sofort beschossen, ihre Rüstungen sind geplatzt wie rohe Eier. Da haben wir die Nerven verloren und jeder ist für sich abgehauen. Ich glaube, die Hälfte könnte noch leben, wenn nicht mehr.“

„Danke, Malenkov. Sie gehören jetzt zu dieser Gruppe. Warninger wird Ihnen erklären, wie Sie sich in unseren Funkkreis einschalten können.“

„Danke, Ren.“

Alex winkte ab. Es war immer noch zu früh, um sich zu bedanken.

Alex sah sich um, im kleinen Reich seiner Gruppe. Mit ihm waren sie jetzt zwanzig. Wie viele gab es wohl von ihnen? Wieviele hatte man hier ausgesetzt, Waffen in die Hand gedrückt und dann allein gelassen? Wieso, ging ihm durch den Kopf, und mit welchem Recht? Doch er drängte diese Fragen zurück. Im Moment gab es wichtigeres. Und Tote konnten keine Fragen mehr stellen. „Andy?“

„Ja, Mann?“

„Ich brauche mal etwas Ruhe, okay? Vielleicht kriegen wir Kontakt zu den anderen, die hier noch herumflitzen. Ach, siehst du was?“

„Nein. Im Umkreis von einer Meile gibt es nichts, was uns gefährlich werden kann. Wird sich sicher bald ändern. Wir haben die Panzer zwar schnell ausgeschaltet, aber sicher konnten die noch jemanden alarmieren. Ach ja, Furohata und Kelal kommen zurück. Der zweite Panzer ist vollkommen ausgebrannt. Nichts mehr zu machen. Und in den Bruchstücken des anderen gab es auch nichts zu finden.“

„Ist gut. Halte die Augen offen, ja?“

„Jawohl, großer Meister.“

Der junge Mann seufzte leise. War dieser großer Meister-Tick nun eine Angstreaktion, versteckte Ehrerbietung oder schlicht und einfach ein dummer Witz? Vielleicht von allem ein wenig.

Er setzte sich hin. Die Rüstung war sehr bequem, man merkte fast nicht, daß man sie trug. Für ein paar Sekunden schloß er die Augen. Endlich etwas Ruhe.

Nein, er durfte sich jetzt nicht gehen lassen! Ohne es zu wollen, hatte er für die anderen die Verantwortung übernommen. Für Andy, für Kurt, für Martha, für Feretti... Vielleicht gab es einen Besseren für diese Aufgabe, aber im Moment mußte er, der Reserveoffizier, eben reichen.

Headup-Display. Den Funkkreis aktivieren. Die Karte der Umgebung vergrößern. Noch mal vergrößern. Erneut vergrößern. DA! Ein weiterer Funkkreis, bestehend aus elf Rüstungen in zwei Kilometern Entfernung im Westen. Alex klinkte sich ein. Plötzlich verschwand eine der Rüstungen und ein Schrei, den er nie wieder würde vergessen können, kreischte in seinem Helm auf.

Jemand rief panisch etwas. Alex verstand nur Wortfetzen.

„Ruhe im Äther!“, brüllte Alex dazwischen. Und es wurde ruhig.

Dann erklang eine zaghafte Stimme. „Wer war das?“

„Tarnau. Wer ist euer Gruppenführer?“

„Unser was?“

„Schon gut. Wenn ich eure Positionen mit dem Gelände vergleiche, dann seid Ihr etwa zwei Kilometer von unserer Gruppe entfernt. Wir befinden uns östlich von euch. Ich weiß nicht, was Ihr da hinten treibt, aber lasst alles stehen und liegen und kommt hierher, verstanden?“

„Aber die Panzer...“

„Verstanden?“

Ein Ruck ging durch die Stimme des fremden Sprechers. „Verstanden.“

„Gut. Mein Komm-System sagt, daß Ihr Name Bernstein ist. Bernstein, Sie führen Ihre Leute hier herüber. Halten Sie sie zusammen und passen Sie auf, daß nicht noch einer draufgeht, ja? Und wenn möglich, tun Sie es sofort.“

„Verstanden.“

Alex wechselte den Funkkreis. „Andy, wir kriegen in ein paar Minuten Besuch. Zehn weitere Rüstungsträger.“

„Das wird eng hier oben“, kommentierte der New Yorker Cop.

Alex fragte sich, ob er wirklich den Platz scheute, oder in der Massierung so vieler von ihnen eine Gefahr sah. Ein kurzer Blick in die Runde ließ ihn zu Möglichkeit eins tendieren. „Ich weiß. Es ist außerdem eine dumme Idee, wenn wir alle hier

bleiben, was? Feretti, nimm dir vier Mann und richte dich auf dem westlichen Hügel ein, ja? Kurt, nimm dir auch vier und platziere dich auf dem nördlichen Hügel. Furohata, schnapp dir Kelal und sieh dir mal an, was da hinter uns liegt. Wenn die Gegend sauber ist, gib Bescheid. Kann sein, daß wir uns zurückziehen müssen. Dann hätte ich gerne schon eine gute Route durch die Hügel da.

„Alles verstanden?“

Nacheinander bestätigten die anderen. „Gut. Viel Glück!“

„Ren?“

„Ja, Martha?“

„Diese zehn Menschen, sind die von meiner oder von Juris Gruppe?“, fragte die verängstigte Frau zaghaft.

„Weder noch. Es scheint, wir sind weit mehr als wir angenommen haben. Ich checke noch mal nach anderen Kommunikationen. Martha, Sie können mir dabei helfen. Wenn Sie auf der Karte in Ihrem Headup-Display jemanden entdecken der nicht zu uns gehört, oder sich noch nicht auf dem Weg zu uns befindet lotsen Sie ihn rein, okay? Und sagen Sie ihnen, sie sollen einen Gruppenführer bestimmen, wenn es mehrere sind. Es ist immer gut, wenn einer vorweg läuft.

Garret!“

„Ren?“, klang eine verwunderte Frauenstimme auf. Sie hatte wohl nicht damit gerechnet, von ihm angesprochen zu werden.

„Garret, sehen Sie sich mal schnell die anderen Hügel hier im Süden an. Vielleicht müssen wir die ankommenden Gruppen auf sie verteilen. Wir brauchen Hügel mit möglichst großer Kuppe, die natürliche Deckung bieten. Sie haben eine Viertelstunde.“

„Und womit soll ich die Zeit messen, Ren?“, fragte sie sarkastisch, wobei sie das Wort Ren extra betonte.

„Suchen Sie nach einem Zeitmessgerät in Ihrem Headup-Display“, erwiderte Alex ruhig. „Wenn Sie dort nicht fündig werden, dann gehen Sie einfach nach Ihrem Gefühl. In dem Moment, in dem Sie glauben, daß ich Sie am liebsten roh fressen möchte, kommen Sie zurück.“

„Ich habe verstanden. Eine Viertelstunde.“

Alex grunzte zufrieden.

Wieder ins Netz. Die Gruppe Bernstein war am alten Platz auf der Karte nicht mehr zu finden. Alex suchte näher an seiner Position und wurde fündig.

„Bernstein?“

„Sind Sie das, Tarnau, Ren?“, klang die Stimme des Frischgekürten Gruppenführers in der Leitung.

„Ja.“

„Gott sei dank. Wir haben die Panzer abgeschüttelt. Und wir haben noch welche wie uns gefunden, vier Leute in Gefechtsrüstungen.“

„Sie haben sie gesehen? Ja, haben Sie noch nicht die Tarnung entdeckt?“, rief Alex bestürzt.

„Welche Tarnung?“, kam es verwirrt zurück.

Schnell erklärte Alex in knappen Worten, wie die Tarnung zu aktivieren war. Sicherheitshalber erklärte er noch, wie man Abwehrmaßnahmen gegen Raketen aktivieren konnte. „Alles verstanden? Gut. Kommen Sie so schnell es geht auf unsere Höhe. Tarnau Ende!“

„Ren? Martha hier. Ich habe ein paar aus meiner Gruppe entdeckt. Ich habe ihnen den Weg zu uns erklärt und Feretti Bescheid gesagt. Sie werden bei ihm unterkommen.“

„Gute Arbeit, Martha.“

„Danke, Ren.“ Die Frau schien sichtlich stolz auf das Lob zu sein.

Wieder klinkte sich Alex in das Komm-Netz ein. Mit jedem Mal schien es größer zu werden. Drei weitere Gruppen kontaktierte er und wies ihnen den Weg zu seiner Gruppe, dazu entdeckte er fünf einzelne Rüstungsträger. Wenn es sein musste erklärte er in Stichworten technische Details wie die Tarnung oder die Abwehrmaßnahmen. Oder beides. Schnell wuchs das Häuflein Versprengter auf den Hügeln auf fünfzig. Dann auf sechzig.

Inzwischen meldete sich Garret zurück. War denn wirklich erst eine Viertelstunde vergangen?

„Elf Minuten. Das ist mein persönlicher Rekord. Wir können die beiden Hügel neben Ferettis Stellung nutzen, Ren. Sie liegen hoch und haben sowohl breite Kuppen als auch ein freies Schussfeld bis an den Wald heran. Bei Waringer sieht es nicht so gut aus. Zuviel Wald. Ich empfehle, daß er sich etwas zurückzieht.“

„Sie übernehmen das, Garret. Kurt soll einen Beobachter dort lassen und eine Stellung weiter hinten beziehen. Sie nehmen sich zehn Mann aus den Neuankömmlingen und igeln sich ebenfalls hinter uns ein. Furohata hat ein paar gute Plätze gefunden. Lassen Sie sich einen hübschen zeigen. Die Hügel neben Feretti sparen wir uns auf, bis wir mehr sind.“

„Verstanden“, erwiderte Garret. Sie klang etwas überrascht.

„Sie wissen, wie man sich in einen anderen Funkkreis einklinkt?“

„Ja, Ren.“

„In dieser Option gibt es auch die Möglichkeit, einen neuen Funkkreis zu erstellen. Ich will, daß Sie ab sofort diese Gruppe anführen. Verstanden, Gruppenführer?“

Garret straffte sich. Krieg spielen schien ihr plötzlich Spaß zu machen.

„Verstanden, Ren.“

„Ach, lassen Sie die Finger von Furohata und Kelal. Ich brauche die beiden als Späher.“

„Auch verstanden.“ Beinahe glaubte Tarnau, ihr Grinsen vor sich sehen zu können.

Martha meldete sich kurz zu Wort. Sie berichtete von sieben weiteren Versprengten, die sie herdirigiert hatte.

Alex wurde das Gefühl nicht los, daß es doch weit mehr waren, die hierher verschlagen worden waren, als er dachte. Viel, viel mehr. Also teilte er drei von den Neuen ein, ebenfalls nach neuen Funkkreisen zu suchen. Er instruierte sie kurz und ließ sie beginnen. Für Rückfragen sollte Martha zur Verfügung stehen. Damit hatte er sie offiziell zur Cheffunkerin gemacht.

„Alex?“

„Was gibt es, Andy?“

„Ich sehe Panzer. Elf Stück. Kommen schnell näher“, meldete der Schwarze.

„Okay, du hast freie Hand. Schalte sie aus. Heute wird erst geschossen und dann gefragt. Morgen machen wir es dann umgekehrt.“

„Okay, Mann. Ich lasse sie eiskalt auflaufen und serviere sie ab.“

Panzer! An diese Mistdinger hatte er gar nicht mehr gedacht. Viel zu sehr hatte er versucht, die versprengten Schäfchen einzusammeln. Ach ja, die Schäfchen. Andy würde sich um die Panzer schon kümmern. Eine weitere Gruppe, dreizehn Mann stark, erreichte ihre Position. Von den Rüstungen verstärkt sprangen sie in gewaltigen Sätzen wie Ochsenfrösche heran. Einer der Neuen auf dem Hügel, er hieß Kalmar, winkte sie in die Richtung von Feretti. Dafür, daß das alles nur ein Provisorium war, funktionierte es ganz gut.

Wieder klinkte sich Alex in die Komm-Kreise ein. Hundertvier Personen, zählte sein Headup-Display automatisch. Wenn es so viele waren, die wie sie ausgesetzt worden waren - ja, ausgesetzt - wenn er diejenigen dazurechnete, die versprengt oder getötet worden waren, dann... Ja, was dann? Dann konnte er nicht sagen, wie

viele sie am Ende des Tages sein würden.

„Angenommen, wir sind mehr, sehr viel mehr...“, sinnierte er in Gedanken.

„Angenommen, man hat uns diese Möglichkeit, miteinander zu funken nicht zufällig gegeben. Angenommen, irgendwer von uns kann mit allen Gruppen kommunizieren... Es muß doch einen Weg geben, alle zu erreichen, oder größere, mehrere Gruppenkreise umfassende Großkreise. Bloß wie?“

„Hundertvierzig“, meldete Martha leise. „Dazu kommen vierzig Vermisste und elf, die definitiv tot sind.“

„Danke, Martha. Instruieren Sie noch ein paar Neue, damit Sie auch mal Pause machen können. Übernehmen Sie das in eigener Regie, ja?“

„Okay, Ren.“

Die Satelliten! Verdammt, das musste es sein! Die Dinger waren nicht aktiviert gewesen. Aber wer sagte denn, daß er sie nicht aktivieren konnte? Mehr als daran scheitern konnte er nicht. Also, per Blickschaltung in den Pfad für die Satelliten einklinken. Was nun?

„Aktivieren“, befahl er leise. Nichts. Na, es wäre ja auch zu schön gewesen. Also, wie dann? Musste man doch einen Code kennen? Aber nein, das machte keinen Sinn.

Von einem Moment zum anderen erfüllte ein babylonisches Sprachgewirr seinen Helm. Nicht so, als er die Gruppe Bernstein angerufen hatte, es war tausendmal schlimmer. Plötzlich standen ihm hundert, nein, tausend Funkkreise offen! Und aus jedem Funkkreis empfing er den Sprechverkehr, in verschiedenen Lautstärken, mit verschiedenen Stimmen, daß es zu einer gigantischen Brandung wurde, die über ihm zusammenschlug.

„Hört auf!“, schrie Alex verzweifelt. „Seid still, verdammt.“ Und sie waren still. Eine Sekunde, die Alex genoss. Zwei Sekunden, die Alex genoss.

Dann war da diese ruhige Stimme, tief, sonor. „Du sollst nicht fluchen, spricht der Herr. Außer, du hast eine Lizenz.“

Für einen Moment wusste Alex nicht, ob er lachen oder weinen sollte. „Ich besorge mir eine“, versprach er. „Aber jetzt hört mal her. Alle. Mein Name ist Alex Tarnau. Ich befinde mich mit meiner Gruppe im Hügelland. Eure Gruppen umgeben uns, wenn ich die Satellitenbilder richtig deute, von allen Seiten. Einige von euch sind hinter uns, andere sitzen im Wald. Einige kämpfen, einige fliehen. Der Gegner kommt mit Panzern aus dem Westen. Wir wissen nichts über ihn. Deshalb ist es das Beste, wenn die Gruppen westlich von den Hügeln sich auf diese Position zurückziehen. Dabei solltet Ihr einander Deckung geben. Und zwar...“

„Warte mal, arschloch. Wer bist du, daß du glaubst, hier Befehle zu geben, hä? Ich bin mit meinen Leuten bisher gut alleine klar gekommen.“

„Wer ich bin? Ich bin ein ahnungsloser Mensch, der hier einfach ausgesetzt wurde, genau wie Ihr. Und ich bin einer, der es hasst, dass schon so viele von uns sterben mußten, weil sie diesen...diesen... Ach, ich weiß nicht. Diesen Gegnern einfach so vorgeworfen wurden. Wenn du leben willst, wenn Ihr alle leben wollt, dann hört auf mich, ja? Zurzeit besteht meine Gruppe aus über hundert Leuten, und wir haben Stellung bezogen auf einer Länge von dreihundert Metern.“

„Ich frage dich das nur noch einmal. Warum sollten wir auf dich hören?“

„Weil ich der einzige bin, dem etwas daran liegt, daß Ihr heil aus dieser gequirkten Scheiße wieder rauskommt!“ Wieder war Stille, nur unterbrochen von einigen leisen Kommandos.

„Da du so gerne fluchst, Bruder, erteile ich dir hiermit eine Flucherlaubnis und den Segen Gottes.“

„Hoffentlich hört er dich hier draußen auch“, erwiderte Tarnau mit einem matten

Lächeln.
„Amen.“

„Okay“, meldete sich der Spötter wieder. „Meine Gruppe hört auf dich. Aber beei dich etwas, ja? Es kommen eine Menge Panzer auf uns zu.“

„Dein Name?“

„Patric.“

„Gruppe Patric, hergehört. Ihr legt Minen aus, die befinden sich in euren Beintaschen, die Ihr über das Headup-Display öffnen könnt. Wie die Tarnung funktioniert wisst Ihr? Gut. Ihr zieht euch einen Kilometer zurück. Dabei werdet Ihr eine andere Gruppe passieren, die euch Feuerschutz geben wird. Ihr richtet euch in eurer neuen Stellung ein und wartet, bis die Gruppe, die für euch die Köpfe hingehalten hat, an euch vorbei ist. Dann zieht Ihr euch wieder zurück. Dieses Spiel macht Ihr so lange, bis Ihr bei uns seid, okay?“

„Okay, aber wer garantiert uns, daß die wirklich auf uns warten?“

„Ich garantiere es. Los, jetzt. Laut der Satelliten sind die Panzer nur noch hundert Meter von euch entfernt.“

Alex klinkte sich in den anderen Funkkreis ein. „Wer hat bei euch das Sagen?“

Stille. Schließlich meldete sich eine zaghafte Stimme. „Niemand. Soweit sind wir noch nicht. Wir...“

„Dein Name.“

„Mbuto, Ren. Albert Mbuto.“

„Okay, Albert. Du hast gehört, was ich Gruppe Patric gerade gesagt habe? Ihr seid die Gruppe, die hinter ihnen liegt. Könnt Ihr die Stellung halten, bis sich Patric hinter euch eingerichtet hat?“

„Ja, schon, aber...“

„Aber was?“

„Aber wer garantiert uns, daß dieses Großmaul nicht stiften geht?“

„Ich garantiere das. Es ist alles, was ich euch geben kann. Es ist auch alles, was Ihr verlangen solltet.“

„Okay, wir halten die Position für sie. Hoffentlich lassen die uns nicht im Stich.“

„Hör mal, wir sind keine Feiglinge! Wenn Ihr euren Part macht, machen wir unseren“, rief Patric zornig.

„Das ist ein Deal“, schloss Alex die Diskussion ab. Sofort wandte er sich einem anderen Funkkreis zu.

Bald danach war es geschafft. Sie befanden sich auf den Rückzug, ja, aber sie waren beieinander, alle die noch lebten. Ein Teil marschierte an den Flanken, einige bildeten die Vorhut und andere die Nachhut. Während des Rückzuges hatten sie noch siebzehn Panzer erledigt. Bei den Rückzugsgefechten hatten sie kaum bluten müssen. Es hatte kleinere Blessuren gegeben, auch einige Brüche. Die Rüstungen glichen das jedoch aus.

Aber nun befanden sich gut zwanzigtausend Menschen in diesen weißen Rüstungen auf dem Weg nach Süden. Die Kraftverstärker sorgten dafür, daß sie nicht ermüdeten. Sie kamen schnell voran. Und anhand der Satellitenaufklärung konnte Alex jederzeit sehen, wo sich der Gegner befand. Alex wollte nicht Feind sagen, nicht einmal denken, denn obwohl die den ersten Schuss gehabt hatten, erschien es ihm ungerecht, sie einfach abzustempeln und zur Jagd freizugeben. Deshalb wichen seine Leute aus, tief nach Süden in ein Gebirge, daß ihnen allen Deckung bieten sollte. Die ersten Späher waren schon da und berichteten von Panzerspuren. Aber selbst nach intensiver Suche fanden sie keinen Hinterhalt. Das kleine Gebirge schien sicher zu sein. Vorerst.

‘Wie lange dauert der Tag auf dieser Welt eigentlich?’, dachte Alex überrascht. Die Sonne - eine gelbe - stand nicht am höchsten Punkt am Himmel. Er hatte sie den Tag über nicht beobachtet, deshalb konnte er nicht sagen, ob es nun Morgen, Abend oder Mittag war. Er hatte ja nicht einmal den Hauch einer Ahnung, wie lang der Tag auf einer Welt war, die zwei Monde besaß.

„Weiß jemand, ob die Sonne aufgeht oder untergeht?“

„Das war der Override-Code“, meldete sich eine hektische Stimme. „Das muß Tarnau sein! Ren, hier Collins, Gruppe Collins, Ren. Nachhut. Mein Funker Chan hat die Sonne beobachtet. Er meint, wir müssten jetzt späten Nachmittag haben.“

„Danke, Collins. Das heißt, wir haben noch ein paar Stunden Tageslicht. Das müsste reichen, um uns im Gebirge einzurichten.“

„Äh, Ren, ich habe da eine Frage.“

„Schießen Sie los, Collins.“

„Sie haben selbst gesagt, daß wir über zwanzigtausend sind. Warum treten wir den Typen nicht mal kräftig in den Arsch, Ren?“

„Wenn Sie mir jetzt sofort sagen können, gegen wen wir kämpfen, wie stark er ist und wo sich seine Einheiten befinden, dann verspreche ich Ihnen, ich werde dem Gegner in den Arsch treten, daß er glaubt, er wäre Napoleon bei Waterloo.“

„Aber Ren, ich weiß nicht, wie stark der Gegner ist. Keiner weiß das.“

„Deshalb ist es unklug, ihn anzugreifen. Noch nicht. Wenn sie uns hinterherkommen, geben wir ihnen Zunder, versprochen. Aber erst brauchen wir einen sicheren Platz für uns und unsere Freunde. Dann brauchen wir Wissen, und dann brauchen wir Nachschub. Und dann brauchen wir den Kerl, der uns hierher gebracht hat.“

„Ich verstehe, Ren. Nützt es was, wenn ich uns allen viel Glück wünsche?“

„Collins, verdammt, es schadet zumindest nicht.“

„Dann wünsche ich uns viel Glück!“

„Danke, Collins. Bringen Sie Ihre Gruppe sicher zu uns, ja?“

„Versprochen. Ach ja, ich bin kein Militär, aber ich glaube, Sie machen Ihre Sache verdammt gut.“

Kein Militär! War das ein Teil des Puzzles? War das ein Stück der Geschichte? Er selbst war Reserveoffizier bei der Bundeswehr, im Moment jedoch nicht aktiv. Aber war das die Ausnahme oder die Regel? Nicht aktiv, irgendwie spürte Alex, dass dieser Faktor eine wichtige Rolle spielte.

Über die Direktverbindung nahm Alex Kontakt zu Jamahl Anderson auf. „Andy?“

„Ja, Mann?“

„Sag mal, warst du in der Army? Navy Seals, Marines oder so ein Kram?“

„Nein, Mann. Wir haben eine Berufsarmee. Und ich fühlte mich nie besonders dazu berufen.“

„Bis heute.“

„Ist ein Unterschied, ob man die Wahl hat oder nicht. Der Dienst als Bulle reicht mir vollkommen.“

Sag mal, was bringen die euch nur bei auf dem anderen Kontinent, daß Ihr als Reserveoffiziere komplette Armeen führen könnt?“, scherzte der Schwarze.

„Witzbold“, entgegnete Alex. Aber er schmunzelte bei Andys Worten. Ein kleines Stück Zuversicht an einem ganz besonders miesen Tag. „Weißt du, was merkwürdig ist, Andy? Hast du Hunger?“

„Nein, Mann. Das Gefecht muß mir auf den Magen geschlagen haben.“

„Oder die Rüstungen ernähren uns.“

„Was für ein wilder Gedanke. Gleich behauptest du auch noch, die Rüstungen absorbieren Pisse.“

„Hast du es schon probiert?“

„Ha, ha, sehr witzig. Ich musste noch nicht.“

„Dann setz mal einen deiner Leute daran, im Archiv der Rüstung nach Recyclingsystemen zu suchen, ja? Ich würde schon gerne wissen, wie lange wir in diesen Konserven stecken dürfen.“

Andy bestätigte.

„Ach, und mach dir mal Gedanken über das Wasser aus dem Saugröhrchen. Vielleicht sind da mehr Nährstoffe drin, als wir glauben.“

„Genügend, um feste Nahrung zu ersetzen?“, zweifelte Andy.

„Konzentriert vielleicht“, spekulierte Alex. „Hoch konzentriert.“

„Ich schau mal nach. Vielleicht gibt es ja ein kleines, leicht zu verstehendes Filmchen dazu“, scherzte er.

Inmitten einer Traube aus über tausend Rüstungen erklimm Alex einen bewaldeten Hügel. Von hier aus konnte man das nahe Gebirge sehr gut sehen.

Auch den Wald, der so vielen zum Grab geworden war. Wo waren sie hier?

Weshalb waren sie hier? Und wer war daran schuld,

stellte er sich die Fragen erneut, die ihn quälten. „Wer immer es war, er hat sich ein paar Gedanken gemacht.“

„Sprichst du mit mir, Alex?“, meldete sich Andy sofort.

„Nein, ich habe nur laut nachgedacht. Wir haben noch eine Menge Tageslicht, um das Gebirge zu erreichen. Und dann beginnen unsere eigentlichen Probleme.“

Eine der weißen Rüstungen drehte den Torso halb zu ihm herüber. Das Visier fuhr auf und Alex erkannte das verschrammte Gesicht Andys. „Was für Probleme, Mann?“

„Lass dich überraschen. Es wird dir nicht gefallen... Mann.“

2. Tag eins: Besinnung

„Hier spricht Alex Tarnau. Ich rufe alle Gruppen in Reichweite. Wir sammeln uns im Gebirge und staffeln uns um das Hoffnungstal, wie ich es benannt habe. Ich habe die einzelnen Gruppen bereits auf neue Positionen eingeteilt. Über das Funknetz werde ich virtuelle Karten verschicken lassen, in denen die neuen Positionen verzeichnet sind. Wenn jemand mit den Karten noch nicht umgehen kann, soll er fragen. Keine falsche Scheu. Es ist lebenswichtig, daß sich jeder so gut es die Umstände zulassen mit den Rüstungen vertraut macht.

Wenn jemand mit der Position seiner Gruppe nicht einverstanden ist, möchte er bitte den Ärger fürs Erste runterschlucken. Jeder bekommt die Gelegenheit, etwas zu sagen.

Sobald alle Gruppen Position bezogen haben, wird meine Kommunikationsgruppe unter Martha Wong die Funkkreise der Gruppen zu Großkreisen zusammenfassen. Die Großkreise werden dann zu Hauptkreisen addiert und diese in den Allgemeinen Funkkreis integriert.

Wenn das erledigt ist, bitte ich jede Gruppe darum, daß ihr Sprecher sich mit den Sprechern einiger anderer Gruppen trifft und einen gemeinsamen Sprecher bestimmt. Diese Sprecher werden als vollwertige Vertreter ihrer Gruppen zusammenkommen und nachher unsere Lage besprechen.

Ich weiß, was jetzt viele von euch sagen wollen, und einige tun es sicher gerade, aber wir schließen niemanden aus. Das gesamte Gespräch wird über die Funkkreise an die Gruppen übertragen, und jeder einzelne hat das Recht, eine Frage zu stellen. Nur muß diese Frage erst dem Gruppenleiter gestellt werden, der sie seinem vorgesetzten Sprecher weiterreicht. Dort kann sie zu unserer Diskussion beitragen.

Noch etwas: Den meisten wird es bereits aufgefallen sein, daß wir weder Hunger noch Durst verspüren. Einige werden auch bemerkt haben, daß Kratzer, Wunden und sogar Brüche vom Anzug behandelt werden.

Der Anzug ernährt uns über die aufgenommene Flüssigkeit und versucht mit seinen Möglichkeiten, unsere Einsatzbereitschaft zu gewährleisten. Aber das ist kein Grund, ihn immer tragen zu müssen. Wenn jemand das Bedürfnis hat, den Anzug für einige Zeit abzulegen, dann soll er das in Absprache mit den anderen seiner Gruppe tun. Das Headup-Display enthält einen leicht zu verstehenden Kurzfilm, der erklärt, wie man die Rüstung in neun Schritten verlassen kann. Und eine Beschreibung, wie man wieder in drei Schritten hineinschlüpft. Jeder, der seine Rüstung ausziehen möchte, muß sich damit vertraut machen. Die Gruppensprecher tragen dafür Sorge, daß sich jeder daran hält. Sie tragen ebenfalls dafür Sorge, daß sich die Mitglieder der Gruppe dabei abwechseln und niemand bevorzugt wird. Und, keine Angst, laut den Daten des Anzugs tragen wir einen schwarzen Strampelanzug aus einer Art Plüsch. Ihr braucht euch nicht zu schämen. Tarnau Ende!"

‘Hoffnungstal, was für ein prachtvoller Name’, dachte Alex bei sich. Rund um ihn herum saßen, standen und lagen nahezu sechzehntausend Menschen. Die anderen gut viertausend waren auf den Hügeln und Berghängen positioniert, obwohl durchaus genügend Platz im Tal vorhanden war. Aber Alex hatte dafür gesorgt, daß vor allem solche Gruppen, die gekämpft hatten, ins Tal gelassen wurden, die anderen sollten die Augen offen halten. Durch den Wachturnus, den Andy vorgeschlagen hatte, würde der Frustfaktor in Grenzen gehalten werden. Das hoffte er zumindest.

Alex hatte das Visier geöffnet. Er saß auf einem kleinen Felsen und unterhielt sich leise mit Andy und Kurt Warning. Mittlerweile war die Nacht über sie hereingebrochen, aber einer der beiden Monde dieser Welt stand noch am Himmel und erhellte die Szenerie. Dazu glomm ein riesiger Sternhaufen in der Nacht, der ein Übriges tat. Einzelne Sterne waren nicht zu sehen, sie wurden von den beiden intensiven Lichtquellen praktisch überdeckt.

„Ren?“ meldete sich Martha Wong.

„Ja?“

„Ren, die Großgruppensprecher sind dann soweit. Es sind hundertvierundachtzig. Falls es Sie interessiert, Ren, wir sind nun zwanzigtausendvierhundertelf. Einige Vermisste haben es noch zu uns geschafft.“

„Danke, Martha. Bitte richten Sie einen vorläufigen Funkkreis ein, der es mir, Kurt und Andy ermöglicht, mit den anderen zu sprechen.“

„Schon dabei, Ren.“

Eigentlich war diese Technik wunderbar. Je mehr Alex sich mit der Rüstung beschäftigte, desto beeindruckender erschien sie ihm. Die Kommunikationsmöglichkeiten waren ja schon phantastisch, und das war nur ein Bruchteil der wahren Fähigkeiten.

„Hier spricht Alex Tarnau. Ich bitte die Großgruppensprecher nun, sich im Hoffnungstal zu versammeln. Die Besprechung beginnt in fünf Minuten.“

Vereinzelt hörte er eine Bestätigung, den Rest fischte Martha aus dem Netz, bevor es ihn erreichte.

„Alle haben bestätigt, Ren“, meldete sie kurz darauf.

„Na, dann kann es ja losgehen.“

„Alex? Das hier solltest du dir vorher vielleicht mal ansehen“, kam Ferettis Stimme über den Funkkreis von Tarnaus Gruppe.

„Feretti? Wo steckst du?“

„Außerhalb des Hoffnungstals. Ich zeichne dir den Weg auf einer Karte ein und schicke sie dir.“

„Okay, ich habe die Karte. Ich komme nach der Versammlung hoch.“

„Alex, du solltest dir das hier vielleicht sofort ansehen, sonst glaubst du es nicht!“

Etwas in Ferettis Stimme überzeugte ihn, daß es dringend war. Oder zumindest wichtig genug, um sofort erledigt zu werden. Er vertraute Feretti, auch wenn sie nicht gerade den besten Start gehabt hatten.

„Okay, ich komme. Andy, du leitest die Versammlung. Kurt, du hilfst ihm dabei. Für den Fall des Falles bleibe ich aber auf der Leitung, falls mich jemand persönlich sprechen möchte.“

„Und wann hast du deine offizielle Autogrammstunde?“, feixte Andy.

„Witzbold“, lachte Alex und machte sich auf den Weg. Schnell laufen oder die Sprungkraft der verstärkten Beine einsetzen war nicht drin. Zu eng standen, saßen und lagen seine Leidensgenossen hier im Tal.

Besorgt ließ Alex seinen Blick streifen, während er sich seinen Weg bahnte. Den ganzen Tag über hatten alle was zu tun gehabt, aber jetzt kam eine gefährliche Zeit. Einige schliefen und Alex wünschte ihnen, dass sie keine Alpträume haben würden, aber die meisten waren wach und hatten Zeit zum grübeln.

Direkt vor ihm griffen sich plötzlich zwei junge Leute an. Beide trugen nur den schwarzen Strampelanzug, aber bereits beim ersten Schlagabtausch erkannte Alex, daß der kleinere der beiden gewinnen würde. Der Große mit dem breiten Kreuz und den roten Haaren war einfach nicht schnell genug, um sich gegen den drahtigen Bengel mit den blonden Haaren durchzusetzen.

Alex ging dazwischen und ergriff die beiden Streithammel im Genick ihrer Unterkleidung und hob sie in die Höhe. „Was soll der Quatsch?“, brüllte er die zwei an.

Der Große verhielt sich ganz still, aber der Kleine wand sich im Griff und trat nach Alex' Rüstung.

Der seufzte nur und schüttelte den Kleinen ein wenig. Nach der Prozedur wurde er ruhiger. „Wie heißt Ihr beide und wer ist euer Gruppenführer?“

„Das geht dich nichts an“, knurrte der Kleine. Nein, die Kleine. Die Stimme hatte hell und weiblich geklungen. Sie musste um einiges jünger als die anderen hier sein, und gerade neben dem riesigen Rotschopf wirkte sie wie ein Vierzehnjähriger.

Über ihren Ausbruch konnte Alex nur lachen. Er klinkte sich in den Funkkreis von vier, fünf liegenden und verlassenen Rüstungen ein und hatte so schnell ein paar Namen und den des Funkkreises zur Verfügung.

„Euer Anführer heißt Kohn. Ihr seid in der gleichen Gruppe und prügelt euch. Sagt mal, schämt Ihr euch nicht? Heute sind eine Menge Menschen wegen nichts gestorben, und Ihr habt nichts Besseres zu tun als die Idioten zu spielen!“

„Unser Teamleiter wurde zum Großgruppenführer gewählt und spricht gleich mit Tarnau“, sagte die Kleine mit weicher Stimme und wischte sich eine verirrte Strähne aus dem Gesicht. „Du kannst uns übrigens wieder runterlassen.“

Alex öffnete die Hände und etwas unsanft landeten die beiden Streithähne auf ihren Füßen. „So, und jetzt sagt Ihr mir, wer Ihr seid und worum es hier ging, verstanden?“

„Ich bin Philips, das ist Montjar. Wir gehören zur gleichen Gruppe, ja, aber das ist auch schon alles“, zischte sie.

Montjar wich dem zornigen Blick seiner Kameradin aus.

„Und, worum ging es?“

„Das ist privat und geht dich nichts an!“, blaffte Philips. Wieder sah Montjar weg.

„Oh, Scheiße.“ Mit einem Mal wusste Alex ganz genau, worum es gegangen war. Es hatte so kommen müssen, machte er sich klar. Schließlich waren sie alle noch Menschen, dazu im besten Alter. Einige würden wahrscheinlich Jahre ohne es auskommen, aber einige wie Montjar hatten vielleicht heute dieses Bedürfnis. Alex durchzuckte ein Gedanke, der ihm gar nicht gefiel. Denn er hatte mit Gewalt gegen Schwächere zu tun. Auch wenn Philips in diesem Fall die Stärkere war, was keinesfalls die Regel sein musste.

Er besah sich die beiden genauer. Montjar war nur noch ein Häufchen Elend, und der Zorn in Philips' Gesicht war verraucht. Vielleicht war es diesmal nur ein Missverständnis gewesen, aber allzu bald würde es nicht so glimpflich enden.

„Andy, hörst du mich?“

„Laut und deutlich, als hättest du das Tal noch nicht verlassen. Hey, du hast das Tal noch nicht verlassen.“

„Witzbold. Andy, was ich dir jetzt sage, ist sehr ernst. Wenn die Versammlung beginnt, müsst Ihr Verhaltensmaßregeln festlegen. Dazu gehört auch ein Strafenkatalog, der Gewalt innerhalb der Gruppen ahndet. Besonders schwerwiegend sollte Vergewaltigung behandelt werden.“

„Starker Tobak, Mann. Aber irgendwo hast du recht.“ Die Stimme des Freundes klang überrascht.

„Danke, Andy. Ich schicke Dir gleich zwei neue Leute. Montjar und Philips. Montjar soll sich in der Kommunikationsgruppe nützlich machen, Philips bei den Spähern. Kläre das bitte kurz mit Kohn ab. Er wurde zum Großgruppensprecher bestimmt und hat anscheinend keinen Vertreter zurückgelassen.“

„Ist okay. Wir fangen übrigens gleich mit der Besprechung an.“

„Ich bin zurück, bevor sie endet. Versprochen. Alex Ende.“ Der junge Mann blinzelte ein paarmal, um wieder in die düstere Umgebung zurückzufinden. Vor ihm standen die beiden Streithähne.

„Du bist Tarnau?“, fragte Philips erstaunt.

Verdammt, hatte er etwa die Außenlautsprecher offen gelassen? „Ja, ich bin Alex Tarnau. Und Ihr beide solltet besser lernen, miteinander auszukommen. Zieht jetzt eure Rüstungen wieder an und geht auf die Talsohle runter. Mein Stellvertreter Anderson wird euch einweisen. Ich habe noch etwas vor.“

Als Alex sich zum gehen umwandte, rief Montjar: „Ren! Das mit dem, na, das mit Jenny tut mir leid. Das war nur ein Missverständnis. Entschuldigung.“

Alex lachte leise. „Sag das nicht mir. Sag es Philips.“

Anhand der Karte erreichte Alex Tarnau sein Ziel recht zügig. Einer aus Feretti Gruppe, das Headup-Display bezeichnete ihn als Kreuzer, winkte Tarnau in eine kleine Höhle, aus der ein matter Schimmer trat.

Feretti empfing ihn mit hochgefahrenem Visier. „Du glaubst es nur, wenn du es selbst siehst, Chef.“

Das machte Alex neugierig. Antonio Feretti führte ihn tiefer in die Höhle, auf den Lichtschimmer zu. Dort hockten vier von Ferettis Leuten am Boden und drohten mit ihren ausgefahrenen Karabinern auf die gegenüberliegende Wand.

„Kneif mich bitte. Das sind doch nicht etwa Lampen und Metallschotte?“

„Es sind Lampen und Metallschotte. Und hinter den Schotten sind Magazine, bis an die Decke gefüllt mit Munition, der schwarzen Paste und Nahrungsbrei, alles in der Neuen Sprache beschriftet. Genug, um unsere Leute ein halbes Jahr zu versorgen. Aber das Beste kennst du ja noch gar nicht. Das da ist das Beste.“

Ferettis Leute machten vor den beiden Platz und öffneten so die Sicht auf das, was sie mit ihren Waffen bedrohten.

Als Alex es sah, wurde ihm schwindlig. Feretti musste ihn stützen, damit er nicht fiel.

„Ich kenne dieses Wesen!“, stieß er aus zusammengebissenen Zähnen hervor.
„Das Gefühl hatten wir alle“, erwiderte Feretti mit einem Knurren.

Direkt vor ihm saß eine kleine verrunzelte Gestalt auf dem Boden und sah ihn an. Er war etwa einen Meter groß und trug eine schmucklose blaue Kombination, die nur die rosigen Hände und den gewaltigen, haarlosen Schädel freiließ. Der Kopf war groß genug für einen ausgewachsenen Menschen, aber dieser saß auf dem Körper eines Sechsjährigen. Das Wesen starrte ihm aus riesigen blauen Augen entgegen. Es war völlig haarlos, die Lippen nur ein dünner Strich. „Ah, Sie sind bestimmt der Commander dieser terranischen Gruppe. Respekt, so schnell hat es noch keiner an die Spitze geschafft. Und vor allem nicht so unblutig.“

„Wer sind Sie?“, fuhr ihm Alex in die Rede, ohne auf seine Worte einzugehen.

„Ich bin Ihr Verbindungsmann zum Rat, der Herold L´ Tark.“

„Letark, aha“

„Nein, L´ Tark. Das E bleibt stumm.“

„Aha, sehr interessant. Ich glaube, wir zwei müssen uns mal unterhalten.“

„Deswegen bin ich hier, Alex Tarnau. Deswegen bin ich hier.“

Alex verschränkte die Arme vor der Brust und sagte: „Na, dann schießen Sie mal los, Großer Herold L´ Tark.“

Der kleine Gnom runzelte die Stirn und kratzte sich mit seinen Kinderhänden an der Schläfe. „Wo soll ich bloß anfangen? Ach so, am besten mit Ihrer Geschichte. Sie alle stammen vom dritten Planeten einer gelben Normsonne mit neun Trabanten. Unsere Erkundungsschiffe haben Sie dort untersucht und für tauglich gefunden. Daraufhin wurden Sie mit Hilfe unseres Antriebes, der überlichtschnelle Reisen ermöglicht, binnen eines Ihrer Monate hierher geschafft, ausgerüstet und auf dieser Welt abgesetzt, einem erdähnlichen Planeten mit zwei Monden und einer für Sie atembaren Atmosphäre. Ihre Aufgaben hier sind folgende. Sie..“

„Moment!“, brüllte Alex und ergriff den kleinen Kerl am Kragen. Als er den Herold in die Höhe lupfte, kreischte der kleine Kerl vor Überraschung. „Nicht so eilig, Majestät. Ich habe da noch ein paar Fragen, bevor Sie gedenken, uns mit Ihren Aufträgen zu segnen! Erstens: Wer ist wir?“

„Wir sind die Schöpfer.“

„Zweitens: Warum haben Sie mich und zwanzigtausend andere Menschen von der Erde entführt?“

„Weil Sie aggressiv genug sind. Wir haben jeden einzelnen auf seine Aggressivität getestet, bevor wir ihn angenommen haben. Nur die mit dem größten Aggressionspotential wurden akzeptiert. Wir brauchen Krieger, keine Denker.“

„Sie brauchen Krieger?“, fragte Feretti erstaunt.

„Na, dachtest du, sie brauchen Kuchenbäcker? Warum stecken wir wohl in diesen Rüstungen? Also, Herold, warum haben die Schöpfer uns hergeholt? Es geht um Kampf, das haben wir heute am eigenen Leib erfahren. Aber gegen wen kämpfen wir hier?“

„Die Truppen, gegen die Sie heute gekämpft haben, gehörten zum Expeditionscorps des Ritters Porma el Tar. Er wiederum untersteht direkt dem Rat der Pes Takre, oder wenn Sie es so wollen, dem Rat der Drei Völker. Sein Auftrag ist es, das Territorium der Schöpfer zu finden und zu erobern. Sie waren ihm heute dabei einfach nur im Weg.“

„Na toll, ein ausgewachsener Krieg. Als wenn wir auf der Erde nicht genug eigene hätten. Was haben die Schöpfer gemacht? Dem Rat ans Bein gepisst?“

„Entschuldigen Sie, Tarnau, ich verstehe Sie nicht.“

„Wie haben Sie sich diese Burschen zu Feinden gemacht?“

„Wir haben gar nichts gemacht. Mein Volk besteht aus friedlichen Forschern.“

Unser einziges Bestreben ist es, Wissen zu sammeln. Doch leider wurden die Pes Takre dabei auf uns aufmerksam. Seit sie die Schöpfer kennen, seit sie um ihren immensen Wissensschatz wissen, werden die Schöpfer von ihnen gejagt. Jeder Schöpfer, dessen sie habhaft werden wird gezwungen, sein gesamtes Wissen preiszugeben und anschließend versklavt. Bis heute ist nicht ein einziger meines Volkes, der ihnen in die Hände fiel, zurückgekehrt. Vielleicht sind sie auch alle tot. Wir wissen es nicht.

An dieser Stelle kommen Sie ins Spiel, Alex Tarnau. Wir sind Denker, keine Kämpfer, deshalb haben wir jemanden gesucht, der an unserer Statt kämpfen kann. Vor Ihnen traten zwei andere Völker für uns an, sie haben beide versagt. Sie, die Menschen sind nun unsere letzte Hoffnung, bevor die Pes Takre wirklich zu den Stätten unseres Volkes finden und wir alles verlieren, was wir sind und was wir wissen.

Sie sollen ja auch nicht umsonst kämpfen, Alex Tarnau. Sobald Sie gewonnen haben, werden wir Sie wieder auf die Erde bringen. Und wir werden Sie belohnen. Auf Ihrer Welt benutzt man zur Warenfluktuation ein Medium namens Geld. Mit unseren hoch entwickelten Technologien können wir für Sie viel Geld verdienen, sehr viel Geld!"

Alex hob den kleinen Kerl bis dicht vor seine Augen. „Das ist nicht unser Krieg. Sie haben kein Recht, uns da hineinzuziehen! Wir sind keine Söldner, verdammt!"

„Aber verstehen Sie doch, Alex Tarnau, wir sind in Not! Gewiss, einige Waffen haben wir auch zu unserer Verteidigung, aber unser Talent ist nicht destruktiv ausgerichtet. Vergleichen Sie uns mit Schlafenden, die aus einem wunderschönen Traum gerissen wurden und nun mit der schrecklichen Wirklichkeit nicht zurechtkommen. Wir sind in Not, Alex Tarnau, und wir bitten Sie um Ihre Hilfe."

Der junge Mensch setzte den Schöpfer wieder auf die eigenen Füße. „Wie wollen Sie uns unterstützen?"

„Unterstützen? Aber ich habe doch schon gesagt, daß wir..."

„Herold!", fuhr Alex ihm ins Wort. „Sie haben gesagt, Sie haben Waffen zu Ihrer Verteidigung. Irgendwie kann ich nicht glauben, daß diese Rüstungen für so einen kleinen Gnom wie Sie das Richtige sind."

„Das haben Sie richtig erkannt. Es gelang uns, die Gefechtsrüstungen eines Varni unbeschädigt zu erobern. Wir haben sie erforscht, verbessert, die Tarnvorrichtung und das Raketenabwehrsystem eingebaut und die Energiekapazität verzehnfacht. Sie sollten in der Lage sein, mit diesen Rüstungen für uns zu siegen."

„Können Sie das bei jeder Waffe machen? Sie untersuchen und verbessern?"

„Im Prinzip ja, Alex Tarnau. Wenn wir die Baupläne bekommen. Besser wäre ein unbeschädigtes Exemplar."

„Was ist mit Raumschiffen?"

„Sie werden keine brauchen, Alex Tarnau. Das Heer von Porma el Tar hat hier auf Zehn Steine seine Basis, und hier müssen Sie ihn aufhalten."

„Was ist mit Raumschiffen?"

„Wir können Sie erst nach Hause bringen, wenn Ihre Aufgabe hier erledigt ist."

„Was ist mit Raumschiffen?"

„Dann erobern Sie doch ein paar von den Varni! Die Schöpfer werden sie für Sie verbessern."

„Gut", grunzte Alex. „Und jetzt kommen Sie bitte mit, Herold. Ich möchte meinen Leuten gerne einen von den Kerlen vorstellen, denen wir es verdanken, daß wir in der Galaxis verschollen sind."

„Was? Es war gar nicht geplant, daß wir uns hier treffen. Sie sollten nur einen Hinweis auf mich finden, in drei oder vier Tagen. Und daß ich Ihren Leuten vorgeführt werde, war auch nicht geplant!"

„Das ist doch uns völlig egal!", mischte sich Feretti ein. „Du bist hier, wir sind hier,

machen wir das Beste draus, Kleiner.“

Alex grinste frech. „Feretti, nimm unseren Gast bitte auf die Schulter. Seine kurzen Beine sind wohl nicht dafür geschaffen, mit uns mitzuhalten.“

„Ich protestiere!“, quengelte das kleine Männchen, als Feretti es lachend am Kragen packte und auf der breiten Schulter seiner Rüstung wieder absetzte.

„Haben Sie keine Angst. Ich bin vielleicht aggressiv, aber ich bin verdammt noch mal schlau genug um zu wissen, daß Sie unsere einzige Fahrkarte nach Hause sind. Andy, hörst du mich?“

„Gott sei dank! Alex! Komm bitte ganz, ganz schnell zurück, Mann. Dieser Diplomateschleiß ist echt nix für mich! Die können mir doch alle den Buckel runterrutschen.“

„Bleib cool, Junge. Ich bin ja bereits auf dem Rückweg. Und ich bringe eine kleine und eine große Überraschung mit.“

„Ich protestiere dennoch!“, hallte die dünne Stimme von L´ Tark zu Alex herüber.

„Erst entsandten wir die Melorer. Sie wurden unterworfen. Seither sind sie die Arbeiter des Pes Takre.“

In unserer Not wandten wir uns an die Varni. Auch sie versagten im Krieg und wurden unterworfen. Nun sind sie die Soldaten des Pes Takre. Und das Pes Takre dringt mit seinen Kriegsschiffen immer weiter in unser Gebiet vor.

Sie sind wüste Eroberer. Eine Forschungsstation meines Volkes, die sie erobert haben, fanden wir bis auf den letzten Stein vernichtet vor. Jeden Schöpfer, den sie nicht entführen konnten, haben sie grausam getötet.

Und wir werden erst der Anfang sein. Mit dem Wissen meines Volkes, mit unserer Fähigkeit, bestehende Techniken zu verbessern und unserem überlegenen Hyperraumantrieb werden sie über die gesamte Galaxis expandieren. Vielleicht finden sie die Erde nicht heute, vielleicht nicht morgen, mit etwas Glück nicht einmal in diesem Jahrhundert. Aber sie werden die Menschen finden. Finden und unterwerfen. Vielleicht ist das Pes Takre dann bereits das Kor Takre, die vier Völker, oder das Nise Takre, die acht Völker. Und sicher werden sie in ihrem Reich auch eine Aufgabe für die Menschen finden, vielleicht in der Verwaltung oder in der Nahrungsmittelproduktion. Vielleicht aber gibt es für sie keine Verwendung für die Menschen und sie löschen euer Volk einfach aus...“

Dem Herold antwortete Schweigen. Zu Anfang der Rede des Großen Herolds hatten viele gepfiffen und dazwischengerufen, aber selbst sie waren immer leiser geworden. Gerade noch war es nur um diese Handvoll Verlorener gegangen, aber nun ging es um mehr, um die gesamte menschliche Rasse.

Alex Tarnau räusperte sich. „Okay, das hört sich alles recht bewegend an, L´ Tark. Die Schöpfer bangen also um ihre Existenz. Das ändert aber nichts daran, daß Ihre Rasse uns immer noch entführt hat, gegen unseren Willen durch die halbe Milchstraße verschleppte und hier in einen Krieg geworfen hat, der uns vielleicht niemals erreicht hätte. Vielleicht. Aber wir befinden uns in der Hand der Schöpfer. Ohne ihre Unterstützung werden wir diesen Planeten vielleicht niemals verlassen können, auf jeden Fall werden wir die Erde niemals wieder sehen. Deshalb sind wir darauf angewiesen, im Sinne der Schöpfer zu handeln. Das bedeutet, wir müssen den Krieg der Schöpfer gegen die Pes Takre führen und wir müssen ihn gewinnen.“

Aber ich denke nicht daran, daß wir ab jetzt nach der Pfeife der Schöpfer tanzen. Sie haben uns schon nicht gefragt, ob wir in diesen Rüstungen gesteckt werden wollen. Nun aber sollen Sie uns den Kampf auf unsere Weise führen lassen.

Herold, Sie haben selbst gesagt, daß Ihr Volk aus Denkern besteht, nicht aus Kriegern. Nun, mein Volk hat viele Kriege in den wenigen Augenblicken seiner Existenz geführt, und ich denke, viele von uns können Krieger werden. Aber wir

werden entscheiden, wer von uns kämpft, wo wir kämpfen, wen wir bekämpfen und wann wir es tun. Sie, Herold, werden dafür Sorge tragen müssen, daß wir alles bekommen, was wir brauchen. Vor allem benötigen wir Bekleidung, denn niemand kann von uns verlangen, ständig in diesen Rüstungen oder im schwarzen Unterfutter herumzulaufen.

Und dann brauchen wir Nahrung. Vergessen Sie den Nahrungsbrei, mit dem uns die Rüstungen versorgen. Wir brauchen was Festes zwischen den Zähnen. Wir benötigen Transportmittel, und wir benötigen Waffen. Wir kämpfen für Sie, aber nur zu unseren Bedingungen.“

Der Herold richtete seine großen Augen auf Tarnau und sagte: „Es hat sich in der Tat immer als Fehler herausgestellt, wenn wir uns in die Befehlshierarchie unserer Truppen eingemischt haben. Darum stimme ich im Namen aller Schöpfer zu. Sie erhalten von uns Nahrung, Munition und Waffen. Fahrzeuge müssen Sie sich erobern, aber ich verspreche, daß wir jedes Fahrzeug mit unserer Technik derart aufrüsten können, daß es seinen vorherigen Status um den Faktor zehn übertrifft.“

„Das klingt ja alles gut und schön“, meldete sich einer der Großgruppensprecher zu Wort. Alex identifizierte ihn als Jaques Vaillard, einen Mann, den Andy als in der Versammlung der Großgruppenführer extrem nervig beschrieben hatte.

„Aber ich bin mir nicht sicher, ob wir diesen Kampf führen können.“ Vaillard löste sich aus der Gruppe der Großgruppenführer und trat neben den Schöpfer. „Wir sind zwanzigtausend. Die meisten von uns wollen nicht kämpfen, können es vielleicht nicht, aus moralischen, ethischen oder persönlichen Gründen. Die meisten von uns sind keine Soldaten, nicht bereit zum töten. Und viele, die es heute dennoch tun mussten, werden von ihrem Gewissen geplagt, obwohl es um ihr Überleben ging. Auch wenn es um die Erde geht, wenn es um die ganze Menschheit geht, sollten wir uns eines fragen: Können wir Erfolg haben? Reichen zwanzigtausend Menschen, die mit Gefechtsrüstungen ausgerüstet sind, die jene der Varni um den Faktor zehn übertreffen, um den Kriegstross zu besiegen? Haben wir eine Chance zu überleben?“

Der Großgruppenführer ließ sein Visier auffahren und sah Tarnau direkt an. „Alex Tarnau. Können wir gegen die Varni gewinnen? Haben wir eine Chance, die es lohnt, dass wir unsere Moral vergessen, unsere Gewissen verleugnen und freiwillig intelligente Wesen töten? Können wir sie davon abhalten die Erde zu erobern, oder auch nur das Territorium der Schöpfer? Können wir es?“

„Aber Ihr seid nicht nur...“, begann L'Tark, wurde jedoch von Tarnau unterbrochen.

„Das ist berechtigte Kritik. Aber es geht mittlerweile um mehr als nur um diese zwanzigtausend. Es geht um die gesamte Menschheit. Doch ich verstehe, dass viele gar nicht kämpfen möchten. Wir können auch niemanden dazu zwingen. Ich denke, nicht wenige würden sich lieber den Varni ergeben, um einen sinnlosen, entbehrungsreichen Kampf zu vermeiden.“

Lautes Raunen antwortete Tarnau.

„Ich will damit nicht sagen, dass hier jemand feige ist. Aber die Logik gebietet uns, dass wir einen sinnlosen Kampf gar nicht erst beginnen sollten. Denn was nützt unser Opfer, wenn wir doch nichts ändern?“

„Gut gesprochen, Alex Tarnau“, lobte Vaillard. „Was also wirst du unternehmen?“

„Die Versammlung der Großgruppenführer soll mir drei Tage geben. Drei Tage, in denen ich beweisen werde, dass wir die Varni besiegen können. Das wir ihnen überlegen sind. Das die zehnfache Verbesserung uns einen Vorteil verschafft, mit dem wir siegen können. Nicht morgen, nicht nächste Woche, aber doch in einem absehbaren Zeitraum. Denn nur wenn wir Hoffnung haben, die Varni aufzuhalten, die Schöpfer zu retten und zur Erde zurückkehren zu können, nur dann können die

Schöpfer ruhigen Gewissens verlangen, dass wir für sie töten und... sterben.“

Das letzte Wort hatte eine gewisse Unruhe ausgelöst, es war beinahe ein Tabu-Wort gewesen. Aber Tarnau hielt nichts davon, etwas derart essentielles zu verschweigen oder zu ignorieren. Wenn sie kämpften, dann würden sie sowohl töten als auch selbst Verluste hinnehmen müssen. Wie schon heute auf dem Rückzug geschehen.

Vaillard ließ sein Visier zufahren und beriet sich mit den anderen einhundertdrei Großgruppenführern.

Alex fühlte sich versucht, sich mit dem Override-Code in die Unterhaltung einzuklinken, widerstand jedoch.

„Alex Tarnau. Wir sind bereit, dir drei Tage zu geben, um zu beweisen, dass wir die Schöpfer besiegen können. Denn letztendlich ist dies die einzige Hoffnung die wir haben, um nach Hause zu kommen. Aber der Rat fragt, wie du es beweisen willst.“

Vaillard und Tarnau wechselten einen langen Blick. Die Augen des anderen Mannes waren ernst, beinahe hart, aber Alex konnte einen gewissen Schimmer darin erkennen. Dieser Mann machte sich Hoffnungen. Er sah die Realität, wusste, dass sie eigentlich gar keine andere Möglichkeit hatten als zu kämpfen. Aber er war Großgruppenführer und hatte diese Verantwortung angenommen. Er musste sich um ein paar hundert Leute sorgen. Und das tat er auch. Ihre Leben zu verschwenden wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Und das beeindruckte Alex.

„Bei unserem Rückzug“, begann er deshalb ernst, „sind viele von uns von ihrer Gruppe getrennt worden. Einige starben durch die Varni, andere wurden versprengt, vielleicht auch gefangen genommen. Die Varni haben schnell und kompromisslos zugeschlagen. Es ist durchaus möglich, dass ihre Panzertruppen Gefangene gemacht haben, vor allem, da einige Gruppen auch darüber berichtet haben, dass einige Panzer von Gefechtsrüstungen der Varni begleitet worden waren.“

Wir dürfen diese Menschen nicht länger in der Hand des Gegners lassen. Wir dürfen die Gefechtsrüstungen nicht in der Hand des Gegners lassen. Sie dürfen unserer Hochtechnologie nicht auf die Spur kommen. Wir müssen diesen Vorteil halten. Außerdem sind da immer noch die Panzer.“

„Was ist mit den Panzern?“, fragte Andy erstaunt.

Alex Tarnau ließ sein Visier auffahren, damit die anderen sein Grinsen sehen konnten. „Herold L'Tark, Ihr Angebot die Waffen des Gegners um den Faktor zehn aufzurüsten, gilt das auch für die Panzer?“

Der kleine Außerirdische nickte in menschlicher Manier. „Natürlich. Sie müssen nur ein paar erobern.“

Tarnau wandte sich wieder Vaillard zu. „Die Varni werden irgendwo in der Nähe des Waldes Stützpunkte errichtet haben. Dort werden wir alles finden: Unsere Gefangenen, die Rüstungen... Und die Varni-Panzer. Das sind meine Ziele.“

Vaillard sah ihn einen Moment unschlüssig an. Dann kommunizierte er wieder mit den Großgruppenführern. „Wir sind einverstanden, Alex Tarnau. Du hast drei Tage.“

3. Tag vier: Angriff

Diese Rüstung war etwas Wunderbares, fand Andy, während er an der Spitze einer Einsatzgruppe durch den Wald schlich. Die Oberfläche der Panzerung war mit tausenden Mikrokameras gespickt, die mit Projektionsflächen verbunden waren, welche die Rüstungen ganzflächig abdeckten. Die Bilder der Kameras

wurden auf exakt der gegenüberliegenden Seite projiziert und erschufen so die Illusion, daß der Rüstungsträger unsichtbar war. Die intelligent angeordneten Projektionsflächen sorgte dafür, daß die Illusion aus jeder Richtung gesehen perfekt war. Eine spezielle Beschichtung verhinderte zudem, daß Flüssigkeit oder Schmutz auf ihnen haften und den Rüstungsträger somit verraten konnte. Und selbst wenn man sich bewegte, gab es nur ein kaum merkliches Flimmern, da die aufgenommenen und projizierten Bilder mit Lichtgeschwindigkeit weitergeleitet wurden.

Links von ihm bewegte sich Feretti im Tarnmodus. Er konnte ihn nur sehen, weil der Computer der Rüstung seine Sicht nachträglich bearbeitete, anhand der permanenten Kommunikation der Rüstungen untereinander die Position bestimmte und Feretti nachträglich einarbeitete.

Denn eigentlich war Feretti in seiner Rüstung nicht einmal zu orten, weder mit einem Wärmetaster noch mit einem Radar.

Nun würde es sich erweisen, was dieser Tarnmodus wirklich wert war.

Der Funkverkehr war auch so eine Sache. Laut L´ Tark konnten die Varni die Form der Kommunikation, welche die Rüstungen untereinander verwendeten nicht aufspüren, geschweige denn abhören, aber die Menschen waren sicher nicht das einzige Volk im Universum, das dazu lernen konnte.

Andy hielt es für möglich, daß die Varni mittlerweile einige der Rüstungen, die sie vorgestern hatten erobern können, analysiert hatten. Vielleicht waren sie nun bereits in der Lage, heimlich auf das Funknetz der Rüstungsträger zuzugreifen. Den gleichen Gedanken hatte auch Alex gehabt und einige Leute aus Marthas Kommunikationsgruppe darauf angesetzt, nach neuen Funkkontakten Ausschau zu halten, während sich die Angriffsgruppen langsam an das Ziel heranpirschten. Ein Lager der Varni, ein Lager des Volkes, welchem die Panzer gehörten, die ihnen die letzten Tage zugesetzt hatten und noch immer nach ihnen suchten. Ein Lager der Varni, in denen sich wahrscheinlich die Rüstungen der Toten befanden - und hoffentlich einige Überlebende.

Darum war Andy jetzt hier draußen, zusammen mit Warnings Gruppe und weiteren dreihundert fest entschlossenen Beyonder, wie Alex ihre Gemeinschaft genannt hatte.

Noch vor zehn Stunden hatten Furohatas Späher im Wald nur die Panzer entdeckt. Anstatt sie zu vernichten hatte der Japaner sie aber benutzt, um sich an ihre Basis führen zu lassen. Es hieß, Furohata selbst hätte einen Feindpanzer entdeckt und sei auf die Aufbauten gesprungen, um sich so bequem bis zum Ziel transportieren zu lassen.

Ob das nun den Tatsachen entsprach oder nicht, sicher war, daß der drahtige Japaner in einem Lager der Varni gewesen war und sich dort unbemerkt über eine Stunde umgesehen hatte, bevor er es wieder unbemerkt verlassen hatte.

Einige andere aus seiner Gruppe, unter ihnen Kelal und die hitzköpfige Philips lagen nun außerhalb des Lagers und observierten es.

Das, was Doitsu Furohata berichtet hatte, war nicht sehr ermutigend gewesen. Danach bestand das Lager aus einer Art provisorischer Garnison, gesichert mit einem drei Meter hohen Energiezaun, fliegenden Kameras und schwer bewaffneten, Robotgesteuerten Wachtürmen. Das Lager selbst schmiegte sich an die Waldgrenze und einen kleinen Fluss an, war beinahe quadratisch und hatte eine Seitenlänge von fast einem Kilometer. Furohata hatte siebzig Panzer vom gleichen Typ gezählt, mit dem sie schon zu tun gehabt hatten, dazu dreißig Fahrzeuge, die er als Transporter bezeichnet hatte. Außerdem hatte er von den Varni berichtet. Er schätzte ihre Stärke auf vier- bis fünfhundert. Über hundert von ihnen trugen Gefechtsrüstungen, die braungrün lackiert waren. Für sie hatte

Furohata aber nur ein müdes Lächeln übrig gehabt.

Die Varni selbst waren eine Rasse von Humanoiden, die man ohne weiteres mit einem Menschen hätte verwechseln können. Allerdings half ihre durchschnittliche Größe von gut drei Metern, sie von den auf diesem Planeten ausgesetzten Menschen zu unterscheiden.

Die Varni besaßen ebenso wie sie selbst zwei Arme und zwei Beine, Füße und Hände hatten fünf Extremitäten. Ihre Proportionen glichen denen der Menschen in einem Maße, daß es Andy schon als beängstigend empfand. Augen, Nase, Ohren, Haare, Kinn, es war, als blicke man daheim aus einem Fenster auf die Straße.

Einzig ihre Wangenknochen waren in einer wahren Groteske ausgeprägt. Beinahe ragten sie aus den Gesichtern der Varni wie Wellenbrecher an einer Sturmumtosten Meeresküste. Die Hautfarbe der Varni entsprach einem Bronzeton, der jede Schattierung von rot bis golden abdeckte. Ihre Haarfarben reichten von schwarz bis zu einem dunklen rot. Andy schätzte ihre Körperkraft als der einem Menschen weit überlegen ein. Jedoch würde die erhöhte Körpermasse sie auch etwas verlangsamen, war seine Vermutung.

Der letzte Punkt, über den der Späher berichtet hatte, war der traurigste gewesen. Der Stützpunkt war klar ein Provisorium, dennoch bestand er aus Gebäuden, allerdings in Leichtbauweise, aus Fertigsegmenten bestehend. In einem dieser Gebäude hatte er schließlich eine Spur der BEYONDER gefunden, die es nicht bis zur Gruppe Tarnau geschafft hatten. In diesem Gebäude hatten Mediziner der Varni die Leichen toter Menschen seziiert, in einer anderen Abteilung des gleichen Gebäudes mehr oder weniger zerstörte Rüstungen untersucht.

Einen Hinweis auf Überlebende hatte er nicht entdecken können, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wohl aber auf vier weitere Stützpunkte in der Nähe.

Diese Orte, von Alex Tarnau Alpha, Bravo, Charly, Delta und Ecco genannt, waren Andys Ziel. Jedem Stützpunkt waren fünf Späher und dreihundert Krieger zugewiesen worden. Ihr Auftrag war simpel: Klaut, was Ihr klauen könnt und nehmt die toten Kameraden mit. Zerstört die Rüstungsfragmente oder stiehlt sie ebenfalls.

Andy hatte den größten Stützpunkt zugewiesen bekommen, Bravo. Es war nicht nur Tarnaus stille Hoffnung, gerade hier noch überlebende Beyonder zu finden. Auch Andy klammerte sich fest an diesen Gedanken.

Alex saß mit seiner Kommunikationsgruppe etwa drei Kilometer hinter ihnen, bei ihm weitere sechshundert Rüstungsträger, bereit, jedem zu Hilfe zu kommen, der in Bedrängnis geriet. Von dort koordinierte er den Einsatz.

Der Großgewachsene Afroamerikaner war dankbar dafür, denn Alex hatte dafür ein beachtliches Talent entwickelt. Er war einfach cool auf diesem Gebiet, und solange er da hinten hockte, die eingehenden Daten sichtete, ruhig blieb und die richtige Entscheidung traf, fühlte er sich hier vorne etwas sicherer.

„Noch dreißig Sekunden“, kam Tarnaus Stimme über Funk.

Andy schreckte auf. War es wirklich schon soweit? Sofort öffnete er einen Kanal zu seiner Gruppe, die er extra für diesen Angriff ausgehoben hatte. „Letzte Anweisung. Ihr kennt den Plan. Bleibt solange unsichtbar, wie es nur irgend geht, ja? Versucht, auf festem Grund zu bleiben und hinterlasst keine Fußspuren. Die Varni sind nicht dumm und haben sicher herausgefunden, was unsere Rüstungen besser können als ihre.“ Dasselbe hatte Alex ihnen schon bei der Einsatzbesprechung vorgekaut, aber Andy hielt es für wichtig genug, um es noch mal zu betonen. „Und verdammt noch mal, wenn es losgeht, ballert nicht wie die Wilden um euch und spielt Exekutionskommando. Wir sollen Munition sparen, hat

Tarnau gesagt!"

Die Angehörigen seiner Gruppe bestätigten.

Gleich darauf meldete sich wieder Alex Tarnau: „Fünf Sekunden... vier... drei... zwei... eins... Angriff!"

Sofort erhob sich Andy aus seiner Deckung und sprang in mächtigen Sätzen dem Lager entgegen. Er schaltete sich im Laufen zu den beiden Späherinnen durch.

„Meldung!“, keuchte er.

„Keine verdächtigen Bewegungen im Lager. Alles ruhig“, meldete Philips.

„Bei mir ebenfalls“, schloss sich Kelal an.

Andy grinste. Prachtmädchen, alle beide. Das Lager kam in Sicht. Ähnlich wie Lager Ecco, daß von Furohata erkundet worden war lag auch dieses an einem Flüsschen, nahe dem Wald. Der Boden war nicht besonders fest und das bedeutete, ob unsichtbar oder nicht, ihre schweren Rüstungen würden Spuren im weichen Morast hinterlassen. Und die Robotkameras würden diese Spuren vielleicht bemerken. Also näherte sich der Trupp dem Lager auf dem Festgewalzten Pfad, der zum Lager führte. Vier dieser Wege gab es und von jeder Seite näherte sich ein Viertel der Einsatzgruppe.

Direkt vor ihm wurde eine Lasersperre angezeigt. Wurde der Strahl unterbrochen, gab es im Stützpunkt Alarm. Andy konnte über diese Vorsichtsmaßnahme nur lachen und durchschritt die Sperre einfach. Ein Unsichtbarer konnte diese Sperre nicht unterbrechen, vor allem nicht, wenn seine Unsichtbarkeit auf der hoch stehenden Technik der Schöpfer beruhte. Das Energiegatter, das dem Lager als Tor diente, war beinahe fünf Meter hoch, sechs breit und wurde von zwei Robottürmen flankiert. Auch darüber konnte er nur lachen. „Ist die Innenseite des Tors frei?“, fragte er schnell bei Kelal nach.

„Tor ist sauber“, meldete die Späherin ohne zu zögern.

Auch Andy zögerte nicht mehr und sprang mit Hilfe der Rüstung über das Tor hinweg. Drüben angekommen trat er zur Seite und machte den Nachfolgenden Platz. Kurz sah sich Andy um. Seine Landung hatte etwas Lärm verursacht und auch die anderen Beyonder verursachten ein leises Stampfen, während sie unsichtbar über die Tore sprangen. Die Rüstungen selbst arbeiteten fast geräuschlos, im Einklang mit der Tarnung, aber dieser Moment, dieser Laut konnte sie alle verraten.

Als kein Alarm aufgellte, keine Scheinwerfer aufflammten und keine Varni hektisch durch die Gegend zu laufen begannen, atmete er erleichtert auf, während sich die Beyonder unter seinem Kommando auf dieser Seite des Tors zu den Gruppen zusammen fanden, als die sie agieren würden.

Andy scheuchte sie an die ihnen zugewiesenen Ziele weiter. Fünf Mann postierten sich vor der Hauptenergieversorgung des Lagers, weitere fünf vor einem anderen Tor an der Notversorgung. Fast hundert Mann fielen über die Panzer und Fahrzeuge her und begannen sie zu untersuchen. Sie trugen zwar die klobigen Gefechtsrüstungen, aber das die Varni im Schnitt einen Meter größer als sie waren erlaubte es den Beyonder, sogar so bequem einzusteigen. Fünfzig postierten sich vor den Mannschafts- und Offiziersquartieren, bereit, auf einen Befehl einzudringen und die Bande hoch zu nehmen. Der Rest verteilte sich gleichmäßig auf die Wachtürme.

Als alle Truppen Position bezogen hatten, war es für Andy an der Zeit, seine Stellung zu erreichen. Sechs seiner Leute wies er in Richtung der Funkzentrale, die restlichen fünfzehn nahm er mit zum zentralen Gebäude. Bereitmeldungen lösten einander ab, bis der Kommunikationsspezialist seiner Gruppe bestätigte, daß alle in Position waren.

Andy öffnete einen Funkkanal zu Tarnau. „Bravo bereit. Warten auf Angriffsbefehl.“

Tarnau erwiderte: „Warten noch auf Alpha.“

Bange Sekunden des Wartens vergingen. Das Kommando auf den Sturm von Alpha hatte Malenkov bekommen, und anscheinend brauchte der Russe etwas länger, um seine Truppen zu koordinieren.

Ein Blick auf sein Headup-Display belehrte ihn aber eines Besseren. Die ihnen zugewiesene Zeit war erst zur Hälfte verstrichen. Seine Gruppe war einfach schneller gewesen.

„Von Tarnau: Gruppe Malenkov meldet schwere Panzer in Alpha, nicht aktiv. Kommando für Alpha erreicht Angriffsstatus in vierzig Sekunden. Nicht nervös werden, Leute.“

Wieder musste Andy grinsen. Das war es also. Sie alle hatten nur mit dem einen Panzertyp gerechnet, den nämlich, der ihnen bereits solche Schwierigkeiten gemacht hatte. Und der Bengel hatte seinen Angriff erst auf diese unerwartete, aber höchst willkommene Zugabe umstellen müssen.

„Von Tarnau“, kam endlich die Erlösung. „Los, los, los!“

„Los, jetzt!“, blaffte Andy und trat die Tür des Zentralgebäudes ein. Hinter ihm verging gerade die Hauptenergie in einer netten Explosion. Auf dem Rundumsichtdisplay seiner Rüstung konnte er zwei weitere Explosionen im Osten erkennen. Der Computer berechnete ihre Entfernung mit vier Kilometern.

Andy stürmte in das Gebäude, während draußen die Motoren der Panzer surrend zum Leben erwachten. Einer feuerte eine Rakete ab, und das hoffentlich nur auf einen Wachturm.

„Von Warninger. Andy, die Türme haben autarke Energie!“

„Verstanden! Schaltet sie aus! Ist der Funk ebenfalls ausgeschaltet?“

„Ja, Ren. Wir sind drin und haben die Energieversorgung gekappt. Zwei meiner Leute bereiten den Kram gerade darauf vor, abtransportiert zu werden. Ich halte die beiden Varni in Schach, die hier Dienst getan haben, während der Rest meines Trupps die Leichtbausegmente zerlegt. Ich dachte mir, so etwas Praktisches sollten wir nicht zurücklassen.“

Baker hieß die junge Dame, die Andy auf den Funk angesetzt hatte.

„Gute Idee. Sobald die Türme erledigt sind, sollten wir die kleineren Gebäude ebenfalls abbauen. Es wäre auch eine Schande, sie hier zurückzulassen.“ An der Spitze seiner Gruppe drang Andy tiefer in das Gebäude ein.

„Tarnau, hier Tarnau. An alle Einsatzgruppen, ich rücke mit einhundert Mann in Richtung Alpha aus. Stellt euch darauf ein, dass die Reserve dünner geworden ist.“

„Was ist los, Großer Meister?“, hakte Andy nach, während er die Eingangstür beinahe aus den Angeln riss, während er sie öffnete.

„Malenkov hat Probleme. Ein Teil der großen Panzer war bemannt und gefechtsbereit. Sie haben ein paar Glückstreffer gelandet und mehrere Rüstungen mit den Flammenwerfern getroffen, die nun verrußt und sichtbar sind. Ich verstärke seine Truppen und geleite sie sicher raus.“

„Verstanden. Wie lange brauchst du, bis du da bist?“, hakte Furohata nach, der in diesem Moment Lager Ecco eroberte.

„Wir springen gerade über die Mauer... Was für ein Inferno! Gruppe Suderbruch! Lösen und auf meine Höhe zurückfallen! Gruppe Malenkov! Bringt die gefangenen gegnerischen Infanteristen hinter den Gebäuden in Deckung! Ich will nicht, dass die Besatzungen der großen Panzer ihre eigenen Kameraden rösten!“ Das dumpfe Singen abgefeuerter Mini-Raketen erklang. „Einer erledigt, da waren es noch fünf!“

Gruppe Stein, bringt die eroberten Panzer hier raus!“

„Alex, kommst du klar?“, fragte Andy.

„Natürlich komme ich klar! Genau für so einen Fall haben wir die Eingreifreserve doch, oder? Weitermachen wie geplant!“

Andy stutzte. Er stand noch immer im Türrahmen, blockierte so den Weg für die eigenen Leute. „Tarnau kommt klar“, sagte er schließlich. „Was anderes ist auch nicht möglich. Leisten wir unseren Teil, Leute.“ „Jawohl!“

Vor Andy stand plötzlich ein Varni, ein wirklich großer Varni. Er stand an die Wand gelehnt und hielt eine gemein aussehende Waffe in der Hand. Schweiß lief über sein Gesicht, während er krampfhaft in den Gang zielte. Er konnte sie nicht sehen, durchfuhr es den Amerikaner, der eigentlich bis zuletzt gezweifelt hatte.

Andy trat vor und umklammerte den Lauf der Waffe. Die von der Rüstung verstärkte Bewegung war aber so kräftig, daß er dem Varni die Waffe dabei entriss, ihm die Hand brach und den Lauf zerdrückte. Entgeistert starrte der fremde Soldat auf die Stelle, an der seine Waffe frei in der Luft zu schweben schien. „Li“, wies Andy einen seiner Leute an, „bring den Kerl raus.“

Er stürmte weiter, in den angrenzenden Raum und blieb so ruckartig stehen, als wäre er vor eine Wand gelaufen. Er war in einem Operationsraum gelandet. Anscheinend hatten seine Leute die vier Varni hier gerade dabei überrascht, wie sie einen Menschen sezieren wollten. Das Problem aber war, dieser Mensch schien nicht tot zu sein. Jedenfalls konnte Andy auf dem nackten Körper der Frau keine Wunden erkennen.

Wütend deaktivierte er seine Tarnung und bedrohte die Mediziner mit dem ausgefahrenen Granatwerfer seines linken Armes. „Weg von ihr, verdammt!“, brüllte er und winkte sie in eine Ecke des Raumes. Einer seiner Leute beugte sich über die nackte Frau und meldete bestürzt: „Andy, sie lebt noch. Ich messe ein Wärmefeld an. Außerdem registriert meine Rüstung das Geräusch ihres Herzschlags.“

„So was habe ich mir schon gedacht, Antoniescou. Suchen Sie mit den anderen nach weiteren Überlebenden und vor allem nach unseren Rüstungen. Wir nehmen alles mit, was wir finden können! Von Anderson. Ich brauche sofort Transporter vor dem Zentralgebäude!“

„Sie werden nicht weit kommen“, sagte einer der Mediziner plötzlich.

Überrascht sah Andy herüber. „Sie verstehen, was ich sage?“

Kurt Warninger hatte behauptet, daß die Schöpfer ihnen diese neue Sprache vielleicht nicht nur beigebracht hatten, damit sie die eigenen Sprachbarrieren hatten überwinden können. Es erstaunte Andy über alle Maßen, daß der Ältere Recht behielt.

„Natürlich kann ich Sie verstehen. Sie sprechen die Verkehrssprache der Pes Takre.“

Andy nahm den Arm mit der Waffe runter und trat einen Schritt näher an die Mediziner. „Und warum werden wir nicht weit kommen?“

„Nun“, erwiderte der Mediziner, „als die Schöpfer Sie auf dieser Welt abgesetzt haben, wurde sofort die Angriffsflotte Porma el Tars alarmiert. Das Gros unserer Streitkräfte wird in weniger als zehn planetaren Tagen wieder über Zehn Steine sein.“

„Wir werden ihn gebührend empfangen“, versprach Andy grimmig. Er aktivierte seine Tarnung erneut und trat zur Seite. „Verlassen Sie jetzt das Gebäude und gesellen Sie sich zu den anderen Gefangenen. Jeder Widerstand wird sofort geahndet. Wenn ich besonders schlechte Laune habe, werde ich Sie vielleicht ebenso sezieren wie Sie es mit der Frau versucht haben.“

„Sie verkennen unser Motiv“, erwiderte der Arzt schließlich. „Wir liquidieren keine Gefangenen. Autopsien nehmen wir nur an den toten Gefangenen vor. Diese Frau ist schwer verletzt. Sie hat innere Blutungen, die ihren Zustand in den letzten Tagesvierteln rapide verschlechtert hat. Wir wollten sie operieren.“

„Und das soll ich Ihnen abkaufen? Für wie blöd halten Sie mich, hä?“

„Wir verwenden Endoskopie, um die Blutungen zu stillen. Es kann Ihnen doch nichts schaden, wenn Sie uns drei kleine Schnitte für unsere sensiblen Operationsroboter machen lassen. Auf dem Monitor können Sie jeden einzelnen Schritt mitverfolgen.“

„Warum sollte ich das wohl tun?“, fragte Andy barsch.

„Weil sie sonst stirbt. Und wenn sie stirbt, dann wegen Ihnen.“

Unschlüssig versuchte Andy, im Gesicht des Varni zu lesen, in der fremden Physiognomie ein Zeichen von Falschheit zu entdecken. Aber es gelang ihm einfach nicht. „Alex, hier Andy. Ich habe ein Problem.“

„Schlimmer als meines?“, fragte der zurück. Im Hintergrund der Verbindung war eine Explosion zu hören, danach war Stille. „Okay, mein Problem hat sich erledigt. Lass mal deines hören.“

In kurzen Sätzen schilderte der Afroamerikaner dem Freund, was er hier vorgefunden hatte und bat um die Erlaubnis, bis zum Ende der Operation im Lager Bravo zu bleiben.

„Gruppe Malenkov, gut gemacht. Bringt die Gefangenen raus!“

Andy, das schmeckt mir nicht, und mir steht es nicht zu, darüber zu entscheiden. Deine Truppe soll vorgehen wie geplant. Aber versuche, Freiwillige zu finden, die mit einem Transporter auf dich und die Frau warten, ja? Bleib nicht allein zurück.“

Erleichtert seufzte Andy. „Verstanden, Großer Meister. Danke dir. Wie sieht es übrigens bei dir aus?“

Tarnau seufzte. „Diese Riesendinger waren zäh. Malenkov zu verstärken war die richtige Entscheidung, sonst hätte es noch Verluste gegeben. Im Moment treiben wir die Varni aus dem Lager, aber wir sind noch im Zeitplan. Also sieh zu, dass du nicht zu lange brauchst.“

„Verstanden.“

Er aktivierte den Funkkreis für die Großgruppe. „Anderson an alle. Ich brauche eine Gruppe Freiwilliger, die im Lager zurückbleibt. Eine der Gefangenen braucht dringend medizinische Versorgung, und ich will, daß sie sie bekommt. Ich und die Freiwilligen werden sie und einen Teil der Operationseinrichtung nach dem Eingriff abtransportieren. Ich bitte um Meldungen.“

Seine eigene Gruppe meldete sich geschlossen, ebenso die von Kurt. Eigentlich meldeten

sich alle, sogar die Beyonder, die bereits in den eroberten Panzern steckten. Andy entschied sich für seine und Kurts Gruppe.

„Beginnen Sie“, wies Andy den Arzt an. Sofort trat das Team wieder an den OP-Tisch heran. Auf einen Sensordruck hin legte sich ein feines Energiefeld um die nackte Frau. „Eine Desinfektionsmaßnahme“, erklärte der Sprecher der Ärzte.

Der nickte nur. „Weiter, Doc, weiter. Also, Gruppe Warnings bleibt hier und bewacht den letzten Transporter. Gruppe Anderson sichert dieses Gebäude. Und haltet die Augen offen. Ich erwarte von euch, daß Ihr eher verschwindet als euch einer Gefahr auszusetzen.“

Die Zeit, die der Chronograph in seinem Headup-Display anzeigte, verstrich unerbittlich. Noch vier Minuten, und er hatte das Ende der Zeit erreicht, die Alex jedem Kommando für den Angriff zugestanden hatte.

Leises Grollen drang von draußen herein und sofort unterbrachen die Ärzte den Eingriff. Auf den Monitoren war zu sehen, wie ein feines Robotgelenk dabei innehielt, den Riss in einer Arterie im Leib der Frau zu flicken.

„Was?“, fragte Andy verwundert. „Machen Sie weiter.“

„Wir wollen nur sichergehen, daß dort draußen keine Soldaten liquidiert werden, die sich ergeben haben.“

Andy winkte ab. „Keinesfalls. Wir sind keine Monster. Wir zerstören nur das, was wir nicht mitnehmen können oder nicht brauchen. Was da gerade explodiert sind die Gefechtspanzer Ihrer Infanteristen. Ihre Leute werden von meinen Teams aus dem Lager gebracht, um uns noch etwas Zeit zu verschaffen. Kein Angst, wir werden nicht die gesamte medizinische Ausrüstung mitnehmen. Und wir überlassen Ihnen auch genügend Vorräte, um bis zum Eintreffen dieses Pormas zu überleben. Mein Wort drauf.“

„Ich glaube Ihnen“, sagte der Arzt schließlich und wandte sich wieder der Patientin zu.

„Wir sind dann soweit“, meldete Kurt. „Das Team hat siebenunddreißig Überlebende gefunden. Ich schicke sie mit unseren Truppen raus. Es steht übrigens ein Laster für dich bereit.“

„Sehr gut. Was machen die Varni vor dem Lager?“

„Hier Kelal. Die Varni verhalten sich ruhig. Sollten sie was Dummes anstellen, melde ich mich.“

„Verstanden. Ich brauche hier noch zwei Minuten.“

„Von Tarnau. Andy, wir ziehen unsere Einheiten jetzt zurück. Ich warte genau eine halbe Stunde am Sammelpunkt auf dich, nicht eine Minute länger, hörst du? Und wenn du nicht kommst, wirst du uns suchen müssen. Ich werde dann das Hoffnungstal evakuieren.“

Wenn er nicht kam und der Grund keine Verspätung war, erkannte Andy, dann war er auf irgendeine Weise von den Varni gefangen genommen worden. Und dann stellten er und seine Leute eine Gefahr für alle Beyonder dar. „Hey, Großer Meister, wir kommen schon, keine Bange.“

„Das war es auch schon“, sagte der Wortführer der Varni-Ärzte und strich sich müde über sein Gesicht. „Die Patientin braucht jetzt Ruhe, aber wie ich der Kommunikation mit Ihrem Alex entnehmen konnte, haben Sie es eilig. Das kann sich negativ auf den Zustand meiner Patientin auswirken.“

Für eine Sekunde wusste Andy nicht, was er sagen sollte. „Mein... Alex? Ach so, Sie meinen, das wäre ein Rang. Nein, Alex ist sein Name.“

„Interessant. Und welchen Rang bekleidet er?“

„Welchen Rang? Ich weiß nicht, Großer Meister?“

„Gut. Großer Meister. Bitten Sie ihn um Erlaubnis, dass ich meine Patientin begleiten darf, um ihre Genesung nicht zu sabotieren. Im Ausgleich bitte ich Sie, die medizinischen Geräte selektieren zu dürfen, die Sie mitnehmen. Verstehen Sie mich richtig, Sie haben keinerlei Ahnung davon, welche Geräte Sie mitnehmen sollten und welche nicht. Welches Gerät was bewirkt und wie. Ich werde Ihnen ein komplettes Set für ein Feldlazarett zusammenstellen, ohne dieses Lager von allen Ressourcen zu entblößen. Es könnte Ihnen Pluspunkte bei Ritter el Tar einbringen.“

Ein Arzt war immer eine gute Sache, fand Andy. „Okay, wir reden unterwegs. Zeigen Sie die Geräte, die wir mitnehmen sollen und sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen sich draußen zu den Soldaten scheren.“

„Nein, das lasse ich nicht zu! Wenn Hauptarzt ar Zykarta geht, werde ich ihn begleiten!“

„Da Ventor, beherrschen Sie sich!“

„Das sind doch Wilde, von den Schöpfern willkürlich in diese Rüstungen gesteckt! Wer weiß, was die mit Ihnen machen werden? Wenn Sie sterben, werden Sie es nicht allein.“

„Nichts da!“, rief Andy barsch. „Nur der Doc. Laroche, Duke, bringt sie alle raus, alle, auch diesen Mochtegerhelden da Ventor.“

Der Kraft der Rüstungen hatten die varnianischen Ärzte nicht viel entgegenzusetzen. Trotzdem versuchte es da Ventor und scheiterte.

Andy spürte Respekt für ihn in sich keimen. „Ein dummer Kerl, aber tapfer.“

„Ja, das ist er wohl“, meinte der Chefarzt des Lagers leise. „Vielleicht ist er aber auch nur ein Spitzel des Pes Takre, und hat versucht, in meiner Nähe zu bleiben, um mich im Notfall umzubringen.“

„Wie bitte?“ Der Amerikaner war überrascht.

„Schon gut“, wehrte ar Zykarta ab. „Sie werden diese Diagnoseeinrichtungen brauchen, dazu den mobilen OP. Wir haben ihn bereits auf die Physiognomie unserer Gefangenen eingestellt. In diesem Schrank befinden sich Arzneien, die wir provisorisch an sie angepasst haben.“

Leise gab der Chefarzt seine Anweisungen, Andys Leute führten sie aus. Letztendlich leerte sich das Gebäude um die Hälfte seines Bestandes.

„Von Tarnau. Andy, die halbe Stunde ist gleich um. Komm jetzt!“

„Hier Anderson, Großer Meister. In einer Minute sind wir hier raus.“

„Dein Wort in L'Tarks Ohr“, brummte Alex besorgt.

„Der Gnom hat Ohren?“

„Zuhause, in der Vitrine“, sagte Alex.

Andy konnte nur den Kopf schütteln, während er sich auf die flache Pritsche des Transporters schwang. „An deinem Humor müssen wir aber noch arbeiten, Mann.“

Tarnau lachte zur Antwort. „Später, auf der Erde. Beim Bier...Mann!“

Ich weiß nicht genau, was ich erwartet hatte, als ich zum ersten Mal in meinem Leben einem Varni von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand.

Immerhin war dies ein Angehöriger des Volkes, welches mich und meine Freunde ohne jede Warnung gejagt, gehetzt und getötet hatte.

Ich gebe zu, mein erster Eindruck des Arztes Colm ar Zykarta war schlicht und einfach überwältigend. Alleine seine Größe von fast drei Metern war beeindruckend. Aber da war noch viel mehr. Ihn umgab eine Aura des Geheimnisvollen, etwas faszinierendes, was durch die Ähnlichkeit zu uns und ebenso durch die kleinen Unterschiede erst noch verstärkt wurde.

Damals hatte ich noch nicht ahnen können, wie sehr mich das Treffen mit ihm prägen würde.

Ich gebe zu, in den ersten Stunden nach seiner Ankunft im Hoffnungstal hegte ich große Angst um sein Leben. Am liebsten hätte ich drei, vier Gruppen zu seinem Schutz abgestellt, um ihn vor verständlichen Racheakten unserer Leute zu bewahren.

Aber es erwies sich als vollkommen unnötig. Obwohl der lange Weg ihn erschöpft haben mußte, setzte Colm die Behandlung seiner Patientin aus Lager Bravo fort. Am nächsten Tag widmete er sich mit beinahe unerschöpflicher Energie weiteren Verletzten.

Die Rüstungen konnten uns zwar selbstständig zusammenflicken und kampfbereit halten. Aber was ein gut ausgebildeter Arzt wert war, lernte ich an diesem ersten langen Tag mit dem Varni. Schnell hatte er sich in der mittlerweile entstandene Gruppe von über vierzig Freiwilligen eingefunden, die ein Medizinstudium begonnen hatten, als Schwestern oder Pfleger ausgebildet waren

oder zumindest über den guten Willen zum helfen verfügten. Ebenso schnell übernahm ar Zykarta mit seiner langjährigen Erfahrung die Leitung unseres Lazaretts. Die Tage darauf versorgte er seine ambulanten und stationären Patienten und lenkte seine Ärzte und Pfleger mit einer Freundlichkeit, die jeden für ihn einnahm. Bereits am zweiten Tag zog ich seine persönliche Wache ab.

Ich glaube, es war in dieser Zeit, daß der Varni sich meinen und den Respekt der anderen BEYONDER erarbeitete.

Wenn seine Arbeit getan war, verließ Colm den aus dem Lager Bravo geklauten Fertigbau und trat ohne Angst mitten unter die anderen. Natürlich fiel der Riese auf wie ein Eisbär unter Pinguinen, natürlich hatte Martha mittlerweile alle BEYONDER über das Aussehen der Varni informiert. Natürlich erkannten sie ihn. Aber sie begegneten dem Arzt nicht mit Angst. Nein, es war eine geradezu kindliche Neugier, mit der sie immer wieder an ihr heran traten, ihn vorsichtig berührten und versuchten, ihn in Gespräche zu verwickeln. Jeden Abend bildete sich eine beachtliche Traube um ar Zykarta, und der Gigant stellte sich ihren Fragen, Gedanken und Träumen.

In solchen Momenten wusste ich, daß die Menschen den Varni trotz all dem Kampf, all dem Leid in ihre Herzen aufgenommen hatten, und ich betete das erste Mal seit langer Zeit wieder um etwas: Das uns dieser Varni niemals verriet. Das seine offene Art, sein Verständnis keine Lüge war.

(Interaktive Aufzeichnung aus dem Gefechtspanzer von Alex Tarnau.)

**

Tag fünf:

Die Mission war ein Erfolg gewesen. Die Beyonder hatten die fünf Forts erobert, gefangene Kameraden befreit und zurück ins Hoffnungstal geschafft und ansonsten alles gestohlen, was sie in die Finger kriegen konnten. Bereits am nächsten Morgen hatten Beyonder, die nicht gekämpft hatten, aus den Fertigbausegmenten eine kleine Siedlung errichtet, in der Tarnau sofort ein Büro bezogen hatte. Auch ein Lazarettkomplex war so entstanden, in denen es sogar von den Varni gestohlene Betten gab. Vor allem die Gefangenen und die Verletzten der Schlacht im Wald waren dort untergebracht worden.

Der Beweis, dass sie den Varni überlegen waren, war erbracht worden. Nun aber stand eine weitere Entscheidung aus, und ehrlich gesagt fürchtete sich Alex Tarnau davor, als er in die hoch stehende Mittagssonne blinzelte.

„Ich rufe noch mal den Rat der Großgruppensprecher zusammen. Sie werden Ihren Gruppenführern jetzt bitte auftragen, ihre Leute nach deren Meinungen zu befragen. Kämpfen wir? Ja oder nein? Die Anzahl der Ja- und Nein-Stimmen leiten Sie bitte über die üblichen Verbindungen an die Kommunikationsgruppe weiter. Ich erwarte von jedermann, daß er sich dem Mehrheitsbeschluss fügen wird, egal, wie der ausfallen wird und egal, wofür er sich selbst entschieden hat. Tarnau Ende.“

Obwohl die Abstimmung über das Funknetz der Gruppenkreise abgehalten werden würde, brach im Tal hektische Aktivität aus. Gruppen fanden zusammen und diskutierten miteinander. Und die ersten Stimmen trafen ein.

„Sag mal, ist das so klug?“, zweifelte Andy. „Mann, wir wissen doch beide, daß die Schöpfer und ihr Krieg unsere einzige Fahrkarte nach Hause sind. Was wirst du tun, wenn die Mehrheit dagegen ist?“

Alex zuckte die Achseln. „Nun, da wäre erst einmal die Aggression. Angeblich haben wir alle eine Menge davon. Dazu kommt, daß viele sich noch sehr lebhaft an die Schlacht im Wald erinnern und nichts lieber tun würden, als es den Varni mal

so richtig zu zeigen. Die Chancen stehen also verdammt gut.

Andererseits, wenn sich die meisten gegen den Kampf entscheiden, werde ich mit gutem Beispiel vorangehen und den Mehrheitsbeschluss akzeptieren. Irgendwie werden wir dann schon einen Weg nach Hause finden.“

„Ren, wollen Sie abstimmen?“, fragte Martha leise über die direkte Komm-Verbindung.

„Jede Stimme zählt, Martha. Ich stimme mit Ja.“

Ein paar Augenblicke später war das Ergebnis da. Tarnau ließ es sich auf sein Headup-Display einblenden. Er nickte grimmig und sah in die Runde. Viele der Rüstungsträger hatten ihre Visiere hochgefahren und blickten ihn erwartungsvoll an. Er erkannte in den Augen Neugier, Kampfeslust, aber auch Angst und Verzweiflung.

Schließlich drehte Alex sich zum Schöpfer um und sagte: „Herold, Sie haben Ihre Armee.“

Schweigen erfüllte für einen Moment das Tal. Schließlich trat Jaques Vaillard, der sich zum Sprecher der Großgruppenführer entwickelt hatte, vor. Er ließ sein Visier auffahren und musterte Tarnau. „Die Beyonder haben entschieden. Wir werden das Pes Takre hier auf Zehn Steine aufhalten.“

Die Großgruppenführer und ich sind in einem Punkt einer Meinung. Wir legen alle militärischen Belange bis auf weiteres in die Hände von Alex Tarnau, bis wir die Verfassung der Beyonder ausgearbeitet haben. Danach werden wir einen Anführer wählen.“

Vaillard trat vor, berührte den Deutschen an der Schulter. „Und ich habe so eine Ahnung, wer der Anführer sein wird. Gut gemacht, Alex Tarnau. Jetzt bin ich mir sicher, dass wir nach Hause kommen werden!“

Alex starrte den anderen konsterniert an. Nur mühsam fand er seine Stimme wieder. „Ich danke dir, Jaques Vaillard. Ich gebe mein Bestes.“

„Das weiß ich jetzt, Alex. Und deshalb unterstütze ich dich.“ Er wandte sich der Menge der Rüstungsträger zu. „Gemeinsam schaffen wir es!“

Lauter Jubel brandete auf, erfüllte das Tal, stürmte über die Gruppe um Tarnau hinweg und ließ ihn erschauern. Dann begannen die ersten seinen Namen zu skandieren.

Alex fühlte sein Herz wild schlagen. Einige mochten es als Lob empfinden, wenn ein paar Tausend Menschen laut Tarnau, Tarnau riefen, aber für ihn war es etwas anderes. Ein Auftrag, eine Verpflichtung, so viele wie möglich von diesen gezwungenen, entführten Menschen wieder nach Hause zu bringen. Übergangslos spürte er die schwere Last der Verantwortung auf seinen Schultern lasten. Wenn nur die Verfassung schon fertig wäre, dann hätte man ihm eine größte Last, nämlich diese Gemeinschaft zu strukturieren von den Schultern genommen.

„Ich gebe mein Bestes“, sagte er leise. Doch insgeheim hatte er Angst, nicht groß genug dafür zu sein, um die Beyonder anzuführen.

Spät in der Nacht saß Alex in seiner Gefechtsrüstung auf dem Gipfel eines Hügels, drei Kilometer vom Hoffnungstal entfernt. Er studierte die virtuelle Datei mit den Verhaltensmaßregeln, die von der Versammlung der Großgruppenführer ausgearbeitet worden war. Besonders beeindruckten ihn die Passagen, die es jedem einzelnen erlaubten, seine Gruppe jederzeit zu verlassen und sich einer anderen Gruppe anzuschließen oder eine eigene Gruppe zu gründen. Alex sah darin genauso viel Gutes wie Schlechtes, und er hoffte, das Gute würde überwiegen.

Andy kam den Hügel hoch und setzte sich neben ihn. „Und, Großer Meister, wie geht es jetzt weiter?“

„Frag mich mal was Leichteres.“ Alex nickte in Richtung des Hoffnungstals. „Da hinten sind über zwanzigtausend Menschen, zwanzigtausend Individuen, die alle ein Leben auf der Erde hatten. Sie wissen nicht wo sie sind, sie wissen nicht einmal wann sie sind und...“

„Moment mal, wieso wann?“, unterbrach ihn der Afroamerikaner verdutzt. „Kurt hat auch so was gesagt, aber ich werde nicht ganz schlau draus.“

Der Europäer legte sich auf den Rücken und verschränkte die gepanzerten Arme hinter dem Kopf. „Na, denk doch mal nach. L'Tark hat gesagt, sein Volk besitzt die Technik, um im Hyperraum zu reisen. Und du hast sicher genügend Science Fiction gesehen, um dir unter diesem Begriff was vorstellen zu können. Aber wie bereisen sie den Hyperraum? Frieren sie sich ein? Oder zwitschern sie einfach mal so in dieses fremde Kontinuum, fliegen eine halbe Stunde rum und haben im Normalraum hundert Lichtjahre zurückgelegt? Was, wenn die Realität verzerrt wurde? Ich meine, was wenn die Reise für uns wirklich nur ein Monat war, auf der Erde aber ein Jahrhundert vergangen ist? Lohnt es sich dann überhaupt noch zurückzukehren?“

Andy nickte schwer. „Hoffen wir das Beste.“

„Na, auf jeden Fall haben wir jede Menge Probleme am Hacken. Und weil ich meine große Klappe mal wieder nicht halten konnte und mich schon wieder in den Vordergrund gedrängelt habe, kleben sie vor allem an meinem.“

Was ist mit dir? Du hast mir doch heute Morgen erzählt, daß du Cop bist. Und sonst? Hast du Familie? Eltern, Großeltern, Geschwister? Eine Freundin vielleicht? Diese zwanzigtausend da hinten, wer weiß schon, was man ihnen genommen hat, als man sie hierher beförderte. Dazu kommt auch noch, daß sie bis an die Zähne bewaffnet sind. Wenn einer, nur ein einziger durchdreht, kann er ungeheuren Schaden anrichten. Und wie stellt sich der Herold das vor? Stellt ein paar tausend Menschen zusammen, steckt sie in High Tech-Rüstungen, nach denen sich die Militärs der Erde die Finger lecken würden und behauptet, daß sie alle sehr aggressiv sind und deswegen dazu geeignet, die Varni aufzuhalten. Warum haben sie nicht versucht, eine reguläre Armee zu bekommen? Zwanzigtausend Mann sind doch nun wirklich nicht soviel, jeder Staat der Erde hätte sie zur Verfügung stellen können. Die Schöpfer wollen sie ja sogar bezahlen. Eine organisierte Truppe mit straffer Hierarchie hätte hier einiges leisten können. Und vor allem wäre sie freiwillig hier!“

„Ich will ja nicht meckern, aber gestern hat es doch gut geklappt.“

„Ha! Gestern war doch gar nichts. Wir hatten eine Menge Glück, das hast du ja am Lager Alpha gesehen, als ich Malenkov zu Hilfe gekommen bin.“

Und außerdem, was glaubst du, wie viele von unseren Leuten wirklich ihre Waffen abfeuern können, wenn es sein muß? Wie viele werden plötzlich geil aufs töten, wie viele werden sich zu Moralaposteln erheben? Weißt du, was alles schief gehen kann?“

Andy seufzte. „Wir werden uns als Anfang einen Anführer wählen. Dieser Anführer wirst du sein. Daran habe ich genau wie Vaillard keinen Zweifel.“

„Ja, weil ich laut und deutlich hier geschrien habe, als einer gebraucht wurde, um Ordnung in dieses Chaos zu bringen.“

Andy grinste. „Nein, deshalb nicht. Darf ich dich mal zitieren? Weil du der einzige bist, dem etwas daran liegt, daß wir aus dieser Scheiße wieder rauskommen.“

„Alles klar, ich besorge mir einen Heiligenschein. Oder soll ich mich gleich zum Kaiser ausrufen lassen?“, erwiderte Alex mit zynischem Ton in der Stimme.

„Zwanzigtausend Untertanen sind doch etwas erbärmlich für einen Kaiser. Versuchs erstmal mit Baron oder so“, erwiderte Andy spöttisch.

„Witzbold.“

„Ich habe mit dem Kram nicht angefangen, Großer Meister. Jedenfalls, du wirst unser Anführer. Du wirst dir einen Beraterstab wählen. Dazu werden sicherlich ich und Kurt gehören. Außerdem werden wir die Versammlung der Großgruppensprecher beibehalten. Du wirst dich vor ihnen für alles was du tust rechtfertigen müssen. Anschließend sollten wir ein wenig Ordnung in die Sache bringen.“

In einem Punkt hast du Recht, Alex Tarnau, wir alle hatten unsere Leben auf der Erde, und es wird wohl Zeit, daß wir das nutzen. Wir sollten dem Beispiel der Krankenschwestern, Pfleger und Ärzte folgen und die Berufssoldaten organisieren. Dazu ehemalige Wehrpflichtige. Ich bin sicher, wir haben von denen ein paar. Dann müssen wir uns ansehen, was wir noch so bei uns haben: Verwaltungsleute, Cops, Anwälte, den ganzen Kram eben. Dazu kommen Hobbys, Mann. Extremsportler sind uns hier sicherlich sehr nützlich. Und ein Feierabendelektriker kann uns sicher auch unterstützen. Wir werden eben versuchen müssen, jedem etwas zu geben, was er kann.“

„Das wird ein hartes Stück Arbeit, Alter. Außerdem sind da immer noch die Varni, die jetzt wissen, daß die Schöpfer wieder mal wen angeworben haben. Sie werden uns hart auf der Pelle sitzen. Porma el Tar ist auf dem Weg zu uns.“

„Da hast du wohl Recht. Aber du musst die Arbeit ja nicht alleine machen.“ Andy klopfte dem anderen mit seiner gepanzerten Hand auf den Rücken.

Alex lächelte den Freund flüchtig an. Freund? Ja, so war es wohl. „Danke, Alter. Wenn wir wieder auf der Erde sind, spendiere ich dir ein Bier.“

Andy grinste frech. „Ich nehme dich beim Wort. Und jetzt komm zurück ins Tal. Auch du brauchst etwas Schlaf, Alex Tarnau. Um den Heiligenschein kümmern wir uns Morgen.“

„Sehr witzig“, brummte Alex beleidigt und trottete neben dem großen Amerikaner her, zurück ins Hoffnungstal, zurück in die Ungewissheit.

**

Tag acht:

Die junge Frau lächelte schüchtern, als sie den Mann vor sich ansah. Sie trug die Rüstung der Beyonder, verzichtete aber auf den zweiteiligen Helm. „Bist du soweit, Roger?“, fragte sie besorgt.

Der Mann in der voll funktionsfähigen Rüstung nickte ihr zu. „Ich habe dich genau im Blick. Sag Bescheid und wir legen los.“

Sie warf einen Seitenblick zu einer anderen Frau in einer Gefechtsrüstung, die aufmunternd nickte.

„Nur zu, Tin-Tin, ich werde alles was Roger mit seiner Rüstung erfasst, sofort in das Kommunikationsnetz einspeisen. Ich finde es eine großartige Idee, dass du und Roger so etwas tun wollt. Seit wir wissen, dass wir das Netzwerk der Beyonder auch als dezentralen Speicher benutzen können, schreit es ja geradezu nach einer Idee wie dieser.“

„Danke, Martha.“ Die junge Asiatin lächelte wieder schüchtern und sah auf die andere Seite, wo ein ungehaltener und unterkühlter Doitsu Furohata starr geradeaus sah.

Sie schluckte noch einmal heftig. „Zähl an, Roger.“

Der Mann, der mit seiner Rüstung Kamera spielte, zählte einen Countdown runter. „Drei... zwei... eins... On.“

Martha bestätigte die Verbindung.

Nun wurde es ernst.

Durch die schlanke Frau ging ein Ruck. „Hier ist eure Tin-Tin, liebe Beyonder. Nun, vielleicht bin ich noch nicht eure Tin-Tin, denn Ihr kennt ja mich und meinen

Kameramann Roger noch gar nicht. Aber ich würde mich freuen, wenn euch unsere Arbeit gefällt. Zusammen mit Martha planen wir, regelmäßig Aufnahmen in das allgemeine Netz zu stellen, in denen wir über Interessantes berichten, wichtige oder besondere Menschen interviewen und euch eine Basis für Diskussionen bieten.“

Roger pfiff anerkennend. Die nervöse Tin-Tin von vorhin und die vor der Kamera bei laufender Aufnahme waren zwei verschiedene Menschen, so schien es. Diese hier war selbstsicher, souverän und hatte ein wirklich süßes Lächeln.

„Mein erstes Interview habe ich mit Doitsu Furohata, Anführer der Erkundungsgruppe, persönlicher Vertrauter von Alex Tarnau und Held der Aktion gegen die Waldforts.“

Tin-Tin trat einen Schritt auf den mürrischen Japaner zu. „Doitsu, hallo.“

Für einen Moment schien es als wolle Furohata sie ignorieren. Doch schnell begann er höflich zu lächeln. „Hallo, Tin-Tin. Darf ich zuerst sagen, dass ich deine Idee toll finde? Ich glaube, dies hier hat uns allen gefehlt, seit wir auf Zehn Steine erwacht sind. Und ich bin sicher, die anderen Beyonder werden deine Idee sehr positiv aufnehmen.“

Tin-Tin lachte glockenhell. „Na, du bist mir ja ein Charmeur, Doitsu Furohata. Es würde mich wirklich sehr freuen, wenn viele Beyonder diese und alle anderen Sendungen zu schätzen wissen und diese Idee aufnehmen und weiter entwickeln. Im Netz steckt noch sehr viel Potential, das wir noch gar nicht entdeckt haben.

Aber zurück zu dir. Doitsu, du hast das erste Waldfort entdeckt. Man sagt sogar, du hast dich mit einem Trick bis in ihr Lager geschlichen. Was stimmt daran?“

Der Japaner lachte nervös. „Bausch das bitte nicht so auf. Ich bin Chef der Späher, seit Alex Tarnau mich dazu gemacht hat. Es ist meine Aufgabe. Also erfülle ich sie so gut ich kann. Gut, ich habe die Forts entdeckt. Aber es war eher Zufall, dass gerade ein Panzer in meiner Nähe hielt. Als ich auf die Aufbauten sprang, habe ich nicht wirklich damit gerechnet, dass er mich direkt bis in eins der Forts fahren würde.

Und ehrlich gesagt, die Stunde, die ich im Fort verbringen musste, bis ein anderer Panzer es verließ war die nervenaufreibendste meines Lebens. Mit unseren Rüstungen sind wir zwar unsichtbar, aber wir sind nicht verschwunden. Ein Remppler, eine umstürzende Tonne, Fußspuren, die aus dem Nichts entstehen... Kurz, es war sehr schwierig.“

„Wow. Sehr schwierig halte ich da noch für eine Untertreibung“, sagte Tin-Tin und sah den Japaner mit großen Augen an. „Du hast ein mittleres Wunder vollbracht.“

„Quatsch“, erwiderte Doitsu. „Ich tue nur meine Pflicht. Das ist, was Alex von mir erwartet, und ich übrigens auch von mir selbst. Nur wenn ich volle Leistung bringe, kann sich Alex auf mich verlassen. Und nur dann leiste ich meinen Teil, damit wir alle nach Hause kommen. Damit wir alle überleben, wenn der Kriegstross el Tars kommt.“

„Stimmt, der steht uns ja noch bevor.“ Tin-Tin nickte gewichtig. „Aber ich bin sicher, wir werden mit ihm fertig. Wir sind erst acht Tage her und schon hat Tarnau uns alle organisiert. Was wird er da erst in einem Monat schaffen? Und mit Freunden wie dir wird er es schaffen. Vorausgesetzt, wir anderen geben ebenfalls unser bestes.“

„Freunde?“, ächzte Furohata verlegen. „Nein, ich gebe zu, ich bewundere Alex seit unserer gemeinsamen Zeit im Waldland, aber...“

„Dann eben Vertrauter“, wies Tin-Tin den Einwand geschickt ab. „Aber mal was anderes, Doitsu, hast du eigentlich eine Frau auf der Erde? Oder eine Freundin unter den Beyonder?“

Erschrocken riss der Japaner die Augen auf. „Was? Freundin? Nein, ich... Nein, nicht hier und nicht auf der Erde.“

Tin-Tin wandte sich wieder Roger zu. „Ein heißer Tipp für euch Frauen da draußen. Doitsu ist noch zu haben. Ich denke selbst gerade daran, mir diesen coolen Typen zu schnappen.“

Sie zwinkerte der Aufnahme zu.

„Hey, Tin-Tin, ich bin ja auch noch da“, beschwerte sich Roger gespielt.

„Keine Angst, Roger, ich bleibe dir treu. Wer soll sonst die nächste Reportage aufnehmen?“

Doitsu, danke für deine Zeit.“

„Gern geschehen, Tin-Tin.“

„So, das war es auch schon. Aber freut euch schon mal auf die nächste Reportage von Tin-Tin...“

„...und ihrem treuen Kameramann Roger.“

„Zwei... eins... Off. Gratuliere, Ihr zwei. Das war eine sehr gute Arbeit“, lobte Martha Wong.

Tin-Tin brach übergangslos der Schweiß aus. „Ich hätte nicht gedacht, dass es so schwer sein würde.“

„Willst du die Idee etwa wieder fallenlassen?“, fragte Roger besorgt.

„Was? Bist du verrückt? Bei dem Spaß, den wir hatten? Niemals! Hütet euch, Beyonder, jetzt kommen Tin-Tin und Roger und stellen eure Welt auf den Kopf!“

„Das glaube ich euch aufs Wort“, murmelte Furohata mit einem stillen Lächeln.

To be continued

Julius von Voß „INI“ - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert

erschienen im Original im Jahre 1810
Übertragen und Korrektur gelesen von Göttrik

Zweites Büchlein: Die Reise
Kapital 3.

Gelino zeigte ihm nun das Parthenon, genau dem alten nachgeahmt, dessen Säulengänge einst so große Summen gekostet hatten. Phidias alte Meisterstatue der Minerva aus Elfenbein, ward durch eine Heilandsmutter in gediegenem Golde vertreten, der dieser Tempel nun geheiligt war.

Gelino, indem er ihm diese und andere Merkwürdigkeiten zeigte, hob an: „Du siehst Athen der Welt in ihren Schönheiten wiedergegeben, doch die Sklavenhorden von Ehedem, das wilde, mit den Archonten kämpfende, den Pnix mit Geschrei und Streit erfüllende Volk der Vorzeit nicht. Diese Erscheinungen dulden unsere besseren Tage nimmer. Wir könnten noch das Odeon besuchen, wo die Meister der Tonkunde wetteifern, die Bühnen, wo man Sophokles, Euripides und Aristophanes Schöpfungen darstellen sieht, doch in diesen Vorwürfen wird Athen anderweitig übertroffen, und die Reise eilt. Wir wollen jetzt nach der Grenzfestung des Staats, lerne dort, wie man mächtig der Feinde Angriffe wehrt. Nicht immer kannst du bei den lieblichen Künsten weilen.“

*

Diese Grenzfestung war jetzt die Zitadelle bei Konstantinopel. Die ehemalige Bevölkerung der Stadt hatte durch den politischen Wechsel um mehr als die Hälfte abgenommen, und die Lage daneben, eignete sich zu ihrer gegenwärtigen Bestimmung. Lange zwar hatte Europa keinen Krieg mit dem Morgenland geführt, aber die Perser geboten ungeheurer Macht, und die Vorsicht empfahl, nicht unvorbereitet zu sein. Doch über der Meerenge winkte auch eine Feste von ähnlichem Umfang, und beim Ausbruch eines Krieges ließ sich voraussehen, dass sie einander wechselseitig beschießen würden; denn der Abstand der Zitadellen von Konstantinopel und Troja, so nannte man jenen Ort, wurde von der nunmehrigen Artillerie bequem abgedeckt. Schon lange hatte man dem Schießpulver neue Bestandteile gegeben. Seine Wirkung ging nicht mehr von der Elastizität des sich entbindenden Stickstoff und Kohlenstoff sauren Gases allein aus, man mengte dem Salpeter noch Ammoniakgas und Knallsilber bei. Furchtbar traf dieses Pulvers zerstörende Gewalt.

Die Metallrohre schossen Kugeln von fünfzig bis zu dreihundert Pfunden auf zwei

oder drei Meilen, die Mörser warfen noch weiter, und schwerere Lasten. Da aber der Erdkrümmung halber die Fläche kaum eine Meile sichtbar ist, so mussten die Stücke auf hohe Berge geschafft werden, wenn sie in weiter Entfernung ihr bestimmtes Ziel treffen sollten. Ein gutes Sehrohr war dann an den Visieren befestigt, und bei der scharfen Genauigkeit der Drehwerke, womit sich die Richtung vollzog, konnte man das Ziel nur selten verfehlen. Die Bomben, von ungeheurem Umfang, trugen deren andere in sich, die abermals mit kleineren gefüllt waren, welche zuletzt unutilgbares Feuer in sich trugen. Der Artillerist wusste die Bahn, welche sie zu durchfliegen hatten, dem Raume und der Zeit nach, auf die Sekunde genau zu berechnen, besonders da auch ein Windmesser ihn von dem Widerstand, mit welchem die Luft ihm entgegen streben würde, vollkommen unterrichtete. Weil daneben, bei Verfertigung des neuen Pulvers, mit einer so großen Gewissheit verfahren wurde, dass ein davon bereiteter Zünder, jedes mal die Explosion in dem Augenblicke vollzog, den der Konstabler wünschte, (eine Fertigkeit, welche man Ehedem nicht errang), so ward, indem man nach einer feindlichen Stadt warf, die Entzündung gemeinhin bewirkt, wenn die Bombe in der Höhe von einigen hundert Schuhen über den Dächern angekommen war. Nun breiteten sich die größeren Granaten der Füllung, deren Explosion nach Maßgabe der Größe des Orts erfolgte, so aus, dass dieser mit den letzten Kugeln und den Trümmern der schon gesprungenen, überdeckt wurde, wobei das nach allen Richtungen sprühende Feuer die Verwüstung vollendete.

Der nahe Ruin jeder belagerten Festung war unter diesen Umständen unvermeidlich. Allein die Festungen wurden dermaßen auf Höhen angelegt, wo, ohne Wasser zu finden, tief zu graben war. Man wölbte dann hundert Schuh unter der Erde Straßen aus, die durch Zuglöcher von oben Luft empfangen, und beständig durch Laternen erleuchtet wurden. Von diesen waren höhlenartige, doch gut gemauerte und mit Bequemlichkeit versehene, Wohnungen seitwärts eingebrochen, in welchen die Soldaten, und was zu ihnen gehörte, hausen konnten. Da genoss man Sicherheit, mochten oben die Bomben einschlagen. Auch alle Wälle hatte man ausgehöhlt und mit Felsenlagen hinlänglich gedeckt, damit sich die Wachen inwendig aufhalten konnten. Übrigens traf die Besatzung mit eben so furchtbaren Schlünden auch ihre Widersacher, und so waren die Dinge sich wieder gleich; denn der menschliche Geist entdeckt, wie das Zerstörungsmittel, auch die Gegenwirkung.

Noch ist hier der schnellen Art zu denken, in der aus einer Festung, oder aus einem Lager, nach dem Hauptquartiere irgend eines fernen Heeres, oder auch nach der Hauptstadt, Briefe geschafft wurden. Luftposten, Telegraphen, akustische Anstalten, blieben dagegen, entweder an Geschwindigkeit, oder Ausführlichkeit, zurück. In erreichbaren Abständen befanden sich nämlich auf befestigten Höhen Kanonen, und Zielwände. Nun sandte man eine Kugel ab, an welcher eine Stahlkette und an dieser ein dichtes Kästchen geheftet war, das die Briefe oder andere zu übermachende Gegenstände enthielt. Die Kugel schlug in die Zielwand,

das Kästchen blieb zurück, wurde von dort wachenden Konstablern sogleich abgelöst, und an eine andere Kugel angefügt, wodurch dann hundert Meilen, in weniger als einer Viertelstunde, erreicht waren.

Die Zitadelle bei Konstantinopel war, als die vorzüglichste im Reich, auch am sorgsamsten gebaut. Ihre Wälle glichen Gebirgen, die Kellerstadt, mit ihrem unterirdischen Leben, bot den sehenswürdigsten Anblick dar. Es fehlte nicht an Tempeln, Marktplätzen, Bühnen; die Genüsse hatten auch ihren Sitz in der Tiefe errichtet, und die treffliche Erhellung ließ das Tageslicht nicht vermissen. Um vorbereitet auf den Belagerungszustand zu sein, musste auch fortwährend im Frieden, die Besatzung hier wohnen, und, indem sie zahlreich und gut belohnt war, hatte das viele Bürger gelockt, sich unten anzusiedeln, und ihr Leben zu gewinnen, indem sie jenen das ihrige bequemer machten. So wuchs die Bevölkerung nach und nach dort ziemlich an.

Bei der Vervollkommnung des Pulvers hatte man auch den Minenkrieg weiter ausgedehnt. Es war nun nicht allein ausführbar, einen grossen Ort auf Einmal in die Luft zu sprengen, sondern man legte auch außerhalb Minen in schiefer Richtung an, warf durch sie Massen von Erde dahin, und bedeckte die Festung in kurzer Zeit mit einem ganzen Berg, wobei die Altertumskundigen bewogen wurden, an die Fabel der Giganten zu denken, welche einst den Ossa, Pelion und Olimp auf einander türmten. Allein die Gegenanstalten mangelten auch hier nicht. Der Feind wurde nicht dazu kommen gelassen, die Festung unterhöhlen zu können. Weit hinaus vor den Festungswerken liefen Straßen unter der Erde hin, an Größe und Dauer vergleichbar den altrömischen Wasserleitungen. Von ihnen gingen kleinere Gassen aus, welche mit ihren Nebensteigen ein weitläufiges Gewebe bildeten. Hier zogen die Streifwachen rastlos umher, und erspähten zeitig, was der Gegner unter dem Erdhorizont beabsichtigte. Dann rückte man, nach ihm hin, die Erde ein, seine Arbeiter erstickend. Warf der Feind einen Berg auf die Festung, so war diese reichlich genug mit dem Ammoniak- und Knallsilber-Pulver versehen, um sich davon zu befreien, indem sein Schutt wieder auf der Feinde Häupter zurück geschleudert wurde. Diese hatten daher auch an Laufgräben zu denken, welche in der Tiefe Sicherheit gewährten.

*

Guido sah alle diese Anordnungen bewundernd. Sein Gemüt wurde entflammt, der Ruhm eine solche Feste einst glorreich zu verteidigen, oder glorreich einzunehmen, gewann einen hohen Reiz für ihn. Sein mathematischer, erfindungsreicher Kopf wusste auch von einer Menge Verbesserungen zu reden, die man am Geschoss, an den Minen und anderen Kriegsvorrichtungen gültig machen könnte. Gelino lobte dies feurige Umfassen eines hohen Gegenstandes, setzte hinzu, dass ihn leicht der Kaiser einst beim Heere beschäftigen könnte, und lobenswert müsse es dann sein, wenn er sich des hoffenden Vertrauens würdig

made. Bei dem allen sei aber nichts lebhafter zu wünschen, als dass die Völker des gesamten Erdbodens dem Beispiele jener von Europa folgten, und, ein Welttribunal zum Schlichten aller Streitfälle unter Nationen errichtend, die Kriege für ewig aufhoben.

Dies ist auch einer von Inis Gedanken, versetzte es Guido, aber wodurch soll er dann die Kraft zum Ruhm erwerben? Dann ist keine so hohe Gestalt mehr auszubilden, wie jene, die das Gemälde von Walhalla in Athen zeigt. Nur die Heldenseele prägt die erhabenste männliche Schönheit aus.

Auch die Seele des Tugendhaften, entgegnete sein Lehrer. Es gibt Feinde genug in der eigenen Brust zu überwinden, der Sieg über sie ist eben so glorreich, ja vielleicht noch mehr.

*

Die Reise ging jetzt zu der nördlichen Provinz hin, vor Zeiten das europäische Russland genannt. Man bediente sich dazu einen von den Frachtwagen, die südliche Erzeugungen dorthin, und nördliche nach den mittäglichen Gegenden brachten.

Zu dem Ende waren hier, wie meistens im ganzen Staate, herrliche Kunststraßen angelegt. Sie hatten eine Breite von zweihundert Schuhen, und waren in der Tiefe von fünfzig Schuhen, mit gestampftem Granit fest gerammt. Je mehr größere und kleinere Straßen der Art es schon gab, je leichter fiel es auch, deren neue zu bahnen und die Steine nach den Gegenden zu schaffen, wo sie mangelten.

Auf der Straße von Konstantinopel waren Wagen mit zwei Rädern gebräuchlich. Jedes Rad hatte aber einen Durchmesser von fünfzig Schuhen. Jede seiner Speichen bestand aus einem mächtigen Fichtenbaum, und war mit Eisen reichlich verstärkt. Die übrigen Teile hatten angemessene Verhältnisse. Durch die gewaltige Hebelkraft solcher hohen Räder ließ sich nun eine außerordentliche Last fortbringen. Die von mehreren Eichenstämmen zusammengefügte und mit zentnerschweren Eisenringen verbundene Achse hatte eine Breite von fünfzig Schuhen, und an dicken Ketten hing ein Rahmen im Gleichgewicht, etwa sechs Schuh von der Erde, über hundert Schuh lang, gegen dreißig breit, und gegen fünfzehn tief. Hierein wurde die ansehnliche Menge von Waren geladen, und die Kajüte diente Reisepassagieren zum angenehmen Aufenthalt, wie auch über den Waren ein Verdeck zum Lustwandeln eingerichtet war. Bäumchen auf Töpfen und Blumen gewährten einen lachenden Anblick und erhöhten das Vergnügen der Reisenden.

Die Art, in welcher die riesenhaften Karren gezogen wurden, hatte viel Einfachheit. Zwölf Pferde waren genug. Diese gingen einige hundert Schritte

voraus, an lange dicke Taue gespannt, welche von der Achse ausliefen. Die Räder gaben, wie schon bemerkt wurde, die mechanische Leichtigkeit.

Es versteht sich aber, dass die Kunststraßen horizontal fortliefen. Tiefen zu füllen und sich durch Höhen zu brechen, war ja auch nur ein unbedeutendes Werk, seitdem die Menschheit sich mit dem neueren Pulver vertraut gemacht hatte, das, außer in den gewaltigen Kriegen, noch so mannigfachen Nutzen in Sprengungen gewährte.

Was konnte angenehmer sein, als auf einem solchen, durch Pferde bewegten Rahmen, zu reisen. Zwar ging die Luftpost schneller, zwar konnten die Meeresfahrzeuge schwimmenden Palästen verglichen werden, allein hier genoss man doch die Erheiterung, stets die Landschaft und die Merkwürdigkeiten der Gegend zu sehen. Auch war die Sicherheit die vollkommener, was immer das Gemüt ruhiger lässt. Unfälle blieben nicht denkbar, da auf allen Stationen der Zustand des ganzen Wagens geprüft wurde, ob etwas Schadhafes hergestellt wurde. Das Schlimmste, was sich hätte ereignen können, wäre ein Durchgehen der Pferde gewesen. Aber dies hätte sie nur um so zeitiger an Ort und Stelle gebracht, denn aus der Bahn dieser Kunststraßen konnten die Tiere nicht entweichen. Sie waren zu beiden Seiten mit hohen Gittern eingeschlossen, und nötigenfalls schnitten die vorn reitenden Fuhrleute die Stränge ab.

Es ging immer in vollem Sprung. Auf jeder geographischen Meile befand sich ein Pferdewechsel, durch Schüsse und Flaggen zeitig benachrichtigt, in der Nacht durch Feuersignale. So war das Abschirren und Anspannen das Werk einer Minute, in der man auch einen Wasserstrom über die erhitzten Räder leitete, und sie inwendig mit einem schlüpfrigen Öle versah. Laternen brannten in der Dunkelheit zu beiden Seiten des Wegs. So kam man in vierundzwanzig Stunden gegen zwei geographische Grade weiter, aß, trank und schlief im Rahmen. Das einzige vorenthaltene Vergnügen blieb, dass man nicht die Städte und Dörfer sehen konnte, denn diese mussten die Kunststraßen umlaufen.

Nach einigen Tagen langte der Wagen in Moskau an, wo sich sogleich viele gierige Käufer zu den Südfrüchten drängten, welche er geladen hatte, und die meistens frisch überkamen.

Der Umfang, die zahlreichere Bevölkerung dieses Orts, seine großen Fabriken prägten die Eindrücke, welche nun Guidos Aufmerksamkeit fesselten. Die meiste Betriebsamkeit war auf die Anfertigungen für die Heere gegründet, welche in der Nachbarschaft in ihren Übungslagern standen. Hier waren die meisten Soldaten versammelt, teils der Grenze gegen Asien halber, teils, weil die raue Gegend sich zu ihrer Abhärtung eignete.

*

Mit der Werbung, Unterhaltung, Verfassung der Krieger, hatte es folgende Bewandnis:

Es galt die Regel, dass jeder europäische gesunde Jüngling sich ein Jahr lang an den Waffenplätzen einzufinden hatte. Nicht Geburt, nicht auserkorenes Gewerbe, gestatteten eine Ausnahme. Gegen das achtzehnte oder zwanzigste Lebensjahr, wurden sie in ihren Provinzen aufgerufen, und folgten dem Zuge zu den ihnen angewiesenen Lagern.

Sie zählten hier schon den Vorteil der Reise, und konnten bei ihrer Heimkehr sich mancher Erinnerung freuen, auch das Gesehene Merkwürdige auf ihren anderweitigen Lebensberuf nützlich anwenden.

Im Lager wurden sie zunächst geprüft, ob sie in den Erziehungsschulen der Heimat auch im Laufen, Ringen, Schwimmen, daneben im Gedächtnisrechnen und den ersten Elementen der Messkunde und Naturlehre unterrichtet wurden. Auch über ihre Religions- und Bürgermoral hatten sie Zeugnis abzulegen, und von Eltern und Lehrern, die Bescheinigung einer sorgsam und von gutem Willen begleiteten Anwendung der Jugend, einzureichen.

Fiel diese Prüfung zu ihrem Nachteil aus, war die Abweisung von der Ehre, einst das Vaterland zu verteidigen, die Folge. Hiermit war ein drückendes Abwenden der öffentlichen Achtung verbunden, kein Mädchen von Zartgefühl reichte einem solchen die Hand, nie durfte er hoffen, ein öffentlich Amt zu bekleiden. War es ein Fürstenson, sah er sich von der Erbfolge seines Vaters ausgeschlossen.

Diese harte Ahndung sowohl, als auch die Allgemeinheit guter Erziehung, woran auch der Unbemittelte Teil nehmen konnte, machten einen solchen Fall höchst selten.

Wurde dagegen der Rekrut angenommen, empfing er ein Kriegergewand und Waffen. Man teilte ihn einem Haufen zu und er bezog eine Lagerbaracke bei den erfahrenen Veteranen, welchen die Übung der Kriegsjugend oblag.

Hier wurde er im Fechten und Schießen geübt, musste fleißig Laufen, oder Lasten tragen, bei spärlicher Nahrung leben, den Schlaf entbehren, und sich immer bedeutenderen Ermattungen unterziehen lernen. Die strengste Moralität gebot in diesen Lagern, schon durch die ganze Lebensweise begründet, die keinem Gedanken an Befriedigung roher Sinnlichkeit Raum gab.

Nach einem halben Jahre ging er, von den Veteranen, zu seinem Haufen ins große Lager, musste nun den Dienst eines Fußsoldaten verrichten.

Beständig übte man hier, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, Witterung, Beschaffenheit des Bodens, oder Tag und Nacht. Die klugen Anführer ließen mehr in der Dunkelheit als bei der Tageshelle tätig sein, suchten absichtlich die schwierigen durchschnittenen Gegenden aus; nicht der strenge Frost, nicht der drückende Sonnenstrahl, nicht strömende Regengüsse machten eine Abänderung. Denn sie sagten: „Der Feind wird unsere Bequemlichkeit nicht ins Auge fassen.“

Auch bereiteten die militärischen Chemiker, deren einige jeder Abteilung zugeteilt waren, Säuren welche die Stickstoffe schnell aufhoben auf. So bekämpfte höhere Kunst die höhere Kunst.

Neben diesen Übungen musste das Fußvolk geometrische Märsche vollziehen, wodurch man Vorteile über den Feind gewinnen konnte, und was sonst dahin einschlug.

Ende des Dritten Kapitels des zweiten Büchleins.

Der Fluch

Eine Kurzgeschichte von Alexander Kaiser

Es war eine finstere, wolkenverhangene, mondlose Nacht. Die Welt erschien wie ein leerer Ort, bar jeglichen Lebens, bar jeder Seele. Einige alte, knorrige Bäume erhoben sich wie finstere Schatten aus der nahezu undurchdringlichen Finsternis, und ausgerechnet an einem dieser Bäume war das einzige Licht zu finden, das gegen diese fast greifbare Dunkelheit anzukämpfen schien. Um genau zu sein, es waren zwei Lichter. Beide waren orange, und sie blinkten in einem gemeinsamen, monotonen Rhythmus stoisch, ohne Unterlass. Sie gehörten zu einem alten Sportwagen. Etwas abseits, auf einer finsternen, schmierigen Straße, stand ein Hirsch. In seinem Leib hämmerte das große Herz vor Aufregung und Panik, aber die Augen waren leer und bar jeglichen Mitgefühls, als sich das doppelte, orange Blinklicht des antiken Porsches in ihnen brach. Dann wandte er sich ab und hetzte davon. Dies war nicht mehr sein Problem, und er musste auch nichts lösen.

Der Wagen hatte versucht, dem Hirsch, der unvermittelt über die Straße gelaufen war, auszuweichen. Dies hatte er auch geschafft, dem Tier war nichts passiert. Aber das Fahrzeug selbst, ein Porsche aus den Siebzigern, war dabei von der Fahrbahn abgekommen und gegen den Baum geprallt, eine alte, stattliche Eiche, die so spät im Herbst keine Blätter mehr trug. Die Frau war gefahren. Sie hatte getan, was sie konnte, aber es hatte nicht gereicht. Hätte sich der Mann ans Steuer gesetzt, der den Wagen gut kannte und diese Strecke schon oft gefahren war, wären sie vielleicht alle drei, Frau, Mann, Hirsch, mit dem Schrecken davon gekommen. So aber war es die Eiche geworden.

Eine Sekunde früher, und der Porsche wäre über das brache Feld rechts von der Straße geschliddert und dort beschädigt und nach einem Überschlag liegen geblieben. Eine Sekunde später, und der Sportwagen wäre am Baum vorbei ins gleiche Feld gerutscht, von dort auf einen Wirtschaftsweg gekommen, hätte sich einmal um sich selbst gedreht und wäre ohne eine große Beschädigung zum Stehen gekommen. Aber es war eben genau dieser Moment gewesen, dieser eine Moment. Und der hatte an den Baum geführt.

Der Wagen sah furchtbar aus. Er war seitlich gegen den Baum geprallt, hatte sich die Front mit dem Motorblock abgerissen. Ein Glück für den Mann, denn sonst wäre der tonnenschwere Koloss in den Fahrgastraum gedrückt worden und hätte ihm zumindest die Beine zerquetscht. Der gleiche Schlag aber hatte auch die Fahrerseite eingedrückt und der Frau einen traumatischen Schlag versetzt, der sie an Kopf, Schulter und Brustkorb schwer verletzt hatte. Hirn und Herz hatten beinahe sofort ausgesetzt, der Tod war so schnell eingetreten, als wäre ihr Leben nur die flackernde Flamme einer kleinen Kerze in einem Sturm gewesen. Der Mann hatte mehr Glück gehabt. Bis auf einem Anbruch des rechten Unterschenkels, einer Gehirnerschütterung und einer Menge blauer Flecken war er verschont geblieben. Jedoch war die Gehirnerschütterung die Folge einer kräftigen Bekanntschaft mit der Seitenscheibe gewesen, sodass er fast zwanzig Minuten lang bewusstlos war. Viel zu lange und viel zu spät, um noch überhaupt etwas für die Frau zu tun.

Als Conrad erwachte, tat er dies in der absoluten Finsternis der bleischweren Nacht. Nichts, nur die Ahnung des Warnblinkers, durchdrang die abgrundtiefe

Schwärze. Er ahnte mehr, als dass er wusste, wo er war und was passiert war. Er wollte sprechen, aber anstatt Worte kam nur ein abgrundtiefer Husten aus seinem Rachen, der irgendetwas Schleimiges mit sich beförderte. Er rang nach Atem, kämpfte um die Luft, und dann war der Hustenreiz vorbei.

„Eileen?“, fragte er in die Dunkelheit. „Eileen?“ Er tastete um sich, drehte Regler und drückte Tasten, aber der Wagen schien tot bis auf das orange, rhythmische Blinken. Nach und nach verstand er, was passiert war. Wie sie ihn getriezt hatte nicht zu fahren, weil das sicherer war, denn sie hatte nichts getrunken, sein Widerspruch, es wären nur vier Bier in drei Stunden gewesen, der unerhört verhallt war, die Fahrt über die dunkle Landstraße über einen Abschnitt an Einsamkeit, den man in diesem Land erst einmal finden musste. Dann der große Schatten in der Dunkelheit, der sich als kapitaler Hirsch erwies, der natürlich genau dann über die Straße rennen musste, als er von den Scheinwerfern erfasst worden war, Eileens Versuch, auszuweichen, dann war der große Baum wie ein riesiger Unheilsbote aus der Schwärze aufgetaucht, und dann... Dann war die Schwärze auch in seinen Verstand gekrochen. „Eileen?“, fragte er nun fast panisch.

Ein Licht traf ihn ins Gesicht. „Leben Sie noch, Mann?“, rief jemand.

Er blinzelte in das Licht. „J-ja. Bitte, wie geht es meiner Frau?“

„Ich bin kein Ersthelfer, ich kann sowas nicht. Aber ich habe Notarzt und Feuerwehr gerufen. Die werden gleich hier sein, Mann. Sie sieht ganz friedlich aus, so als wenn sie nur schlafen würde.“

Conrad hätte nicht sagen können, was genau es war, aber diese Worte griffen nach seinem Herz wie Krallen aus Eis. Es war dieser Moment, in dem er bereits wusste, was er eigentlich mit aller Gewalt von sich schieben wollte, bis an den Rest seines Lebens: Sie war tot.

Stunden später, nachdem der Notarzt eingetroffen war, nachdem die Polizei den Unfallort gesichert gewesen war, nachdem man ihn aus dem Wrack befreit hatte, das einst ein gut erhaltener Porsche gewesen war, nachdem Notarzt und Sanitäter wirklich rührend um das bereits erloschene Lebenslicht seiner Frau gerungen hatten, saß er hier, neben ihrer aufgebahrten Leiche, das angebrochene Bein geschient und die anderen Verletzungen so weit versorgt, wie er es zugelassen hatte, auf ihrer Liege und starrte sie an. Sanft strich seine Rechte über ihr Antlitz. „Eileen“, hauchte er. „I-ich habe immer Trost darin gefunden, dass ich älter bin als du. Ich habe mir immer gesagt, dass ich vor dir sterben werde, und dass du noch viele gute Jahre haben wirst, wenn ich nicht mehr da bin. Ich wollte das nicht. Es sollte nicht so kommen. Ich bin älter als du. Ich sollte vor dir gehen.“

„Meinst du das ernst?“, fragte eine Stimme, die merkwürdig in seinen Ohren klang, so als ob jemand alle Worte, die er sprach, in Großbuchstaben formulierte.

Conrad fuhr herum. Er ersparte sich sämtliche Fragen, die ihm auf der Zunge lagen, nach dem wer, was, wie und warum. Stattdessen sagte er: „Ja. Ich meine das ernst. Ich sollte hier liegen, und sie sollte leben. Wenn es mir möglich wäre, würde ich mit ihr tauschen.“

Die Person, die in Großbuchstaben sprach, trat näher heran. Sie war Mann, sie war Frau, sie war jung, sie war alt. Sie war schön, sie war hässlich, sie erschien natürlich, sie erschien aufgedonnert.

„Es ist möglich, dies zu ändern“, sagte die Gestalt. „Du kannst mit ihr tauschen, Conrad.“ Das fremde Wesen, sah ihn an, der Blick war freundlich, das Lächeln ansehnlich, aber tief in den Augen lag etwas, das er nicht definieren konnte. Licht? Finsternis? Beides?

„Dann will ich mit ihr tauschen.“

„Bist du dir da sicher? Denkst du, sie ist stark genug, um deinen Tod zu verkraften? Ich habe absolut keine Lust, später vor ihr zu stehen und sie mich

bitten hören, mit dir zu tauschen.“ Die Gestalt seufzte. „Nicht schon wieder, meine ich.“

„Was?“

„Du hast richtig gehört. Ihr habt dies schon einmal erlebt. Du bist gefahren, du hast den Hirsch mitgenommen, weil du gedacht hast, auf diese Weise könntest du euch beide davor bewahren, gegen einen Baum zu fahren, oder euch auf einem Feld zu überschlagen. Stattdessen kam der Hirsch durch die Windschutzscheibe und hat dich mit seinem Geweih aufgespießt. Du warst nicht sofort tot. Eine halbe Stunde hast du noch gelebt, bevor du ausgeblutet und gestorben bist. Daraufhin hat deine Frau hier gesessen, dich betrachtet und sich gewünscht, mit dir tauschen zu können. Bist du sicher, dass sie sich das nicht erneut wünschen wird?“

„Habe ich es mir schon einmal gewünscht?“, fragte Conrad.

„Ah, ein Profi. Ich liebe es, mit Profis zu arbeiten. Nein, Conrad. Dies ist dein erstes Mal. Also, was denkst du? Wird sie wieder mit dir tauschen wollen?“

Er betrachtete ihr Gesicht, das, halb zerschlagen und zerquetscht, noch immer ihr Gesicht war, das schönste Gesicht, das er je gesehen hatte, obwohl viele, die heute seine ehemaligen Freunde waren, ihn hatten überzeugen wollen, sich „was hübscheres fürs Geld zu besorgen“.

„Ich weiß es nicht. Aber wenn ich mit ihr reden kann, werde ich sie überzeugen“, versprach er.

„Dann bleibt nur noch ein Problem“, sagte das Wesen. „Du kannst mich übrigens bei meinem Namen nennen, wenn du möchtest.“

„Gott? Thor? Bhaal?“

„Ein belesener Mann. Nein, nenne mich Ain.“

„Ain.“ Conrad betrachtete den Fremden. „Was ist das für ein Problem?“

„Es geht um sie und ihre Zukunft.“ Ain lächelte, aber es war kein frohes, freundliches Lächeln. „Conrad, bist du dir sicher, dass du Eileen deine restlichen fünftausendsechshundertzwölf Lebensjahre schenken willst? Bist du sicher, sie hält ein solch langes Leben durch?“

Conrad war, als fiel er in ein tiefes Loch ohne Boden. So musste es sich anfühlen zu sterben, so und nicht anders. Ein ewiger Sturz, der sofort wieder vorbei war, ohne jedoch je zu enden. „Fü... Fünf...“

„Fünftausendsechshundertzwölf Jahre. Das ist deine Lebensspanne. Plus fünf Monate, drei Tage, elf Stunden und vier Minuten. Die Sekunden erspare ich dir. Es ist etwas kompliziert, und natürlich kann dein Leben früher enden, aber es sollte erst nach dieser Spanne vorbei sein. Bist du sicher, Eileen erträgt solch ein langes Leben?“

„Aber... aber... aber... Warum?“, stammelte Conrad.

„Warum du so lange leben sollst?“ Ain zuckte die Achseln. „Das hat nichts mit Schicksal zu tun, nichts mit Göttern, nichts mit irgendwas, das euch Menschen als Krücke dienen würde, damit ihr bestimmte Zusammenhänge versteht. Es ist einfach so. Mit anderen Worten: Du bist unsterblich. Was du daraus machst, was du in deiner Lebenszeit anstellst, ob du dein Leben bis zum natürlichen Ende lebst oder es frühzeitig zu beenden trachtest, das ist absolut deine Sache.“ Ain deutete auf den geschundenen Leib der Frau. „Oder ihre Sache.“

„Ich verstehe nicht. Menschen werden achtzig Jahre alt im Durchschnitt, wenn sie lange durchhalten, hundert oder mehr. Wie soll ich fünftausend Jahre leben können?“

„Und sechshundertzwölf.“

„Das ist Erbsenzählerei. Sag mir, wie kommst du auf diesen wahnsinnigen Wert? Kannst du die Zukunft sehen?“

Ain lächelte, und es war genauso furchterregend wie freundlich erhebend. „Nein, ich kann die Zukunft nicht sehen, denn das würde sie automatisch verändern. Aber... Manchmal erinnere ich mich an die Zukunft.“

„Du erinnerst dich an die Zukunft?“

„Ja.“ Ain legte die Hände auf den Rücken und begann, ein wenig im Raum auf und ab zu gehen. „Du musst zuallererst verstehen, wer ich bin. Oder vielmehr was ich bin. Genau wie du bin ich unsterblich. Ich habe jetzt sechstausend Jahre gelebt, und ich spüre, dass meine Spanne zum Ende kommt. Ich habe vielleicht noch dreihundert, eventuell vierhundert Jahre, wenn ich Glück habe. Und es ist ein Glück gewesen, so lange zu leben.“ Sein Lächeln wurde wehmütig, und nichts daran war zwitterhaft mit einer zweiten Emotion verwoben. „Und nein, bevor du fragst, ich habe dich nicht ausgesucht, damit du der neue Unsterbliche wirst, der nach mir kommen wird. Ich habe hierher gefunden, weil du es bereits bist. Du... oder sie.“

„Das ist ein...“

„Ein Schauspiel der Natur. Ein Mechanismus, der in den Genen jedes Menschen steckt. Es ist ein wenig, ah, wie mit einem Bienenvolk. Jede Arbeiterin kann eine Königin werden, aber nur eine kann es dann tatsächlich auch sein. Bei Menschen ist es ungleich komplizierter, aber ich bin nicht hier, um dir das zu erklären.“

„Vielleicht solltet ihr aufhören, dieses Thema zu besprechen, ohne Eileen zu beteiligen“, erklang eine zweite Stimme. Ein weißer, finsterer, durchsichtiger, dickwandiger Nebel waberte in den Raum. Er platzierte sich neben der Bahre.

„Erwache, Kind.“

Und dies tat sie. Mit einem lauten Schrei. „DAS TUT WEH!“

„Entschuldige, Kind. Ich wollte nicht, dass du Schmerzen hast.“ Die Wolke umfloss Eileen, und sofort wurde sie ruhiger.

Als sich das Gebilde entfernte, setzte sich die junge Frau auf. Ihr Blick ging zu Conrad. „Du bist erstaunt, mich wieder am Leben zu sehen. Du freust dich, aber du hast auch Angst, weil hier etwas geschieht, was dir unbekannt ist, was dir unmöglich erscheint.“

„Hör auf, wieder so herumzuklugscheißen“, schluchzte er und nahm sie in die Arme.

Das verwunderte sie, und nur zögerlich umarmte sie auch ihn. „Das ist nicht fair“, murrte sie, Tränen in den Augen. „Das ist einfach nicht fair. Ich wollte es kalt und schnell haben. Abrupt. Ich wollte nichts fühlen müssen.“

„Dafür ist es zu spät, Kind“, sagte die Wolke.

Ain gesellte sich zu ihr. „Du solltest gar nicht hier sein, Meri“, tadelte er.

„Ich konnte nicht länger ansehen, wie ihr euch verliert, ohne Eileen eine Stimme zu geben. Das war falsch von dir.“

Der Getadelte wehrte ab. „Ich hätte sie schon noch beteiligt. Aber zuerst muss Conrad verstehen, was er hier verlangt, und was er Eileen abverlangen will.“

„Das ist einerseits gut, andererseits aber auch schlecht, schlecht von dir, Ain.“ Die Wolke wurde dichter, dann wieder flüchtiger, leuchtete von innen und strahlte doch Dunkelheit aus. „Wie ich schon sagte, ich will Eileen beteiligen.“

Conrad löste sich von seiner Frau, aber die wollte ihn nicht wieder loslassen. Es dauerte einige Zeit und viel gutes Zureden, bis sie die krampfenden Hände um seinen Rücken wieder löste. Er strich über ihre unverletzte Wange und lächelte wie ein Idiot. „Wir werden wieder tauschen“, sagte er entschlossen. „Du sollst leben, und ich werde sterben, so wie es zuerst passiert ist.“

„Nein. Nein, Conrad, das wirst du nicht tun! Ich habe mich entschlossen, dass ich gehen werde! Du sollst leben!“ Ihre Stimme klang befehlend und hartnäckig.

„Hast du Angst vor den fünftausend Jahren?“, fragte er. „Und

sechshundertzwölf“, sagte Ain.

„Fü... fünftausend Jahre?“, haspelte die Frau. „Was? Aber... was?“ Ihr Blick ging zu Ain und Meri. „Was wird hier gespielt? Wo sind wir da reingeraten? Meri? Ain?“

„Es ist wahr“, sagte die Wolke. „Conrads künftige Lebensspanne sind fünftausendsechshundertzwölf Jahre. Und diese Lebenszeit will er dir überlassen. Dabei übersieht er vollkommen die Tatsachen, die ein solch langes Leben mit sich bringen wird.“ Obwohl die Wolke keinen Körper hatte, sah es so aus, als lege sie den Kopf schräg. „Als wir das erste Mal hier zusammen standen, Eileen, nach dem ersten Unfall, stellte sich für uns keine Frage nach der Lebensdauer, denn du hattest zwar stattliche einhunderfünfzig Jahre vor dir, aber keine fünftausend.“ Die Wolke wandte sich Ain zu, mit warnendem Ton in der Stimme, und dieser verkniff sich eine Ergänzung.

„Jetzt aber will Conrad dir sein Leben geben. Und das bedeutet, dass du fünftausendsechshundertzwölf Jahre leben wirst. Warum ist das so? Weil es, seit es Menschen gibt, immer einen Menschen gibt, der Tausende von Jahren alt wird. Ein Wesen, das Wissen und Erfahrung anhäuft und die Menschheit begleitet, und, wenn er es kann, verhindert, dass sie sich in der Zeit verliert, und stattdessen dafür sorgt, dass sie auch morgen noch existiert. Diesen Unsterblichen gab es immer und wird es immer geben. Manchmal gibt es mehrere zugleich, manchmal nur zwei, manchmal nur einen. In meiner Lebensspanne gab es fünf andere Unsterbliche, aber drei ertrugen die Lebenslast nach eintausend Jahren nicht mehr, und zwei töteten sich gegenseitig aus Eifersucht darüber, nicht einmalig zu sein. Ach, und dann gibt es natürlich noch den hier.“ Die Wolke sprach von Ain, und alle drei wussten es.

„Was das diffuse Ding da erklären will“, sagte Ain mit rollenden Augen, „ist, dass Ihr eine Zeitreise machen werdet. Derjenige von euch, der letztendlich leben wird, erlebt die kommenden Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende Tag für Tag, Morgen für Morgen, Stunde für Stunde. Und auf diesem Pfad in die Unendlichkeit sieht er Generationen von Menschen heranwachsen und wieder vergehen, ihre Nachkommen groß und bedeutend werden und wieder vergehen, dann die Enkel, die Urenkel, und, und, und... Generation auf Generation wird er oder sie leben, während rund um einen alles wieder vergeht, und nichts für die Ewigkeit gemacht zu sein scheint. Es kann passieren, dass jeder einzelne Tag zur Last wird, der Moment, in dem man sich aus dem Bett quält jener Moment ist, an dem man am liebsten sterben möchte, weil man alleine durch die Zeit eilt und sich alles wieder und wieder und wieder wiederholt, wie ein nicht enden wollendes Mantra. Und manche Unsterbliche beenden ihre Leben dann auch an einem solchen Morgen.“

Meri räusperte sich, und es war ein lautes, aber angenehmes Geräusch, das Aufmerksamkeit forderte. „Aber es ist auch ein Wunder und ein Segen. Man sieht Menschen kommen, die man sonst nie kennengelernt hätte, man erlebt die Wunder, welche die Zukunft bereithält, man ist am Glück ganzer Generationen beteiligt, und auch an ihrer Trauer, denn das Werden und Vergehen ist das Natürlichste, was es gibt, und ihm liegt eine Schönheit inne, die zu sehen, über die vielen Jahrhunderte, eines der größten Dinge ist, die man erleben darf. Stellt euch einen Freund vor, der vor fünfhundert Jahren zu Asche zerfallen ist... Und dennoch ist da sein Urgroßenkel, der das tut, was auch sein Vorfahr tat, ein Leben lebt und dies so gut er kann auskostet. Zu vergehen ist nicht schlecht, es ist Teil des Ganzen, genau wie der Anfang. Und auch wenn es traurig ist – das soll es auch sein. Denn wäre das Leben ein einziges Freudenfest, wäre es in seiner Last überhaupt nicht zu ertragen. Erst die Trauer lässt uns begreifen, welch kostbares Geschenk das Leben ist, und wie unendlich viel kostbarer die Unsterblichkeit ist.“

Die beiden, Ain und Meri, schwiegen nun. Conrad und Eileen sahen einander an.

Ein zynischer Zug ging um den Mund der Frau. „Altert man als Unsterblicher weiter? Ich meine, was nützt einem ein so langes Leben, wenn man als ausgetrocknete Mumie herumlaufen muss?“

„Das ist eine gute Frage“, lobte Ain. „Der Schlüssel zur Unsterblichkeit ist die Reproduktion der Zellen. Es gibt einen Mechanismus in jeder Zelle, der auf Abnutzung beruht. Nachdem aus Spermien und Eizellen neues Leben entstanden ist und anhand der DNS-Baupläne ein neuer Körper geschaffen wurde, tickt in jeder der neu entstandenen Körperzellen ein Schlüssel, eine Art Uhr. Mit jeder Zellteilung geht diese Uhr ein Stück weiter, und je weiter sie kommt, desto schlechter wird die Reproduktion der Zellen. Irgendwann einmal ist die Uhr dann abgelaufen, und die Zellen teilen sich nicht noch einmal. Dies ist der Zeitpunkt kurz vor dem Tod. Wir Unsterblichen haben diesen Schlüssel nicht. Unsere Zellen teilen sich ewig fort, und das immer in der bestmöglichen Qualität.“

„Das ist gelogen, und das weißt du auch“, tadelte Meri. „Auch wir haben diese Schlüssel, aber sie nutzen sich nicht ab. Oder vielmehr fast nicht. Und dieses „fast“ ist es, das dazu führt, dass wir doch einmal sterben müssen.“ Die Wolke dachte nach. „Dürfen. Denn vergehen zu können ist ein Privileg. Dies liegt für uns in der Zukunft, weiter als bei normalen Menschen, aber es steht uns bevor.“

„Und ich habe diesen besonderen Schlüssel?“ Conrad fuhr sich durch die Haare. „Ich dachte bisher, ich sehe deshalb so jung aus, weil ich gute Gene habe. Ich wusste nicht, wie recht ich damit habe.“

„Das ist so korrekt, man möchte es niederschreiben“, spöttelte Ain.

„Aber wenn es in Conrads DNS ist, wie soll ich es denn bekommen können?“, fragte Eileen. „Das ergibt keinen Sinn.“

„Es ergibt für dich keinen Sinn, Eileen“, sagte Meri. Die Wolke waberte heran und umschlang sie für einen Moment, bevor sie sich wieder zurückzog. „Genauso wie dieser Moment, den du mit Ain und mir und Conrad teilst, eigentlich unmöglich sein sollte, während du seit Stunden tot bist und dein Gehirn wegen Sauerstoffmangel eigentlich vollkommen verödet und abgestorben ist. Und nicht zuletzt erlebst du dies hier zum zweiten Mal, und das wieder im exakt gleichen Zeitraum. Nur, weil du es dir nicht erklären kannst, heißt das nicht, dass es unmöglich ist. Schließlich steckst du mittendrin, in der Unmöglichkeit. Es gibt Wege und es gibt Möglichkeiten. Das ist so sicher wie die Großen Pyramiden in Gizeh.“

Ain sprach weiter. „Wichtig ist, dass einer von euch beiden diese Reise durch die Zeit antritt. Einer von euch beiden muss unsterblich werden. Warum, fragt ihr euch? Nun, es ist das Privileg der Unsterblichen, Wissen anzuhäufen, Erfahrung, auch Vermögen. Es wird erwartet von einem Unsterblichen, dass er die Menschheit mit diesen Gaben führt und geleitet, damit sie sich weiter entwickeln kann, dass er verhindert, dass sie erlischt. Ihr habt beide die Veranlagung dafür, großartige Ratgeber für die Menschheit zu sein. Ihr seid beide gleichermaßen dazu geeignet, sie in eine utopische Zukunft zu führen. Es gibt andere Unsterbliche in dieser Generation, aber sie sind... schlecht. Sie werden das Gegenteil tun. Sie werden die Menschheit in den Untergang stürzen. Es gibt sie immer wieder, diese eigensüchtigen, selbstbezogenen Scheiß egal außer mir-Menschen, die unsterblich werden. Jemand muss sich ihnen entgegenstellen, jener Einfluss sein, der die Menschheit in das Weiterleben führt, nicht in die Auslöschung. Dies ist eine Aufgabe, die ihr beide bewältigen könnt. Ihr habt die Kraft, die Fähigkeiten, und ihr werdet die Zeit haben. Aber dafür müsst ihr auch etwas geben, nämlich eine Antwort: Wer soll sterben, und wer soll leben, Conrad, Eileen?“

Zweifelnd sahen die beiden Menschen zu den Unsterblichen herüber. Dann sahen sie einander an. Sie ergriffen sich an den Händen, falteten sie ineinander. „Ich will

das nicht“, hauchte sie. „Nicht ohne dich.“ „Ich will auch nicht ohne dich sein“, sagte er mit brüchig klingender Stimme.

„Einverstanden“, sagte da Ain.

Sie fuhren herum zu dem Wesen mit den vielen Erscheinungsformen.

„Einverstanden, was?“

„Einverstanden. Ihr wollt zu zweit durch die Ewigkeit gehen, und das halte ich für eine wirklich gute Idee. Alles, was ihr dafür tun müsst, ist, euch die fünftausendsechshundertzwölf Jahre zu teilen.“

„Das geht?“, fragte Eileen erschrocken.

„Nun, wir haben diese Lösung bisher nicht in Betracht gezogen“, sagte Meri, „aber ja, wenn ihr beide einverstanden seid, dann geht das. Dann wird nicht einer die ganze Zeitspanne leben, die Conrad noch hat, sondern ihr zwei lebt zusammen seine halbe Lebensspanne.“

Das Glück, das beide in diesem Moment überwältigte, war so fassbar, so greifbar, dass es den Raum zu erfüllen schien. Eileen und Conrad ließen einander' Hände fahren und umarmten sich erneut. Dann küssten sie sich lange und gierig, und Conrad sagte: „Ich will mit dir unsterblich sein.“

Eileen lachte ihre Tränen fort und sagte: „Und ich will mit dir unsterblich sein.“

„Dann ist es beschlossen“, sagte Meri. Sie waberte auf, umschloss die beiden, und dann... Dann war der Raum leer.

Der Porsche fuhr mit voll aufgeblendetem Fernlicht über die einsame Kreisstraße. Wolken verdunkelten den Himmel, kein Stern und auch kein Mond waren zu sehen. Beinahe wie Tinte breitete sich die Dunkelheit dieser Nacht aus. Sie fuhren bereits eine längere Zeit, und es würde auch noch etwas dauern, bis sie Zuhause waren. Eileen fuhr, und Conrad saß auf den Beifahrersitz.

Plötzlich legte er ihr eine Hand auf die Schulter. „Brems.“

Eileen fragte nicht lange nach und bremste den Wagen. Dabei trat sie das Pedal nicht durch, sondern sie bremste bedächtig ab. Der Wagen wurde langsamer und blieb endlich stehen. Als die Sportmaschine stand, kletterte ein großer, stattlicher Hirsch über die Straße, sah ins Licht der Scheinwerfer und war mit zwei weiteren Sprüngen über die Fahrbahn. Auf der anderen Seite der Straße begann er in aller Seelenruhe, Gras abzurupfen und zu fressen.

Eileen und Conrad wechselten einen langen Blick. Seine Hand kam von ihrer Schulter und legte sich auf ihre Rechte, die noch immer auf dem Steuerknüppel lag. „Wir gehen gemeinsam durch die Ewigkeit.“

Ihr Lächeln machte ihr Gesicht so schön wie noch nie. „Nur gemeinsam. Wir beide.“

Eileen legte den ersten Gang ein und drückte mit dem rechten Fuß aufs Gaspedal.

„Langsamer, vielleicht. Wir haben ja Zeit.“

„Wir haben jetzt zweitausendachthundert Jahre“, sagte Conrad nickend. „Wir hätten fragen sollen, ob wir uns fortpflanzen können.“

Sie sah ihn zweifelnd an. „Willst du dich denn fortpflanzen und vielleicht deinen Kindern beim Sterben zusehen müssen?“

„Wir würden auch unsere Enkel, unsere Großenkel und unsere Urgroßenkel sehen können, und das ist es vielleicht wert.“

Eileen schaltete einen Gang höher, der Wagen beschleunigte, aber moderat, angepasst an die Unfallgefahr und die Schwärze der Nacht. „Wir werden darüber reden müssen.“ Dann war der Porsche fort, und kurz darauf war auch das rote Licht der Rücklichter zu schwach, um noch gesehen werden zu können.

Der Hirsch aber hörte auf zu grasen. Er verschwand, und an seiner Stelle erschienen zwei Menschen, eine Frau und ein Mann. Der Mann spuckte Gras aus.

„Nächstes Mal bist du das Vorderteil, und ich bin das Hinterteil, Meri.“

„Was auch immer“, erwiderte die Frau, aber ihr breites Grinsen entlarvte die stoische Antwort als Schelmerei. Sie sah in die Richtung, in der der Porsche auf der Landstraße verschwunden war. Ain und sie würden Eileen und Conrad schon sehr bald wiedersehen. Und dann würde das neue Leben der zwei und ihre große Aufgabe beginnen.

Ain schien das Gleiche zu denken. „Unsere Zeit ist damit um, denkst du nicht?“

„Unsere Ära, meinst du.“ Sie lachte, und es klang ein wenig traurig, aber auch erfrischend. „Als wir unsere Leben begonnen haben, unsere Mission, da erschien es uns das Beste, die junge Menschheit wie auf einem Wetzstein zu schärfen, weißt du noch?“

„Bah“, machte Ain. „Sie hätten auch ohne uns Konflikte geführt und Kriege ausgetragen.“

„Schon. Aber wir haben es gefördert. Wir haben Rom als Weltmacht vernichtet, als es die Menschheit ins Dunkel zu führen drohte, wir haben das China des Ersten Kaisers zerschlagen, damit die Konflikte Kriegskunst und Wissenschaft auf neue Stufen bringen.“

„Wir haben aber auch die Aewaga-Kultur vernichtet, als sie halb Zentralafrika im Zerstörungsrusch vernichtet hat, und das hunderte Jahre vor dem Aufstieg Roms zum Imperium“, erinnerte Ain.

„Dennoch standen wir immer für den Konflikt als Motor der Evolution des Menschen. Aber jetzt, sechstausend Jahre später, bestehen wohl keine Ängste mehr, die Menschheit könnte so leicht aussterben.“

„Außer durch einen Atomkrieg“, sagte Ain.

„Den wir verhindert haben. Dreimal“, erwiderte Meri.

Der Mann nickte zu ihren Worten. „Ja, das haben wir.“

„Jedenfalls ist jetzt ein Punkt erreicht, an dem wir nicht mehr darum kämpfen müssen, dass das Licht der Menschheit nie mehr erlöscht. Nun ist es an der Zeit, sie von den Konflikten und Kriegen wegzuführen, sie die Zukunft friedlich erforschen zu lassen. Und diese beiden sind dafür die richtigen Kandidaten.“ Die Frau lächelte verschmitzt. „Denkst du, sie werden es merken?“

Ain lachte leise auf. „In zweitausendachthundertundsechs Jahren werden sie es auf jeden Fall merken. Aber die beiden sind schlau. Sie werden früher wissen, was wir getan haben. Und warum wir es getan haben.“ Sein Blick ging in eine Ferne, die kein Mensch zu durchschreiten vermögen sollte. „Wir haben es so oft gesehen, dass man die Unsterblichkeit am besten zu zweit durchwandern sollte, dass man Glück und Leid auf zwei Rücken verteilt, dass man einander braucht, um diese Reise durch die Zeit meistern zu können.“ Ain lächelte und ergriff Meris Rechte.

„Die beiden werden eine sehr viel friedlichere Zukunft erschaffen. Sie werden auch dafür sorgen, dass eine Menschheit diese Zukunft betritt, die auch dafür bereit ist. Und wir werden ihnen dabei helfen.“

„Nur, wenn sie es wollen“, sagte Meri tadelnd. Sie zog an seiner Hand, ließ ihn einen Schritt auf sich zu kommen, und wandte sich dann um, Ain hinter sich. Beide verschwanden in der Finsternis, als hätte es sie nie gegeben.

NEBULAR

Episode 1

Die große Science Fiction Serie von Thomas Rabenstein

Ein Interview mit Thomas Rabenstein, geführt von Marc Schneider.

DER AUTOR



Thomas Rabenstein ist seit 2011 freier Autor der Science Fiction Serie Nebular, die er unter dem Label „SciFi-World Medien“ selber herausgibt.

Geboren am 15.03.1963 in Hof an der Saale.

Neben seinem Hauptwerk, der Science Fiction Serie Nebular, hat Thomas noch weitere Romane veröffentlicht:

- Osminda
- Tohil - Metamorphose
- Tohil - Jäger und Gejagte
- 2030 - Bist Du bereit für die Welt von Übermorgen?
- 2030 - Der Elevator
- 2030 - Die fünfte Kraft
- 2030 - Die ganze Geschichte (Sammelband)
- Der goldene Frieden: Die verlorenen Jahrhunderte (Perry Rhodan Storys)

Thomas Rabenstein ist seit 2011 freier Autor und Selbstverleger. Alleine verfasst er die derzeit 65 Episoden umfassende Science Fiction-Serie Nebula. In der Serie beschreibt er eine mögliche zukünftige Menschheitsgeschichte, die gar nicht so weit von unserer Heutigen entfernt ist und im Jahr 2112 beginnt.

Für das World of Cosmos hat er sich bereit erklärt, ein wenig aus dem Astronautenstauraum über seine Serie zu plaudern.

Hallo Thomas. Zunächst vielen Dank für Deine Bereitschaft uns Deine umfangreiche Serie ein wenig näher zu bringen. Gib uns doch bitte einen kurzen Überblick über Nebular!

Herzlichen Dank für die Gelegenheit, ein wenig über die Serie zu plaudern. Aber wo fange ich am besten an? Bisher sind 65 Einzelromane erschienen, die ich für meine Leser, je nach persönlicher Neigung als Einzelepisoden, Sammelbände oder Großsammelbände herausgebe.

Ursprünglich, von Filmen und Romanen abgeschreckt, die vorwiegend Dystopien erzählten, war ich darauf aus, positive Science Fiction zu schreiben. Natürlich gehören Rückschläge, Niederlagen und Katastrophen zu einer Erzählung und der Dramaturgie dazu, aber sie bilden bei mir nicht den roten Faden, der die



© SciFi-World Medien

Rahmenhandlung bestimmt. Auch Konflikte sind Teil der Serie, wobei ich stets versuche, Raumschlachten im Stil der Military-SF zu vermeiden. Mir gefallen eher Geschichten, in denen nicht viel geschossen wird, sondern ein paar Helden über sich hinauswachsen, und Probleme mit schlaun Ideen lösen. Allerdings scheitern und sterben diese gelegentlich auch. Ich habe die Serie bewusst nicht auf eine Leitfigur zugeschnitten, es gibt keine geschützten Charaktere. Zwar tauchen bestimmte Akteure über längere Zeiträume auf, es kommt aber innerhalb der Handlungsabschnitte zu einem Generationswechsel. Momentan veröffentliche ich dreisprachig. Nebular erscheint in Deutsch, Französisch und Englisch. Ich bin auf der Suche, weitere Übersetzungsteams zu finden, die sich solch einer Mammutaufgabe stellen möchten.

In welches Untergenre der ScienceFiction sortierst Du Nebular ein? Hard-SF, SpaceOpera?

Wie ich zuvor schrieb, bedient Nebular sicher keine Fans von Dystopien oder Military-SF. Hard-SF bedingt, wobei technologische Kernthemen nicht dominieren. Die Serie ist eher wissenschaftlich orientiert, greift aktuelle Themen der Astronomie auf und strickt daraus eine fiktive Erzählung.

Leser die Space Opera mögen, Weltraumforschung, fremde Spezies und Zivilisationen, Zeitreisen und übergeordnete kosmische Wunder, die gehören sicher zu meinem Zielpublikum. In Nebular wurde von Anfang an (1999) ein modernes Sonnensystem beschrieben, mit Zwergplaneten und Monden, wie man sie aus der Astronomie kennt. Wann immer möglich, setze ich reale Sterne und Exoplaneten in die Geschichte ein, um Handlungsschauplätze zu generieren, so wie im letzten Roman (65) Proxima Centauri.



© SciFi-World Medien

Wie bist Du auf die Idee für die Serie gekommen? Derzeit gibt es 65 Bände. Hast Du von Anfang an geplant, dass sie so lange läuft oder hat sich dies mit der Zeit erst so ergeben?

Angefangen hat alles im Jahr 1999, als ich wie viele Hobbyastronomen auf die totale Sonnenfinsternis wartete. Extra einen Tag Urlaub eingereicht, das Fernrohr auf der Terrasse aufgebaut ... und dann war der Himmel bedeckt. Frustriert, das Ereignis nicht beobachten zu können, hab ich mich entschieden zu lesen. Der Roman, Teil einer Serie (die ich nicht erwähnen möchte), erzählte eine Dystopie, die meine Stimmung an dem Tag nicht verbesserte. Ich fing an ein paar Gedanken über eine eigene Romanserie niederzuschreiben, aus denen schließlich die Nebularserie wuchs. Unerfahren wie ich war, fielen die ersten Schreibversuche eher mäßig aus. Ich hatte zwar bereits Kurzgeschichten veröffentlicht, aber eine Serie zu gestalten, mit Episoden in Romanlänge, war eine neue Herausforderung. Zuerst unterliefen mir alle Anfängerfehler, die einem passieren, wenn man sich naiv ans Werk macht. Nach einigen Rückschlägen entschloss ich mich für einen radikalen Schnitt, um die Arbeit als Selfpublisher ernsthafter, strukturierter und konsequenter anzugehen. Ich besuchte Schreibseminare, führte Lektorat und Korrektorat ein, und versammelte ein Team von Mitstreitern. 2011, mit dem Start von Amazon KDP in Deutschland, fiel der Startschuss als selbstverantwortlich publizierender Autor zu arbeiten. Bis heute hab ich den Schritt nie bereut. Die Serie war von Anfang an für 100 Einzelromane geplant. Mit wenigen Anpassungen steht der Plan noch so, wie ursprünglich skizziert.

Kann man die Serie in Handlungsabschnitte unterteilen?

Ja, die gibt es. Die ersten 30 Bände erzählen von einer bedrohlichen kosmischen Gefahr, die gleich galaktische Dimensionen annimmt, an die der Leser aber behutsam herangeführt wird. Bisher umfasst das von mir entwickelte Rahmenexposé vier Handlungsabschnitte:



© SciFi-World Medien

- 1: Die Große Erschütterung (Episode 1-30)
- 2: Die tachyonische Ära (Episode 31-49)
- 3: Der Äonenkrieg (Episode 50-69)
- 4: Neurotim und Andromeda (70-99)

Innerhalb der Serie greifen viele Handlungsebenen ineinander. Es gibt Autoren die sind sogenannte Entdeckungsschreiber und dann welche, die Planen alles akribisch voraus. Wozu gehörst Du? Wie gehst Du bei Nebular vor?

Kolleginnen und Kollegen, die eine Serie als Entdeckungsschreiber angehen, haben meinen höchsten Respekt. Ich würde mich nach 65 Romanen vermutlich hoffnungslos verzetteln. Ich plane die Handlungsabschnitte voraus, erstelle ein Rahmenexposé und breche das auf die Einzelromane herunter. Ich pflege ein Glossar und nutze oft interne Referenzen, bin also ein Autor, der erst plant, dann schreibt. Zudem hab ich ein fest vorgegebenes Schreibpensum und einen definierten Umfang für Kapitel- und Romanlängen.

Inwieweit ist die Handlung dynamisch? Kam es schon vor, das Du Handlungselemente im Laufe der Handlung verworfen oder umgeschrieben hast?

Die Haupthandlung steht im Großen und Ganzen, wie zu Beginn ausgedacht. Es kommt vor, dass ich Charaktere austausche, weiter entwickle oder Romane in der Abfolge tausche. Flexibler handhabe ich es, wenn sich neuen astronomische Entdeckungen ergeben. Diese nehme ich oft auf und integriere sie sofort in die Serie.



© SciFi-World Medien

Welche der Figuren ist Dir besonders ans Herz gewachsen? Und bei welcher hat es Dich geschmerzt sie herauszuschreiben?

Es gibt eine Gruppe von Charakteren, die ziehe ich schon eine ganze Weile mit. Toiber Arkroid, ein so genannter Mariner, ist sicher eine Lieblingsfigur. Seine Tochter, die Tragisches durchgemacht hat, wird langsam erwachsen und übernimmt allmählich das Zepter von ihrem Vater.

In Episode zwei beschreibst Du die weitere fiktionale Geschichte der Menschheit bis sie in der Serienhandlungszeit dem Jahr 2112 ankommt. Dabei nimmst Du an, dass die Vernunft doch noch siegt. Der Klimawandel kommt, kann aber begrenzt werden. Nach heutigem Standpunkt und der letzten Klimakonferenz, würdest Du es weiter so optimistisch beschreiben?

Ja, auf jeden Fall. Mir hat Gänsehaut bereitet, dass sich ein paar fiktive Erzählungen, die ich vor knapp 20 Jahren schrieb heute aktuell in den Nachrichten wiederfinden. Zum Beispiel das sich Australien zu einem unbewohnbaren Kontinent wandelt und die Menschen alle gen Norden flüchten. Die Lebensbedingungen schlagen derart negativ um, dass die Bevölkerung sogar Unterwassersiedlungen bevorzugt. Auch Nanobots erwähnte ich relativ früh in der Serie. Grundsätzlich aber hat es die Menschheit in meiner fiktiven Zukunft geschafft noch einmal die Kurve zu nehmen und nicht am »Großen Filter« zu scheitern. Ich bin ein Optimist und habe Hoffnung, dass uns das auch für die reale Welt gelingt, allerdings bleibt nicht mehr viel Zeit und der Spielraum wird stetig enger.

NEBULAR PRIVATIER

Das Spinoff zu Nebular

Von der Serie Nebular gibt es bereits einen Ableger, die derzeit drei Bände umfassende Serie „Nebular Privatier“. Roman Nr. 4 ist derzeit in Arbeit. Autor von allen Bänden ist auch hier wieder Thomas Rabenstein.

Das Format setzt auf Trilogien, die am Ende jeweils zu einem Sammelband zusammengefügt werden.

Erschienen sind folgende Bände:

- Vorstoss nach Eldar
- Der Xenoport
- Die Geisterflotte
- Nebular Privatier Sammelband 1 - Die Abenteuer des Samuel Splint



© SciFi-World Medien

Es wurden durch die Internationale Astronomische Union Namen für Sterne mit Exoplaneten vergeben. 112 Staaten durften diese benennen. Welche findest Du gelungen und arbeitest Du diese in die Serie Nebular mit ein?

Ja, unbedingt. Wo immer möglich greife ich auf reale Namen von Exoplaneten und Sternensystemen zurück. Bei der von dir genannten Namesvergabe hat mir besonders der polnische Beitrag gefallen (Solaris und Pirx). Auch die deutschen Vorschläge (Mago und Neri) sind gelungen.

Wie sind Deine Erfahrungen mit dem Selfpublishing? Ist es mit der Zeit einfacher geworden aufgrund der größeren Akzeptanz der Leser?

Für mich persönlich war von Anfang an klar, dass Selfpublisher und Freelancer der Weg ist, der mir vorschwebt. Ich habe nie nach einem Verlag Ausschau gehalten oder meine Zukunft im traditionellen Printgeschäft gesehen. Digitale Inhalte, selbstverantwortlich zu publizieren, das war das Ziel, das ich mir gesetzt habe. Über die Jahre habe ich dazugelernt und auch Lehrgeld bezahlt, doch diese Erfahrungen waren unverzichtbare Meilensteine. Geschichten zu schreiben und zu veröffentlichen, war nie unkomplizierter als heutzutage, mein Anspruch an die Qualität und den »Workflow« für die Erstellung der Inhalte hat sich aber signifikant gewandelt und ist heute wesentlich aufwändiger und komplexer als zu den Pionierzeiten.

FAKTS ÜBER NEBULAR

- Angestrebter Erscheinungsrhythmus ist ein Roman pro Monat. Drei Romane ergeben einen Sammelband und drei Sammelbände einen XL-Band. Aktuell erscheint Nebular mit einem Durchschnitt von einem Roman alle 1,5 Monate.
- Ein Roman hat einen festen Umfang von 300.000 bis 320.000 Anschlägen.
- Nebular wird hauptsächlich als eBook vertrieben, jedoch seit kurzem auch als gedruckte Version über Amazon (KDP Print).
- Neben der deutschen Sprache gibt es Nebular auch in den Sprachen Englisch und Französisch. Für die Zukunft ist auch eine Übersetzung ins Spanische und Italienische geplant.
- Wer die Serie oder dem Autor im Netz folgen möchte, kann seine Social Media Auftritte unter Facebook, Twitter, MeWe, Instagram, Ello und Telegram nutzen. Podcasts auf YouTube sind für 2020/21 geplant. Ebenso der Relaunch der Homepage www.scifi-world.de.
- Die eindrucksvollen Cover der Serie stammen teilweise von Thomas Rabenstein selber. Zusätzlich haben Arndt Drechsler, Ralf Zeigermann und Lothar Bauer Cover mit zugesteuert. Die Innenillus stammen von Ralf Zeigermann und Michael Wittmann. Einen Beitrag gab es von Maik Wesa bisher.

Welche Programme und Tools nutzt du und wie sieht Dein Tagesablauf beim Schreiben aus?

Ich folge einem festen Tagesablauf. Mein Arbeitstag beginnt um 09:00 Uhr und endet Mitternacht, dazwischen Pausen.

Ich nutze verschiedene Apps und arbeite mit einem Mac. Für das Schreiben, Plotten, die Produktion der eBooks und die Verwaltung der Manuskripte setze ich Scrivener ein. Für die Vorkorrektur und ich die Stilprüfung meist Papyrus. Das Korrektorat und Lektorat wickeln wir über eine Online Teamumgebung ab. Für die Grafik- und Coverarbeiten (3D & 2D) verwende ich Blender und Affinity Photo, für den Buchsatz Affinity Publisher. Daneben zahlreiche kleinere Tools, für Grafik und Social Media.

Was ist Dir wichtig in Deinen Geschichten? Worauf legst Du wert und achtest drauf?

Ich verfolge einen positiven Ansatz, auch wenn die Lage in der Handlung aussichtslos erscheint. Unnötige Brutalität lehne ich ab. Weibliche und männliche Charaktere, und Aliens, sind grundsätzlich gleichberechtigt. Zukünftig habe ich mir vorgenommen, mehr Beziehungen in den Geschichten zuzulassen, was früher in der Retrospektive etwas kurz kam.

Wie bekommst Du Feedback und lässt

Du dieses in Deine Arbeit mit einfließen?

Ich erhalte Leserbriefe als eMails und Kommentare über die Social Media Kanäle. Wann immer möglich, beantworte ich Fragen und suche einen engen Kontakt und Austausch mit der Leserschaft. Es kommt mitunter tatsächlich vor, dass Rückmeldungen einen Einfluss auf die Handlung haben. Stimmungen und Feedback sind mir wichtig, denn ich schreibe die Serie für meine Leser.

Liest Du andere Science Fiction Bücher und welche Romane hältst Du für besonders gelungen?

Ich höre oft, dass Kolleginnen und Kollegen äußerst belesen sind und noch andere Bücher besprechen, beziehungsweise empfehlen können. Ich räume zähneknirschend ein, dass sich mein Lesepensum seit der Tätigkeit als Selfpublisher enorm reduziert hat. Ein Buch pro Jahr ist ein klarer Erfolg. Die meiste Zeit nutze ich zum Schreiben, Grafiken erstellen und Abarbeitung der Lektoratskommentare. Das letzte eBook, das ich las, war »Der Marsianer«.

Aus welchem Grund hältst Du die Bücher Deiner Kollegen für gelungen? Was sticht besonders hervor?

Wie erwähnt, hält sich mein Lesepensum im Rahmen. Wenn es dazu kommt, ertappe ich mich oft dabei, die Texte analytisch zu betrachten. Ich kritisiere keine Kolleginnen und Kollegen, dafür bin ich zu selbstkritisch. Ich versuche stattdessen, vom Aufbau und der Erzählungstechnik zu lernen. Es passiert oft, dass die eigentliche Geschichte zur Nebensache wird.

Wie sieht die nähere und ferne Zukunft aus? Auf was kann sich der Leser von Dir freuen, auch außerhalb von Nebular?

Mir schwirren einige Projekte im Kopf herum, oder liegen in der viel zitierten Schublade. Momentan habe ich mich auf drei Pfade eingelassen, die abwechselnd bedient werden: Die Nebular Serie wird konsequent weiter entwickelt. Ihre Spin-Off Serie »Nebular Privatiers« erhält mehr Fokus. Privatiers wird im Trilogieformat eigenständige Geschichten aus dem Nebular Universum erzählen, die losgelöst von der Hauptserie funktionieren. Als dritten Pfad wird es in unregelmässigen Abständen Thriller und Einzelnovellas geben, die in irgendeiner Form SF-Elemente beinhalten, so wie die gerade abgeschlossene Trilogie »2030«.

Ich danke Dir vielmals für Deine Zeit und die Beantwortung meiner Fragen. Ich wünsche Dir weiter anhaltenden Erfolg für Deine Schreibprojekte.

Anmerkung von Marc Schneider: Das Interview wurde im Februar 2020 via E-Mail geführt.



Perry Rhodan

PERRY RHODAN-MINISERIE MISSION SOL

Teil 3 // Zusammenfassung von Heft 5 bis 8
(von Göttrik)

© Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt

Im Zentrum der Handlung der Miniserie stehen die Erlebnisse Perry Rhodans im Jahre 1552 NGZ an Bord des Kombinations-Träger-Schlachtschiffs SOL. Die Ereignisse in den Heften 1 bis 4 wurden von mir bereits in älteren Ausgaben des World of Cosmos zusammengefasst.

Kurze Zusammenfassung der bisherigen Ereignisse:

Die Vorgeschichte:

Im Jahre 1369 NGZ erreichte ein Hilferuf aus der Galaxie Tare-Scharm, der angeblich vom Algorrian Curcaryen Varantir stammt, die Milchstraße und die Führung der Liga Freier Terraner. Dieser bittet darin um Hilfe, ohne jedoch einen konkreten Anlass zu nennen. Roi Danton als Expeditionsleiter und Fee Kellind als Schiffskommandantin sagten Perry Rhodan zu, mit der SOL in die Galaxie Tare-Scharm zu fliegen, um dem Algorrian zu helfen. Der Anflug allein dauerte wegen der veralteten Technik der SOL etwa 30 Jahre. Vor Ort lehnte Varantir jedoch zunächst ein Gespräch mit der Schiffsführung der SOL ab, da er diese gar nicht herbestellt habe. Es schien so als habe ein riesiges Missverständnis vorgelegen. Er gab die Anweisung, dass die SOL wieder in die Milchstraße zurückkehren sollte, da sie in Tare-Scharm nicht gebraucht würde, sondern nur eine Belastung wäre.

Die eigentliche Handlung beginnt am 22. August 1552 NGZ.

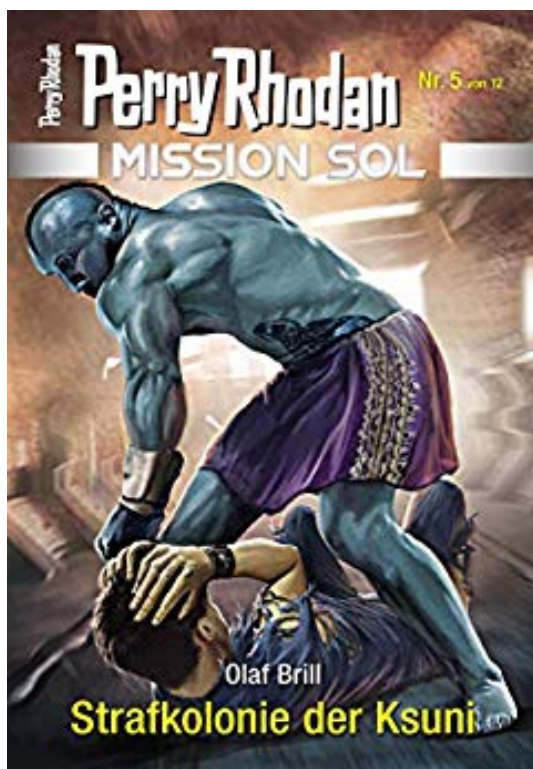
Mahlia Meyun ist die Heilerin einer Gruppe von Menschen in einem Tal auf dem Planeten Evolux in Tare-Scharm. Während eines Spaziergangs durch das Tal entdeckt sie in der Nähe der SOL-Zelle 1 einen Fremden, der sich als Perry Rhodan erweist. Bei den Bewohnern des Tals wiederum handelt es sich um die fernen Nachkommen der Kinder der Besatzung der SOL, die dort 1398 NGZ zurückgelassen wurden. Im Tal befinden sich die SOL-Zelle 1 und die SOL-Zelle 2, allerdings unter riesigen Hügeln aus Gestein begraben. Das Mittelteil der SOL ist bereits 1398 NGZ mit unbekanntem Ziel im Auftrag des Wissenschaftlers Masling Dryw aus dem Volk der Yakonto aufgebrochen und seit dem verschollen. Ihre Nachkommen haben die Geschichte weitgehend vergessen.

Perry Rhodan hat sich zusammen mit einer kleinen Gruppe von Terranern vom Planeten Evolux bis in die SOL-Zelle 2 durchgeschlagen und ist mit dieser schließlich in den freien Weltraum geflohen. Sie haben in der Zentrale das Tagebuch der Kommandantin der SOL Fee Kellind gefunden. Die Nachfahren der Besatzung der SOL wissen nun, warum ihre Vorfahren sie unfreiwillig im Tal auf

Evolux zurückließen. Was danach aus dem Mittelteil der SOL und ihrer Besatzung wurde, ist jedoch weiterhin unbekannt. Es kommt zur Diskussion, ob man ihrer Spur folgen sollte.

Am 30. August 1552 NGZ erhält Perry Rhodan per Funk vom Yakonto Colwin Heltamar, einen Tipp, wo er den Algorrian Curcaryen Varantir finden könnte, der sich schon seit Jahren nicht mehr auf Evolux befindet. Von dem Algorrian hofft Rhodan zu erfahren, wo sich der Wissenschaftler Masling Dryw gegenwärtig aufhält und dieser wiederum kann ihm erzählen, wohin er den SOL-Mittelteil 1398 NGZ geschickt hatte. Perry Rhodan erfährt nun, dass sich Varantir derzeit auf dem Planeten Skamant-Efthon befindet, dieser gehört zu einem Kugelsternhaufen im Halo der Galaxie Tare-Scharm. Am 9. September 1552 NGZ erreicht die SOL-Zelle-2 den Planeten Skamant-Efthon, der sich als vollkommen verwildert erweist. Letztlich werden Rhodan und seine Begleiter unfreiwillig in den Kampf zweier dort ansässiger Gruppen hineingezogen. Sie schließen sich einer Gruppe von Kämpfern um Masling Dryw an, in erster Linie um von ihm das weitere Schicksal des SOL-Mittelteils zu erfahren. Doch er lenkt die kleine Gruppe mitten in das Zentrum der Kämpfe. Dort stellt Perry Rhodan überrascht fest, dass die Maschine, die sie zerstören sollen, in Wahrheit nicht für das Chaos verantwortlich ist. Darüber hinaus ergreift Masling Dryw die Flucht und verlässt schließlich mit einer Space-Jet den Planeten für immer. Dafür beschließt Varantir sich der Gruppe um Perry Rhodan anzuschließen.

© Pabel-Moewig



Mission SOL – Teil 5: Strafkolonie der Ksuni : von Olaf Brill

Am 29. September 1552 NGZ erreicht die SOL-Zelle 2 das Susmalsystem, die Heimat der Ksuni. Eines Volks von blau häutigen, sehr muskulösen Humanoiden, die sich technologisch nur auf dem Stand der Menschheit kurz nach dem Zusammentreffen mit den Arkoniden im Jahre 1971 n. Chr. befindet. Darüber hinaus sind die Ksuni äußerst kriegerisch veranlagt und bilden zwei massiv verfeindete Gruppen. Der Anführer der einen Gruppe ist jedoch mit der Führung seiner Anhänger mit Raumschiffen in die Weiten des Susmalsystems verschwunden.

Der Algorrian Curcaryen Varantir ist sich absolut sicher, dass der Yakonto Masling Dryw hierhin geflohen ist und dass dieser sogar das System als Ziel für den SOL-Mittelteil angab. Grund ist eine Zone, die unter normalen Umständen mit herkömmlichen Raumschiffen nur angefliegen werden kann, aufgrund eines massiven Energiefelds jedoch nicht wieder verlassen. Diese seltsame Art von Schutzfeld hatte der Algorrian beim letzten Besuch im Susmalsystem selbst eingerichtet. Etwas das er inzwischen selbst bereut, da dies nur dazu führte, dass die Ksuni diese Zone in ihrem Sonnensystem nun als Fluchtpunkt und alternativ als Gefangenenlager nutzen.

Im Inneren der Zone befindet sich ein riesiges Raumschiff aus dem Arsenal der Raumflotte TRAITOR und ein Zugang zu einer Negasphäre der Chaotarchen

unbekannten Standorts. Die Spur des Yakonto führt zum Raumschiffswrack. Dort leben inzwischen tausende Ksuni als Eroberer, Verbannte und als Flüchtlinge in einer brutalen Goldgräber-Gesellschaft, die vor allem zwei Dinge antreibt, der offene Kampf ums Überleben im Alltag und die Hoffnung im Wrack auf irgendwelche Hinterlassenschaften zu stoßen, die in die Freiheit und zu Reichtum zuhause führen.

Während es dem Yakonto Masling Dryw bald gelingt, sein Space-Jet zurückzuerobern und aus dem Raumschiffswrack zu fliehen, sitzen Rhodan und seine Begleiter vor Ort fest und werden als Gladiatoren in einen gnadenlosen Arena-Kampf geworfen. Es gelingt ihnen nur mit Tricks und viel Glück, sowie der Hilfe von Einheimischen sich aus dieser aussichtslosen Lage zu befreien. Dryw hingegen fliegt direkt den Zugang zum Portal zur Negasphäre an und verschwindet darin. Der Standort der Negasphäre selbst ist unbekannt, er muss sich jedoch in der Galaxie Tare-Scharm befinden. Nach tagelangem Kampf ums nackte Überleben gelingt es Rhodan und seinen Mitstreitern sich aus der Arena zu befreien und eine Revolution auf dem Raumschiffswrack auszulösen. Der Algorrian Curcaryen Varantir trennt sich wieder von Rhodan, um nach Skamant-Efthon zurückzukehren.

Anmerkungen:

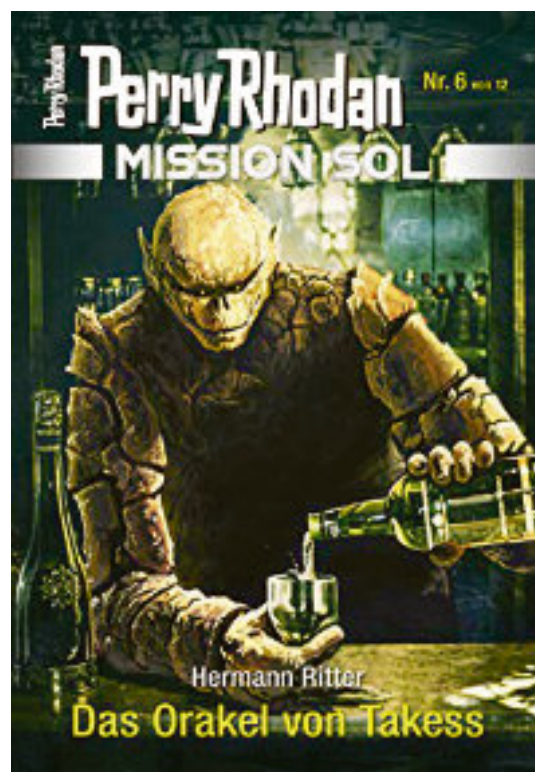
Ein Roman von Olaf Brill, der mich leider nicht so recht mitriss, was jedoch weniger am Schreibstil lag als am Thema. Arena-Kämpfe und Verfolgungsjagden sind leider nicht so mein Ding und mir als Inhalt für einen ganzen Roman etwas zu wenig.

Am besten fand ich die Szene, in der es Rhodan tatsächlich gelingt in Funkkontakt mit dem SOL-Mittelteil und Roi Danton zu treten. Die Gesuchten befinden sich also wirklich in der Negasphäre oder dem was davon übrig ist, wie von Curcaryen Varantir befürchtet.

Was es mit diesen Resten der Negasphäre auf sich hat und was aus dem SOL-Mittelteil wurde, ist jedoch erst Thema der letzten Hefte dieser Miniserie. Der Roman hier ist vor allem der eigentliche Auftakt für die Abenteuer Rhodans in der Galaxie Tare-Scharm. Im offiziellen Rhodan-Forum führte dies zu einer Diskussion darüber, ob die Miniserie mit „Mission SOL“ überhaupt den richtigen Titel trägt. Tatsächlich wäre „Auf der Suche nach der SOL“ als Serientitel wohl treffender gewesen. Ich gebe zu, dass dieser Umstand mich beim Lesen der ersten Hefte auch irritierte. Später, nachdem mir die Richtung und das Thema klar waren, störte es mich jedoch gar nicht mehr.

Mission SOL – Teil 6: Das Orakel von Takess / von Hermann Ritter

Mahlia Meyun erwacht eines Morgens aus einem schrecklichen Alptraum, der sich um die Ereignisse an Bord des TRAITANKS im Susmalsystem, den dortigen Arena-Kämpfen und schließlich dem schrecklichen Tod



von Ianik Meygon drehte. Mahlia Meyun hätte den entscheidenden Kampf nicht überlebt, wenn er sich nicht für sie geopfert hätte. Die von Perry Rhodan zur Anführerin der neuen Solaner ernannte Frau kommt damit jedoch nicht zurecht. Außerdem macht sie sich große Sorgen um ihre Kinder, die bei ihrem Vater im Tal der Gestrandeten auf dem Planeten EVOLUX zurückblieben. Während die SOL-Zelle 2 noch auf dem Rückflug zur Rüstungswelt der Kosmokraten ist, reden Elphin Vonnedal und Mahlia Meyun nach ihrem Alptraum über ihre Gefühle und ihre Aufgaben. Die Heilerin will unbedingt ins Tal der Gestrandeten zurück, um die in dem Funkgespräch im Susmalsystem mit den alten Solanern vom SOL-Mittelteil empfangenen Nachrichten an ihre Nachkommen zu überbringen. Zudem hofft sie darauf, dort in ihr altes Leben zurückkehren und die traumatischen Ereignisse der letzten Tage hinter sich lassen zu können. Sie ernennt kurzerhand Elphin Vonnedal zu ihrem Nachfolger. Dieser ist von der neuen Verantwortung nicht wirklich begeistert.

*

Die SOL-Zelle 2 bleibt im Weltraum zurück, da Perry Rhodan den Behörden der kosmokratischen Rüstungswelt misstraut. Er und seine Begleiter landen lediglich mit einer Korvette. Die Mehrheit der neuen Solaner bleibt an Bord der SOL-Zelle 2 zurück. Auf EVOLUX wird Perry Rhodan allein und nach längeren Verhandlungen dem Sequenz-Rat der Rüstungswelt vorgestellt und er erzählt den Räten von den Ereignissen im Susmalsystem, was wie eine Bombe einschlägt. Die Botschaft, das es irgendwo in der Galaxie Tare-Scharm weiterhin Überreste der Negasphäre geben muss, erschüttert die Diener der Hohen Mächte zu tiefst. Es werden im Rat einige Vorschläge gemacht, unter anderem das Orakel von Takess anzurufen, aber letztendlich entscheidet der Sequenz-Rat, Vorbereitungen zu treffen, damit die Kosmokraten und der von Ihnen entsandte Statthalter nichts davon erfahren. Rhodan ist davon entsetzt und beschließt, dass Orakel persönlich aufzusuchen.

*

Mahlia Meyun will währenddessen mit einem geklauten Gleiter zum Tal der Gestrandeten fliegen, aber der geheimnisvolle Statthalter der Kosmokraten hat eine Inspektion des Segments, in dem das Tal liegt, angeordnet. Ein direkter Anflug des heimatischen Segments wird ihr somit untersagt, was die Reisezeit plötzlich auf 23 Tage erhöht; frustriert kehrt sie zur Korvette zurück.

*

Elphin Vonnedal überrascht Perry Rhodan mit Informationen zum Orakel von Takess, die er aus dem öffentlichen Informationsdiensten gewonnen hat. Es ist im Segment Takess auf EVOLUX zu finden, kann jedoch nur über den Umweg einer Wallfahrt erreicht und befragt werden. Pravo Ylapp, Elphin Vonnedal und Perry Rhodan landen zunächst im Vorhof des Segments namens Takessu. Drei albinotische Wesen in klassischen Arztkitteln empfangen sie und möchten sichergehen, dass sie gesundheitlich dazu in der Lage sind, die Reise anzutreten. Nach diesem Check, einer Vergatterung und einer Hypnoschulung in der auf EVOLUX üblichen Umgangssprache darf das Trio zur Wallfahrt aufbrechen. Die Gruppe wird zudem mit der Yakonto Kentona Tungra auf vier Personen aufgestockt.

Obwohl das Zentrum des Segments „nur“ 40km entfernt liegt, kommen sie nicht vorwärts und am dritten Tag erleidet Pravo Ylapp einen Hitzeschlag. Kentona Tungra hilft ihm mit Arzneien, und es entwickelt sich durch Perry Rhodans Geheimniskrämerei ein Zwist in der Gruppe. Pravo Ylapp aber will die Reise um jeden Preis fortsetzen. Am vierten Tag, der Berg ist scheinbar keinen Meter

nähergerückt, entscheiden sie sich zurückzugehen. Aber sie können keinen Eingang an der Stelle finden, wo ihre Fußspuren anfangen. Jetzt entbrennt ein richtiger Streit. Perry Rhodan gibt sich geschlagen und will die Reise abbrechen. Da erwachen alle vier wie aus einem Traum.

Sie müssen erkennen, dass sie nur in einer Simulation waren. Die drei albinotischen Wesen maßregeln sie über ihre Verfehlungen und Perry Rhodan bittet um etwas Privatsphäre, um mit seinen Begleitern zu reden. Er entschuldigt sich bei allen, aber er hat schon einen neuen Plan. Er fordert direkt zum Orakel vorgelassen zu werden, weil sie als Team nicht versagt haben.

*

Währenddessen hält Mahlia Meyun frustriert Zwiesprache mit der Positronik Ihres Gleiters und kehrt schließlich zum Landeplatz der Korvette zurück. Sie landet in Ortungsreichweite des Kleinraumschiffs und beobachtet, wie Soldaten aus dem Volk der Sathox dieses Stürmen. Mahlia Meyun traut sich nicht in die Kämpfe einzugreifen. Die Angehörigen des Sicherheitsdienstes von EVOLUX führen letztlich die überlebende Besatzung des Raumschiffs als Gefangene ab. Sie ist vor Schreck über Stunden zu keiner Regung fähig. Schließlich durchsucht sie einige Zeit später die Korvette. Alle Besatzungsmitglieder der Korvette, die den Kampf überlebten, wurden von den Sathox gefangen. Sie erkennt jedoch auch, dass Elphin Vonnedal, Perry Rhodan und Pravo Ylapp seit längerer Zeit nicht mehr vor Ort waren und daher auch nicht von den Sathox gefangen wurden. In Elphin Vonnedals Logbuch findet sie schließlich einen Hinweis auf den geplanten Besuch des Orakels von Takess.

*

Diesmal durch die echte Wüste gehend erreicht Rhodans Gruppe nach zwei Tagen den Tempelberg des Orakels, wo sie bei einer Art Lehmgolem namens Iphir gastieren. Aber sie entscheiden sich, vorzeitig beim Orakel vorstellig zu werden und schleichen sich nachts aus dem Gasthof. Doch sie müssen erkennen, dass Iphir auf sie gewartet hat. Nach ein paar wütenden Worten und dem Zweifel, dass das Orakel überhaupt noch existiert, erscheinen plötzlich Sathox mittels Planetarem Teleportnetz und wollen die Gruppe verhaften. Aber der Golem weiß sich zu behaupten und droht dem Einsatzleiter der Sathox namens Skerren offen, den Sequenz-Rat einzuschalten. Verunsichert von seinem Gebaren werden sie zum Gasthof abgeführt, wo die Sathox vor ihrem Raum Wache stehen. Über einen Speiseaufzug kommt Iphir zu ihnen. Aus Vergeltung will er nun jedem seine Frage beantworten. Pravo Ylapp sowie Elphin Vonnedal können noch ihre Fragen stellen und von Iphir als Orakel von Takess beantworten lassen. Doch bevor Perry Rhodans selbst soweit ist, stürmen die Sathox den Tempel. Beim Orakel beginnt eine wilde Schießerei und Iphir drängt Rhodan und seine Freunde verzweifelt zur Zusammenarbeit. Derweil darf Mahlia Meyun sogar mit dem Shift in das Takess-Segment einfliegen und parkt ihn mit sicheren Abstand vom Tempel. Von dort aus beobachtet sie die Kämpfe.

Iphir schildert Perry Rhodan und seinen beiden Begleitern, wie Yakonto mit Waffengewalt in den Tempelberg eindringen, mit Mahlia Meyun im Schlepptau, woraufhin Elphin Vonnedal einen Strahler von den Sathox entwendet und flieht. Er will Mahlia retten, in die er verliebt ist. Vom Orakel hat er erfahren, dass diese ihm ebenfalls liebt. Die Situation im Orakelberg versinkt im Chaos und ein Yakonto verhandelt mit Iphir, während er Mahlia mit einer Waffe bedroht, während Elphin seinerseits mit gezogener Waffe im Tempel auftaucht. Überall im Tempel sind plötzlich Krieger aus dem Volk der Yakonto unterwegs. Der Anführer der Yakonto

schießt zuerst, aber Elphins Treffer ist tödlich. Die Sathox eröffnen das Feuer auf die restlichen Yakonto, die das Orakel töten wollen. Iphir wird mit Rhodan und Skerren in den Weißen Tunnel im Hyperraum geschickt, auf dessen anderer Seite sich das eigentliche Orakel befindet. Nach der Absegnung des Golems ruft der Sathox Skerren endlich Verstärkung. Drinnen schaffen sie es zwar, die Yakonto zu töten, aber es ist zu spät. Iphir ermöglicht es ihnen noch, zurückzukommen, aber bleibt selbst beim Orakel. Der Tunnel schließt sich und Perry Rhodan kommt mit dem Sathox auf der anderen Seite heraus, wo Elphin in den Armen von Mahlia stirbt.

Skerren als Kommandant der Sathox ist mittlerweile zu einer Entscheidung gekommen und beschließt eine Untersuchung einzuleiten. Die Wachen des Gasthofs finden sie gefesselt vor, aber Mahlia kann sie aufgrund früherer Beobachtung überführen. Die Sathox erklären, von Colwin Heltamar Befehle erhalten zu haben; und Kentona Tungra wird höchst überraschend als Spionin entlarvt. Skerren entlässt Rhodan und seine Freunde schließlich aus ihrem Gewahrsam.

*

Aber am Ende der Geschichte kommt dennoch alles vollkommen anders und sie sitzen im Gefängnis, wo Mahlia Perry heftige Vorhaltungen macht. Die Wärter sagen, es werde weitergehen, sobald der eine geheimnisvolle Statthalter der Ordnung seine Untersuchung beendet habe. Mitten in der Nacht wacht Perry Rhodan auf – und eine ihm bekannte Gestalt tritt ein ...

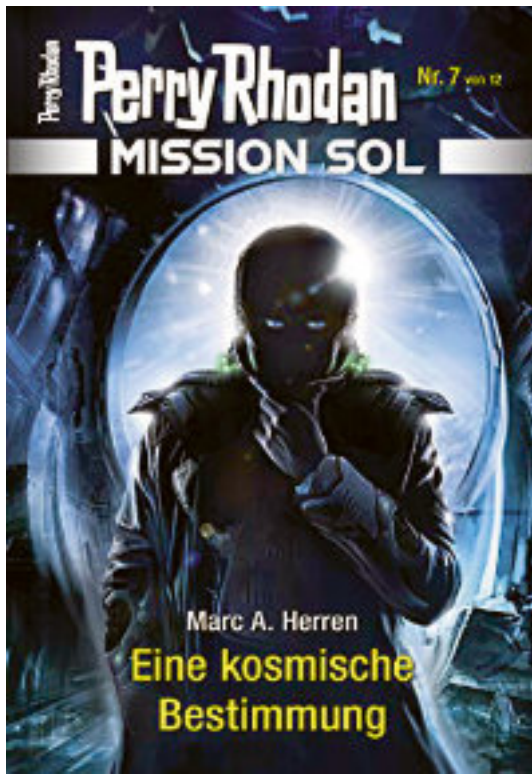
Anmerkungen:

Ein Roman von Hermann Ritter, dessen Handlung voller überraschender Wendungen und Ereignisse ist und dessen Handlungszusammenfassung entsprechend länger ist als die von Band 5. Ich gebe zu, dass mir die Geschichte auch wesentlich besser gefiel.

Dies ändert jedoch nichts daran, dass das letzte Kapitel irgendwie seltsam wirkt, so als hätte Hermann Ritter ein Kapitel aus einem völlig anderen Roman angehängt.

Schließlich ist dies der erste Roman, seit dem Auftaktzweiteiler von Kai Hirdt und Bernd Perplies, in dem Mahlia Meyun eine zentrale Rolle spielt und diesmal sogar über weite Strecken eine eigene Handlungsebene spendiert bekommt. Der Charakter hat zudem bis zum Ende von Band 6 bereits einen sehr viel längeren und zudem holpriegeeren Entwicklungspfad hinter sich als so mancher Hauptcharakter früherer Miniserien und sogar der über 50-jährigen Mutterserie. Allerdings kommt dies bei so manchem, vor allem älteren Leser laut offiziellem Rhodan-Forum nicht so gut an. Sie sehen in der Wortführerin der Solaner wohl vor allem eine wankelmütige Heul-Suse.

Mir persönlich stellt sich eher die Frage, was aus der Besatzung der im Raumhafen auf EVOLUX gelandeten Korvette wurde, die im Roman von den Sathox gefangen wurde. Sie wurde nie wieder im Rahmen der weiteren Handlung der Miniserie erwähnt.



Mission SOL - Teil 7: Eine kosmische Bestimmung / von Marc A. Herren

Perry Rhodan befindet sich in Gefangenschaft. Mit ihm gefangen sind die traumatisierte Medizinerin Mahlia Meyun und Pravo Ylapp. Überraschend betritt Alaska Saedelaere ihre Zelle, der sich ihnen als der auf EVOLUX aktive Statthalter der Ordnung zu erkennen gibt. Er weilt bereits seit einigen Jahren auf der Rüstungswelt der Kosmokraten. Der früheren Dienerin der Kosmokraten Samburi Yura hatte er seinen Zellaktivator überlassen und bekam dafür im Gegenzug das Kommando über ihre kobaltblaue Walze, der LEUCHTKRAFT. An Bord des Raumschiffs benötigt er keinen Zellaktivator um zu überleben und sogar relativ unsterblich zu bleiben. Darüber hinaus trägt er den „Anzug der Erlösung“, der von Parr Fiorano gefertigt wurde, wie die meisten Anzüge der Marke „Anzug der Vernichtung“. Aktuell befindet sich das Walzenschiff auf EVOLUX in einer Werft zur

Inspektion.

*

Alaska verhilft dem Trio zur Flucht aus dem Gefängnis. Danach teilen sich zunächst ihre Wege wieder. Perry und Pravo wollen den Sequenz-Rat über Colwin Heltamars doppeltes Spiel aufklären, während Alaska und Mahlia nach Takess zurückkehren wollen, um dort trotz Iphirs Tod noch weitere Informationen vom Orakel zu erhalten. Kurz vor ihrem Aufbruch berichtet Perry Rhodan im Rahmen einer längeren Diskussion noch Alaska Saedelaere ungewollt von der Existenz von Sahira Saedelaere, einer Tochter Alaskas mit Siela Correl. Perry erhält zeitgleich von Alaska ein Armband, das ihn gegenüber den hiesigen Ordnungskräften als Diener der Kosmokraten legitimiert.

Perry und Pravo kontaktieren vom zentralen Segment Beliosa aus den hohen Sequenz-Rat Tun Manal, der ihnen jedoch keinen Glauben schenkt. Stattdessen erscheint kurz darauf eine Patrouille der Sathox, um sie festzunehmen. Perry weist sich in dieser Notlage mit dem Armband als vom Statthalter der Ordnung legitimiert aus und übernimmt sogar das Kommando über die Patrouille. Sie orten Colwin, der auf dem Weg in ein Museum für Chaostechnologie ist. Perry, Pravo und die Sathox erreichen das Museum noch vor Colwin, wo sie ihm eine Falle stellen wollen. Dieser hat jedoch vorgesorgt und wiederum Perry und die Sathox in einen Hinterhalt gelockt. Perry und Pravo können sich noch befreien. Das Perry legitimierende Armband versagt jedoch und so bleibt ihnen nur die Flucht in die Tiefen des Museums für Chaostechnologie. Perry will sich in einem Repotron verstecken. Ein Repotron ist eine Art Multiduplikator der Chaosdiener, der jedoch nicht mehr einwandfrei funktioniert. Der vom Repotron produzierte Doppelgänger stirbt nach sehr kurzer Zeit. Pravo Ylapp soll die Kopie als Perry Rhodan identifizieren und so die Verfolger in die Irre führen.

Als Perry Rhodan sich jedoch nach etwa zwei Stunden aus dem Repotron befreit, erwarten ihn Colwin Heltamar und die Sathox. Pravo Ylapp hat seinen Plan verraten. Sie brechen zum Orakel von Takess auf, um Alaska Saedelaere zu stellen. Colwin Heltamar hat derweil in den Medien eine Schmutzkampagne gegen Perry

Rhodan und Alaska Saedelaere gestartet.

*

Alaska und Mahlia sind in der Zwischenzeit im Segment Takess eingetroffen. Alaska erklärt Mahlia, dass das sogenannte Orakel von Takess in Wahrheit ein höherdimensionales Wesen ist, dass mit seinen Sinnen im Hyperraum eine unvorstellbare Menge an Daten sammelt und diese miteinander verknüpft. Auf diese Weise wird es beinahe allwissend und wird daher auch oft von den Dienern der Kosmokraten aufgesucht. Ohne den ermordeten Wächter Iphir ist jedoch nur noch Alaska Saedelaere als kosmischer Mensch in Verbindung mit seinem Cappin-Fragment in der Lage, mit dem Orakel zu kommunizieren. Er und Mahlia treten in den weißen Tunnel des Orakels von Takess und erfahren von diesem die Geschichte der Proto-Chaotischen Zelle in der Galaxie Tare-Scharm:

Nach dem Sieg der Ordnung über das Chaos in Tare-Scharm vor über 20 Millionen Jahren vertreiben GESETZ-Geber die letzten Einflüsse des Chaos. Ein Mächtiger fordert die Yakonto auf, die letzte Proto-Chaotische Zelle in der Galaxie nicht zu zerstören, so dass an ihr geforscht werden kann. Jahrtausende später löst ein Forschungsunfall eine Naturkatastrophe aus, der Tausende Sonnen und Milliarden Lebewesen zum Opfer fallen. Daraufhin wird der Kodex der Ordnung erlassen und die Forschung an der Zelle eingestellt. Der letzte Chefwissenschaftler des Projekts, Eoract, führt ihre Vernichtung herbei.

Mahlia hat Zweifel am Handeln Eoracts, auch weil Masling Dryw ihn auf Skamant-Efthon erwähnt hatte. Sie vermuten, dass die offiziellen Aufzeichnungen im Archiv manipuliert wurden. Die Kontaktaufnahme mit dem Archiv hat Alaska Saedelaere geschwächt, trotzdem betritt er ein weiteres Mal den weißen Tunnel. Kurz darauf bricht er ohnmächtig zusammen, das Armband des Statthalters der Ordnung ist erloschen. Mahlia kann ihn gerade noch wiederbeleben, als sein Geist zu ihr spricht, der – vom Körper getrennt – sich noch im Tunnel befindet. Mahlia müsse ebenfalls mit dem Orakel sprechen, sich davor jedoch noch über etwas klar werden. Das Orakel zeigt ihr daraufhin eine Reihe von Szenen aus ihrer Vergangenheit, unter anderem Elphin Vonnedals Tod. Ihr wird bewusst, dass sie es sich zu leicht gemacht hat, Perry die Schuld für alles zu geben und erlangt durch diese Erkenntnis eine Form inneren Friedens. Daraufhin nimmt sie Alaska die Maske ab. Sie verfällt nicht dem Wahnsinn, viel mehr kann sie das Fragment übernehmen. Dann betritt sie den Tunnel.

Sie tritt nun selbst in Kontakt mit dem Archiv von Takess. Es erklärt ihr Alaskas Saedelaeres Zustand. Die Erinnerungen, auf die er zugreifen wollte, waren mit Chaosquanten vergiftet. Inzwischen hat das Orakel die Gefahr beseitigt. Mahlia gelingt es das Orakel davon zu überzeugen, dass die ihm vorliegende Fassung der Ereignisse manipuliert wurde. Bei einer erneuten Überprüfung bestätigt das Orakel ihre Hypothese. Daraufhin gelingt es ihm, die Quellen neu zu verknüpfen. Es stellt sich heraus, dass die Proto-Chaotische-Zelle tatsächlich nicht zerstört wurde, sondern sich sogar tief im Zentrum des Kerns des kosmokratischen Rüstungsplaneten EVOLUX befindet.

*

In der Zwischenzeit ist die Gruppe um Perry Rhodan und Colwin Heltamar in der Höhle des Orakels angekommen. Das Orakel lehnt Mahlia Meyhuns Ansinnen ab,

der neue Mittler zwischen ihm und den normalen Sterblichen zu werden. Alaska Saedelaere wiederum besteht darauf, dass Cappin-Fragment zurück zu erhalten. Als sie beide wieder aus dem Tunnel treten, wird Pravo Ylapp aktiv. Er hat Perry Rhodan nur zum Schein verraten. Nun gibt er Perry Rhodan das nach Alaskas Rettung wieder intakte Armband zurück, womit dieser wieder die Kontrolle über die Patrouille übernimmt. Er weist sie erneut an, Colwin Heltamar zu verhaften. Schließlich verlässt das Orakels von Takess für immer den Orakelberg, um das Universum zu erkunden. Zuvor teilt er jedoch allen Bürgern von EVOLUX mit, dass sich im Kern ihrer Heimat eine Proto-Chaotische Zelle befindet.

Anmerkungen:

Der Roman von Marc A. Herren bildet den Höhepunkt des Viererblocks. Die Ereignisse auf EVOLUX werden im wesentlichen aufgeklärt und mit Alaska Saedelaere tritt ein neuer Protagonist in die Handlung ein, welcher der Handlung eine überraschende Wendung gibt. Plötzlich geht es nicht mehr nur um den Verbleib des SOL-Mitteils und Roi Dantons.

Der Autor nutzt zudem relativ geschickt die Gelegenheit, die von ihm selbst gestaltete Miniserie „Arkon“ und seine persönliche Lieblingsfigur Sahira Saedelaere, die er ebenfalls weitgehend selbst gestaltet hat, beim Leser in Erinnerung zu rufen. Ob die von Marc A. Herren angedachte Story um Alaskas Tochter jedoch jemals weitergeführt wird, steht in den Sternen. Im offiziellen Rhodan-Forum räumte Marc A. Herren ein, dass er sich eigentlich aus privaten und beruflichen Gründen aus dem aktiven Autoren-Team zurückgezogen hat und der Roman für „Mission SOL“ lediglich eine Ausnahme war. Ob es jemals einen weiteren Roman von ihm geben wird, stehe in den Sternen. Damit ist natürlich auch das Schicksal von Sahira, Siela und der Kleingalaxie Fornax offen.

Die Handlung selbst ist voller Action und voller Informationen ohne im Chaos zu ertrinken oder zu einer reinen „Roadshow“ zu verkommen, wie zuvor „Mission SOL Nr. 5“. Im Gegenteil, der Roman gehört zu meinen persönlichen Lieblingen in der Miniserie.

© Pabel-Moewig

Mission SOL - Teil 8: Krise auf EVOLUX / von Bernd Perplies

Perry Rhodan begleitet Alaska Saedelaere in das sog. Strategische Auge der Steilen Stadt, hier befindet sich die Zentrale der Polizei von EVOLUX. Die Lage verschlimmert sich auf der Rüstungswelt immer weiter. Perrys Vorschlag, die Proto-Chaotische Zelle zu zerstören und den SOL-Mittelteil zu retten, stößt unter den Anwesenden auf allgemeine Zustimmung. Pravo Ylapp glaubt ein System im Aufstand bemerkt zu haben und dass bald auch die Gestrandeten von der SOL vom Aufruhr betroffen sein werden. Mit einer Space-Jet will er zu ihnen fliegen und sich um sie kümmern. Plötzlich meldet sich Colwin Heltamar per Funk und bietet Informationen zur Rettung des Mittelteils der SOL an, woraufhin der Sequenz-Rat von



Alaska ins Auge geholt wird. Colwin will allerdings die Proto-Chaotische-Zelle nur stabilisieren. Nach kurzer Diskussion wollen Perry und Colwin, zusammen mit einem Einsatz-Kommando unter Hauptmann Karr, zur SOL-Zelle 2 vorstoßen.

*

Mahlia Meyun hat sich geistig von Perry Rhodan und seinen Plänen verabschiedet. Sie will mit dem Chaos auf EVOLUX nichts zu tun haben und plant sich wieder im Tal der Gestrandeten niederzulassen und in das alte Leben zurückzukehren. Außerdem will sie endlich die Aufzeichnungen ihrer Vorfahren überbringen. Sie besucht zuerst das Haus des vor kurzem verstorbenen Elphin. Mahlia genießt anschließend die Aufmerksamkeit der im Tal verbliebenen Nachkommen der Solaner und erzählt ihnen von den Nachrichten ihrer Vorfahren, welche sie daraufhin unter den Menschen verbreitet. Nachdem alle gegangen sind, erkennt sie in dem letzten Anwesenden, Pravo Ylapp, der ihr von der nahenden Gefahr erzählt. Sein Appell, das Tal zu evakuieren, stößt jedoch auf taube Ohren. Mahlia Meyun geht zu ihrem Mann Hokan, der sie gefühllos empfängt, und erträgt zunächst seine Tiraden. Nach dem Frühstück geht sie spazieren und beobachtet vom Weiten den Rummel um Pravo Ylapp. Niemand schenkt ihm Glauben und er erntet nur Spott. Zwei ältere Menschen allerdings bleiben und geben sich ihm als seine Eltern zu erkennen. Pravo Ylapps richtiger Name sei Emt Kerriston. Wenig später kommt er zum See, wo er Mahlia trifft. Sie bietet ihm an, es bei ihm noch einmal mit einer Hypnoschulung zu versuchen, was er freudig annimmt. Tatsächlich erweist sich diese als voller Erfolg.

*

Die Revolte auf EVOLUX hat das Althanos-Segement längst erreicht und ein örtlicher Kommandant namens Yis tor Ilan fordert über Funk Hilfe an. Um einem außer Kontrolle geratenen Cyborg zu entgehen, nehmen Perry und seine Begleiter einen Umweg und laufen prompt in den Hinterhalt einer Gruppe aufständischer Sathox. Es entwickelt sich eine Pattsituation, die Colwin Heltamar dazu bewegt, seinen Plan einer Sonderschaltung für eine Cyborg-Armee zu offenbaren. In einer kurzen Kampfpause begleitet Karr ihn, während Perry Rhodan die Stellung mit den Sathox hält.

*

Nach der erfolgreich abgeschlossenen Hypnoschulung bietet Pravo Mahila an, ihr Gedächtnis zu löschen, damit sie sich besser im Tal der Gestrandeten einleben kann. Das will sie jedoch nicht. Hinzu kommt, dass sich langsam die Lage zuspitzt. Sie erkennt ihr Dilemma und versucht die Dörfler zu überreden, in die SOL-Zelle 1 zu kommen, wo sie selbst das Kommando übernimmt. Pravos Ylapps Space-Jet wird als Aufklärer verwendet, aber sie wird von den selbsternannten Ordnungspaladinen geortet, was zu einer Bedrohung des Tales führt. Doch einige Bewohner erkennen weiterhin den Ernst der Lage nicht an. Mahila Meyun startet schließlich ohne Rücksprache mit den Anderen die SOL-Zelle 1 in einem Gewaltstart und paralyisiert mit deren Geschützen die Rebellen. Roboter lesen die Menschen auf und bringen sie in einen Frachtraum. Mahila sendet dorthin ihre Mitstreiter, damit diese die letzten Rebellen überzeugen. Als sie schließlich den Kampf mit einer sich nähernden Raumflotte aufnehmen will, muss sie erkennen, dass sie sich übernommen hat.

*

Im Althanos-Segement schafft es Colwin Heltamar, die Zentrale zu übernehmen, allerdings stirbt dabei Kommandant Karr. Es wird brenzlig, aber die

herbeigerufenen Cyborgs kommen rechtzeitig an und dezimieren die Rebellen. Perry Rhodan befiehlt die restlichen Sathox zur SOL-Zelle 2, während er selbst zum Hyperstrahlungsmodulator eilt. Er nimmt Kontakt mit Colwin Heltamar auf, der sich auf ein Gespräch einlässt und ihm Vorhaltungen macht. Am Ziel angekommen, schießt er auf einen Sathox, aber dieser war vorbereitet. Perry Rhodan verwickelt den Yakonto in ein Gespräch und kann ihn überzeugen, vorerst nicht den Stabilisator abzuschalten. Da erreicht ihn der Hilferuf von Mahila Meyun, die sich an Bord der SOL-Zelle 1 nicht zu helfen weiß. Außerdem meldet sich Alaska Seadelaere aus der Steilen Stadt, der ihn bittet aufzuhören. Perry Rhodan weiß nicht, was er davon halten soll. Kurz daraufhin trifft er auf Colwin Heltamar, der ihm offenbart, eine Fraktale Aufriss-Glocke über das Segment erstellt zu haben. Perry Rhodan erkennt, dass er gescheitert ist und komplett auf die Hilfe des Verräters angewiesen ist. Für die SOL-Zelle 1 schickt der Yakonto die Dekontaminationsflotte aus, welche die Ordnungspaladine vernichtet. Mahlia Meyun ist nur erleichtert, dass sie letztlich alle Menschen im Tal der Gestrandeten retten konnte und besucht ihren Mann, dem sie ein Ultimatum stellt.

Anmerkungen:

Dieser Roman von Bernd Perplies ist der Abschlussband des Viererblocks und daher ein entsprechend reißerisches wildes Actionabenteuer, vor allem in der Haupthandlung um Perry Rhodan und Colwin Heltamars Truppe auf dem Weg zur SOL-Zelle 2.

Doch auch die zweite Handlungsebene um Mahila Meyun und Pravo Ylapp im Tal der Gestrandeten ist brechend voll mit Ereignissen und überraschenden Wendungen für die gesamte Handlung. Aber ich gebe es gern zu, dass mir die Action diesmal gefallen hat.

Im Rückblick fällt mir jedoch auf, wie Action-lastig der gesamte Viererblock war. Einen Großteil der präsentierten Handlung dieses Viererblocks hätte man auch einfach weglassen können, ohne dass dies hinterer einem einfachen Leser aufgefallen wäre. Meist war die Action jedoch gut verpackt, so dass es nicht wie völlig sinnfreie Action um der Action willen wirkte.

Im offiziellen Rhodan-Forum beklagten sich dagegen viele über den „Leidensweg“ von Mahila Meyun. Als Heldin eines Action-Romans ist sie viel zu sensibel, wehleidig und am Ende sogar egoistisch. Ich fand sie als Provinzlerin, die es unerwartet in das wildeste Getümmel wirft, jedoch durchaus gut getroffen und ihr Charakter entwickelt sich im Laufe der Handlung weiter.

MADDRAX

Die Dunkle Zukunft der Erde

Zum 20. Jubiläum der Bastei-Heftserie

von Göttrik

20 Jahre MADDRAX - der Jubiläumsband

Mit dem am 4. Februar 2020 erschienenen Heft Nr. 523 „Crossover“ von Oliver Fröhlich feiert die Bastei-Heftserie **„Maddrax“** ihr 20-jähriges Jubiläum.

Als am 8. Februar 2000 das erste Heft der Serie „Maddrax“ erschien, hatte sich niemand vorstellen können, dass diese Serie so lange durchhalten würde.

„Perry Rhodan“ und „Atlan“ waren über lange Zeit die einzigen Zukunftsroman-Serien mit fortlaufender Handlung, die es auf mehr als 200 Hefte brachten. Diese Schwelle hat „Maddrax“ nun schon vor einem Jahrzehnt überschritten und die Serie erscheint weiterhin alle zwei Wochen. Auch wenn die meisten Leser der Serie es gar nicht so gern haben, wenn „Maddrax“ in das gleiche Genre eingeordnet wird, wie die zahlreichen Space-Operas, der letzten über 120 Jahre, seit dem Erscheinen von Kurd Laßwitz „Auf zwei Planeten“ im Jahre 1897.

Weltraumabenteuer der herkömmlichen Art spielen dort nur selten eine Rolle. Auch gesellschaftliche, politische oder wissenschaftliche Themen spielen nur selten eine Rolle. Die Serie präsentiert sich vordergründig als reiner Eskapismus mit eher seltenen und dann eher satirischen Ausflügen zu offen gegenwartsbezogenen Themen. Die meiste Zeit bewegt sich die Handlung in einer traumatischen postapokalyptischen Welt voller Barbaren, Monster und außerirdischer Invasoren, die nicht immer sofort als solche zu erkennen sind, sondern auf dem ersten Blick für „normale Wesen“ gehalten werden könnten, bis sie für nun ja Verwirrung sorgen.

Es ist allerdings richtig, dass die Serie „Professor Zamorra“ bereits lange zuvor auf einen Mix aus Grusel, Fantasy und gelegentlichen SF-Elementen setzte und die Schwelle von 200 Ausgaben schon viel früher erreichte, aber dort dominierte von Anfang an und ganz offen das „Geister-Jäger“-Genre. Auch bewegt sich die Handlungszeit in der Regel in der relativen Gegenwart. Schließlich vertritt die Serie kein rationales Weltbild, sondern ein magisches. Mit Serien wie „Jerry Cotton“, „John Sinclair“ und „Lassiter“ verlassen wir die Welt der Science-Fiction komplett.

*

Mit einer klassischen und trotz zahlreicher Wandlungen sowie längerer Unterbrechungen noch immer laufenden amerikanischen Romanserie mit ebenso zahlreichen und langlebigen Ablegern als Comics, Hörspiele und sogar TV-Serien sowie Filmen lässt sich „Maddrax“ jedoch inhaltlich sehr gut vergleichen, auch wenn diese mehr als 70 Jahre älter ist: „Buck Rogers“. Auch wenn dies aus Sicht des Redakteurs der Heftromanserie, Michael Schönenbröcher, reiner Zufall ist.

Ähnlich wie Buck Rogers verschlägt es den Titelhelden der Heftserie Maddrax, alias Matthew Drax, aus der Gegenwart, hier dem Jahr 2012 n. Chr., in die ferne

Zukunft, hier das Jahr 2516 n. Chr. Wie Buck Rogers ist auch Matthew Drax ein Pilot der US Air Force. Im Gegensatz zu Buck Rogers in den meisten Versionen ist Matthew Drax jedoch noch im Dienst als es zur Katastrophe kommt. Er wird Zeuge wie am 8. Februar 2012 ein Komet relativ unerwartet im Sonnensystem erscheint und die Erde trifft. Es bleibt jedoch Millionen Menschen noch die Zeit sich in Bunkerstädte zurückzuziehen. Zudem ist die vom Kometen angerichtete Zerstörung nicht so gewaltig und alles vernichtend, wie zunächst erwartet. Von der menschlichen Zivilisation, wie wir sie kennen, bleibt dennoch kaum etwas übrig. Buck Rogers wird im Originalroman aus dem Jahre 1928 von der Katastrophe überrascht, während er als Bergwerksinspekteur ein solches Bergwerk besichtigt und schließlich bei dessen Einsturz verschüttet wird. Das dabei in die Gänge des Bergwerks freigesetzte Gas weist eine besondere Zusammensetzung auf. Es tötet ihn nicht, sondern versetzt ihn in einen kryogenen Tiefschlaf, aus dem Buck Rogers erst 500 Jahre später wieder erwacht. Das Vorbild hierfür war die frühmittelalterliche Heiligenlegende über die Siebenschläfer. Konkret erwacht Rogers als der Berg von Wind und Wetter abgetragen wurde und der Schacht des Bergwerks einstürzt. Der Held gerät danach sofort in einen Hinterhalt, von nun ja relativ normalen Menschen, die lediglich kannibalisch veranlagte Amazonen sind. Diese wurden vom einstürzenden Bergwerk angezogen. Buck wird jedoch von der recht selbstbewussten Kriegerin Wilma Deering gerettet. Diese stammt aus einer Bunkerstadt, ist selbst eine kriegerische Amazone und zählt zum Adel ihrer Bunkergemeinschaft, welche die technischen Errungenschaften der Zivilisation nicht komplett verloren hat. Wilma und Buck ziehen zunächst durch ein postapokalyptisches Europa und reisen dann per Segelschiff in die USA. Dort herrschen keine besseren Verhältnisse. Allerdings sind einige Großstädte als Bunkerstädte erhalten geblieben. Das Ziel von Buck Rogers und Wilma Deering ist zunächst die gleichnamige Hauptstadt des früheren US-Bundesstaats Pennsylvania. Die USA als Staat ist jedoch nur noch pure Utopie und es herrschen zudem Wesen über das Land, die aus dem Inneren von China kommen. Doch auch dieses Land diente ihnen nur als Sprungbrett zur Invasion der Erde, denn in Wahrheit kamen die Invasoren mit dem Kometen aus dem Weltraum. Ausflüge in den Weltraum sind bei Buck Rogers in den ersten Jahren der Roman-Serie eher selten. In den Hörspielen der 1930er Jahre ändert sich dies jedoch schnell. Sie befreien Amerika von den Besatzern und brechen bald zur Gefahrenabwehr in den Weltraum auf. Mit dabei sind der Wissenschaftler Dr. Huer, der Marsmann Inaldo und Tallan vom Jupiter. Ihre Gegner sind Raumpiraten, Tigermenschen vom Mars und immer wieder der Erzbösewicht Killer Kane, der wie Buck aus dem 20. Jahrhundert stammt und Prinzessin Ardala Valmar, die einst als Tochter des Anführers der außerirdischen Eroberer zur verwüsteten Erde gelangte. Sie versucht immer wieder im Bündnis mit Killer Kane die Weltherrschaft zurückzuerobern. Lange Jahrzehnte blieb „Buck Rogers“ jedoch in Deutschland unbekannt. Dies änderte sich erst Ende der 1970er Jahre mit der amerikanischen Fernsehserie „Buck Rogers“, in der jedoch klassische Weltraumabenteuer a la „Star Trek“ sehr bald zur Norm wurden. Die ersten Buck Rogers-Romane waren da bereits 50 Jahre alt. Tatsächlich wechselte auch in den Comics sehr schnell das Szenario in Richtung Space-Opera. Spätestens seit der TV-Serie aus den 70er Jahren bilden die Barbaren außerhalb der Bunkerstädte auf der immer noch verwüsteten Oberfläche der Erde nur noch eine bunte Theaterkulisse ohne Einfluss auf die tatsächliche Handlung. Letzteres ist wiederum der weitaus größte Unterschied zur deutschen Heftserie „Maddrax“, denn dort wurde die Technik der Bunkerstädte von den außerirdischen Invasoren kurz vor ihrer Flucht lahmgelegt und die Bewohner der Bunkerstädte fanden einen Weg in der Wildnis zu überleben oder starben.

*

Laut dem Redakteur und Erfinder der Serie „Maddrax“, Michael Schönenbröcher, war sein Vorbild für das erste Serienkonzept jedoch die Comic-Serie „Andrax“. Diese erschien ab 1973 für vier Jahre im Kauka-Verlag und war eine deutsch-spanische Co-Produktion. Die Serie wurde gezielt im Auftrag des deutschen Verlags als Ersatz für die Comic-Serie „Kronan“ produziert. Die Inspiration für „Kronan“ war die Fantasy-Serie „Conan“ aus den 1930er Jahren. Idee und Konzept für „Andrax“ stammten wiederum von Peter Wiechmann, der für den Kauka-Verlag eine ganze Reihe weiterer Comic-Serien erfand, konzipierte und textete. „Kronan“ unterschied sich vom Vorbild „Conan“ dadurch, dass es in Spanien von dortigen Zeichnern sowie Textern produziert wurde und die Handlung im frühmittelalterlichen Nordeuropa bei den Wikingern spielte. „Andrax“ wiederum unterschied sich von „Kronan“, dadurch dass es sich um eine in der fernen Zukunft spielende postapokalyptische Barbarenstory handelte, in der es jedoch meist wie im Mittelalter zuging. In wieweit die Macher von „Andrax“ dabei von „Buck Rogers“ und anderen Serien aus dem postapokalyptischen Genre beeinflusst wurden ist mir nicht bekannt. Die Texte der „Andrax“-Comics stammten meist von Peter Wiechmann und den Kauka-Redakteuren Gaby Schuster und Peter Puls. Die eigentlichen Zeichnungen stammten vom spanischen Verlag Bardon-Art unter der Leitung von Jordi Macabich, der auch den Titel der Serie erfand. Der eigentliche Redakteur in Spanien war Jordi Bernet, der seinen Onkel Miguel Cussao als Szenaristen einsetzte. Zwischen 1973 und 1976 wurden insgesamt 26 Episoden umgesetzt, wobei kürzere Storys teilweise unter demselben Titel zusammengefasst wurden. 1989 realisierte der spanische Redakteur Jordi Bernet anlässlich eines Comic-Festivals in Barcelona mit Szenarist Antonio Segura die nicht vom Kauka-Verlag autorisierte 12-seitige Andrax-Abschlussgeschichte "Volveré a Vengarles". Die Serie war nicht nur in Deutschland bekannt: Vor allem in Frankreich, Spanien und Italien interessierte man sich für „Andrax“.

Inhaltlich beginnt auch hier alles damit, dass der Held „Andrax“ die Jahrhunderte im Tiefschlaf verpennt und in einer fernen, barbarischen und überraschend primitiven Zukunft erwacht. Der Titelheld „Andrax“ ist der Zehnkämpfer Michael Rush, der erfolgreich bei den Olympischen Spielen in Montreal im Jahre 1976 antritt. Der Wissenschaftler Prof. Magor lässt ihn kidnappen und führt an ihm grausame Experimente durch. Er lässt ihn schließlich 2000 Jahre in einer Tiefschlafkapsel verschlafen, um ihn in einer perfekten Zivilisation wieder aufwachen zu lassen. Doch die Zukunft entwickelt sich nicht so, wie vom verrückten Professor erwartet. Stattdessen findet sich Rush in einer Alptraumwelt wieder, in der ein unerklärliches Nebeneinander vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Epochen herrscht. Nur mit einem Schwert und dem Wissen aus seiner Zeit bewaffnet, kämpft sich Rush als Andrax durchs Chaos und überwindet dank seiner körperlichen Fähigkeiten zahlreiche Gefahren. Zu seinem Begleiter auf der Suche nach der Vergangenheit wird Holernes, der König der Kaunas.

*

Für die Zusammenfassung von „Maddrax“ selbst zitiere ich aus dem „Was bisher geschah!“-Kasten auf der Seite 5 der Romane. Im Heft 518 beginnt die Zusammenfassung so:

„Am 8. Februar 2012 trifft der Komet >>Christoper-Floyd“ << – in Wahrheit eine Arche Außerirdischer – die Erde. Ein Leichentuch aus Staub legt sich für

Jahrhunderte um den Planeten. Nach der Eiszeit bevölkern Mutationen die Länder und die Menschheit ist degeneriert. In dieses Szenario versetzt es den Piloten Matthew Drax, >>Maddrax<< genannt, dessen Staffel durch einen Zeitstrahl vom Mars ins Jahr 2516 versetzt wird. Zusammen mit der telepathisch begabten Kriegerin Aruula erkundet er diese ihm fremde Erde. Bis sie [in den 400er Heften] durch ein Wurmloch in ein Ringplanetensystem versetzt werden, [das sich in einem weit entfernten Sonnensystem befindet,] während der Mond auf die Erde zu stürzen droht. Matt findet Hilfe und Verbündete und die Rettung gelingt in letzter Sekunde – aber etwas geht schief: Areale aus verschiedenen Parallelwelten manifestieren sich plötzlich auf der Erde.“

Diese kurze Einführung reicht, um den aktuellen Handlungsstand zu verstehen. Zu den Heften 500 bis 517 habe ich bereits etwas in meinen Leserbriefen im „World of Cosmos“ 101 und 102 geschrieben. Für die Handlung ab Heft 518 sind vor allem zwei Dinge wichtig:

In Köln alias Coellen erschien überraschend ein nur wenige Jahre jüngerer Areal, in dem Matthew Drex und Aruula auf eine ganze Gruppe von Leuten trifft, die in ihrer eigenen Welt bereits verstorben sind. Darunter ist vor allem der weißhaarige, albinotische Barbarenhäuptling und Weggefährte Rulfan und der, wie Matt aus dem Jahre 2012 stammende, irre Prof. Dr. Smythe, der komplett durchgedreht ist und nur noch vom Wahnsinn gelenkt wird. Der Wissenschaftler wird rechtzeitig gefasst und zur Rechenschaft gezogen, während Rulfan wieder zum Verbündeten wird.

Mindestens ebenso wichtig ist die Entdeckung eines Areals auf der mexikanischen Halbinsel Yukatan, das von intelligenten Dinosauriern bewohnt wird. Dort leben zwei rivalisierende Stämme. Die in der Regel als Söldner dienenden Rukh, die als primitiver gelten als der andere Stamm, der die Elite bildet und sich die Szouss nennt. Das Gebiet selbst ist nichts anderes als ein Stadtteil der Metropole Rhaaka, der in seinem Zentrum ein wichtiges Forschungszentrum beherbergt. Matt und Aruula freunden sich während ihres Aufenthalts in diesem Gebiet mit dem männlichen Szouss Ydiel an, der sie auf ihrer weiteren Reise über die Erde des 26. Jahrhunderts begleitet. Für kurze Zeit wird er fast so etwas wie das Maskottchen der kleinen Gruppe, bis er in einem Wald unweit von Nürnberg von Colonel Aran Kormak gestellt und mit einer Strahlenpistole beschossen wird. Matt und Aruula halten Ydiel daraufhin für verstorben, durch das zerstrahlen seines Körpers. Tatsächlich hat Kormak mit der Strahlenwaffe Ydiel jedoch nur auf etwas mehr als Insektengröße geschrumpft. Kormaks weitere Spur führt nach Schottland, der Matt und Aruula bald folgen, während Ydiel in Nürnberg zurückbleibt.

*

Maddrax Nr. 518: Taratzen! / von Ian Rolf Hill

Zur Handlungszeit des Romans ist Paris oder zeitgenössisch Parii nur noch eine dünn besiedelte Trümmerlandschaft. Zu den Bewohnern gehört auch Karmii mit ihrer zwölfjährigen Tochter Lussia. Diese leben zusammen mit anderen Menschen in einem Hochhaus, das von seinen Bewohnern „DeGoll“ genannt wird und zum einstigen Flughafen gehört.

Eine besonders enge Freundschaft verbindet Karmii mit der jungen Anschella und ihrem Sohn Mirotsch. Ungewöhnlich ist, dass diese beiden nur von Karmii wahrgenommen werden und scheinbar gar nicht da sind. Karmii selbst gehörte einst zu einer Gruppe von Bunkermenschen, die bis vor wenigen Jahren einen gewissen Rest der alten Zivilisation aufrecht erhalten konnten. Doch dies ist selbst bereits einige Jahre her. Karmii und ihre Tochter wurden von den Barbaren im „DeGoll“ freundlich aufgenommen. Doch nun herrscht große Aufregung. Mitten im Zentrum der Stadt Parii, rund um den Resten des Eifelturms ist eine Zone entstanden, die von einer viele Meter hohen Hecke umgeben wird, fast wie im Märchen von Dornröschen. Niemand weiß, was in der Sperrzone vor sich geht. Bei den Bewohnern in der Umgebung sorgt die Erscheinung jedoch für helle Aufregung.

Schließlich kommt es zur Katastrophe als Tausende von Taratzen, menschengroße, relativ intelligente Rattenwesen, in einem gewaltigen Pilgerzug in Richtung der Sperrzone ziehen und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln in diese einzudringen versuchen. Dabei nehmen sie auf nichts und niemand Rücksicht und zerstören das Hochhaus „DeGoll“ endgültig und eher im Vorbeigehen. Fast alle Bewohner des Hochhauses sterben dabei, lediglich Karmii und ihrer Tochter gelingt es sich in einen relativ sicheren Winkel zurückzuziehen und das weitere Geschehen aus sicherer Entfernung zu beobachten. Dabei bemerken Sie auch die Ankunft eines Flugautos.

*

Bei den Passagieren des Gleiters handelt es sich um Aruula, Rulfan und Maddrax, die gerade auf der Rückreise von ihrem Abenteuer in Schottland sind. Dort war es zu einem Zweikampf zwischen Freunden von Maddrax und Anhängern von Colonel Aran Kormak gekommen. Der Angriff wurde zurückgeschlagen und der Colonel floh in vorerst unbekannte Gebiete.

Maddrax und seine beiden Freunde steuern direkt das Innere der Sperrzone an und stoßen dort auf eine Innenstadt von Paris aus einer Parallelwelt, die im Vergleich zum heimatlichen Parii von Maddrax noch relativ intakt und gut gepflegt wirkt, auch wenn es sich kulturell und technologisch eher auf einem mittelalterlichen Niveau bewegt. Die besondere Überraschung ist, dass Menschen und Taratzen hier eine enge und relativ harmonische Lebensgemeinschaft bilden, während diese beiden Gruppen sich in der gewohnten Realität von Maddrax ständig bekämpfen.

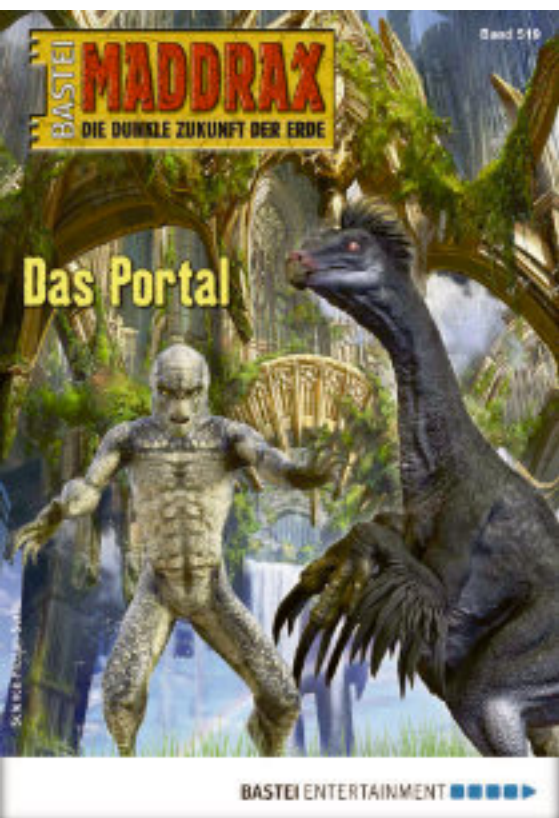
Maddrax und seine Freunde werden von den Bewohnern dieser Innenstadt



gefangengenommen und verhört, während von außen wilde Taratzen aus dem Pariser Umland die Stadt belagern und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu erobern trachten. Die Helden versuchen die Bewohner der Innenstadt von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen und ihnen beim Kampf gegen die Eindringlinge zu helfen. Doch am Ende scheint alles vergeblich, weil zu allem Überfluss der Wahnsinn um sich greift.

Anmerkungen:

Dies war nun natürlich nur die Schilderung der Ausgangssituation des Romans. Sie steht zudem sehr gut als Beispiel für viele Romane in diesem Abschnitt der Serie, in dem Maddrax und seine Freunde sich noch in der neuen Situation seit Heft 500 zu orientieren versuchen. Bei „Perry Rhodan“ würden hier einige Leser allerdings unfein von einem Lückenfüller sprechen, da die Gesamthandlung nicht wirklich voran gebracht wird. Tatsächlich kann man ihn jedoch auch als sehr guten Startpunkt für das Lesen der zweiten Phase des aktuellen Zyklus nutzen, in der die Helden langsam, natürlich nur sehr langsam, hinter die Natur des Geheimnisses kommen.



Maddrax Nr. 519: Das Portal / von Ian Rolf Hill

Seit Maddrax und seine Freunde den auf die Erde des Jahres 2549 versetzten Stadtteil der Metropole Rhaaka aus der Kreidezeit verlassen haben, sind bereits zwei Wochen vergangen. Die Sauroide Oolkrah aus dem Volk der kriegerischen Rrukh, welche die Kommandantin der Stadtwache ist, hat ihre Leute zur Rebellion gegen die Verwaltung des Stadtteils und des Forschungszentrums verleitet. Seit Tagen tobt ein Bürgerkrieg in den Straßen. Oszie, die alte „Große Mutter“ der Rrukh zum Zeitpunkt der Versetzung des Stadtteils in die aus ihrer Sicht ferne Zukunft der Erde, lebt nicht mehr. Ein kurzer Streit zwischen der Führung der Stadtwache und der Chefwissenschaftlerin Uuriah aus dem Volk der Szouss genügte um die alten Konflikte eskalieren zu lassen. Doch während in den dicht bewohnten Quartieren des Viertels und in den Straßen rund um das Forschungszentrum wilde Kämpfe toben, herrschen in den Außenbezirken des Stadtteils fast wieder normale Verhältnisse.

Der ausgedehnte Turmbau mit den zahllosen Nebengebäuden, der den Kern des Forschungszentrums bildet, wurde relativ schnell von den Rrukh erobert. Doch Uuriah und ihre zahlreichen Assistentinnen sind dort zurückgeblieben und in Gefangenschaft der Rrukh geraten. Der Grund ist ein noch immer laufendes Experiment. Im Zentrum des Turms, der das Zentrum des Forschungszentrums bildet und das wiederum das Zentrum des in die ferne Zukunft versetzten Stadtteils von Rhaaka bildet, befindet sich ein instabiles energetisches Feld, das von den Szouss erforscht und manipuliert wird. Erst nach einigen Experimenten finden die Szouss unter Führung von Uuriah heraus, dass es einen Übergang in die Kreidezeit und in die dort zurückgebliebenen Stadtteile Rhaakas bildet.

*

Ganz am Rande des auf die Erde des 26. Jahrhunderts versetzten Stadtteils von Rhaaka befindet sich das Graagonen-Gehege des Tierreservats der Millionenstadt. Bei den Graagonen handelt es sich um mittelgroße Reittiere, die von den Szouss unter der Leitung der Zoologin Chilloh gezüchtet werden. Dort befindet sich zu Beginn der Romanhandlung auch Rekar, die Lebensgefährtin von Ydiel, der mit Maddrax und seinen Freunden vor zwei Wochen abgereist ist.

In den Kämpfen um die Herrschaft in dem Stadtteil zwischen Rrukh und Szouss spielen der Park und seine Bewohner keine zentrale Rolle. Ein Archivar aus der fernen Zukunft entschließt sich dazu, diesen Ort und diese Zeit aufzusuchen, um dort Artefakte für seine private Sammlung in der heimischen Zukunft zu erbeuten. Dabei kreuzen sich seine Wege mit der misstrauischen Chilloh, die er nur mit äußerster Mühe von der absoluten Redlichkeit seiner Absichten überzeugen kann. Letztlich gelingt es selbst ihm nur unter Einsatz eines Psychostrahlers die Szouss dazu zu bringen, ihn frei abziehen zu lassen und ihm dafür sogar eines der jungen Reittiere zu überlassen.

Sein Ziel ist das Forschungszentrum im Zentrum der Stadt und im Zentrum der immer noch tobenden Kämpfe. Unterwegs gerät er jedoch nur in eine gewöhnliche Polizeikontrolle und wird beinahe verhaftet. Im Forschungszentrum selbst gewinnt er das Vertrauen der Sauroiden dadurch, dass er an wichtiger Stelle dabei hilft das Experiment zur Erschaffung eines Übergangs in die heimische Zeit und Welt zu vollenden. Für Oolkrah wird die Situation dadurch kompliziert, da sie sich der Verwaltung in der Heimat als rechtmäßige Führerin der Sauroiden in der Zukunft präsentieren will. Sie hofft dabei auf die Hilfe des seltsamen Mannes aus einer noch viel fernerer Zukunft.

*

In Europa haben sich die Verhältnisse inzwischen weitgehend geklärt. Maddrax und seine Freunde sind nach einigem Zögern zu der Überzeugung gelangt, dass nun der richtige Zeitpunkt sein müsste, die Szouss Rekar über das vermeintliche Schicksal von Ydiel aufzuklären, jedenfalls soweit es Maddrax und seine Freunde mitbekommen haben. Aruula, Rulfan und Maddrax reisen schließlich mit dem Gleiter in die von einer viele Meter hohen Hecke umgebenen Sperrzone und geraten sofort mitten hinein in die letzten Kämpfe zwischen Szouss und Rrukh um die Herrschaft.

Anmerkungen:

Die Hefte 518 und 519 haben mit Ian Rolf Hill einen gemeinsamen Autor. Sie bilden jedoch keinen Doppelroman mit einer durchgehenden Handlung. Allerdings geht es in Heft 519 erstmals seit längerem mit der übergeordneten Handlung weiter. Die Archivare aus der fernen Zukunft sind auf die überall auf der Welt aufgetauchten Sperrzonen aus anderen Epochen und aus Parallelwelten aufmerksam geworden und nutzen diese für ihre eigenen Zwecke, welche diese auch immer sein mögen. Außerdem sind jene Gebiete, die in Maddrax-Welt durch Zonen aus anderen Zeiten und Parallelwelten ersetzt wurden, bei diesem Vorgang nicht einfach vernichtet, sondern wurden an die Ausgangsposition der Sperrzonen versetzt. In diesem Fall mit einem Areal voller Urwald und Dinosauriern erinnert dies mich irgendwie an die alte, kurzlebige Bastei-Heftserie „Dinoland“ aus den 90er Jahren.

Maddrax Nr. 520: Verlorene Erinnerungen / diverse Autoren

Dem Archivar aus der fernen Zukunft ist es in der Sperrzone der Saurier auf der Halbinsel Yukatan gelungen Maddrax und Aruula in seine Gewalt zu bringen. Er hat sie in eine einsame Höhle verschleppt und in einen künstlichen Tiefschlaf versetzt. Dabei manipuliert er Maddrax' Träume, so dass er Brocken aus der Erinnerung des Helden als eine Art Film sehen kann. Er hält die beiden für die Verantwortlichen für das Chaos um die zahllosen aufgetauchten Sperrzonen aus fernen Zeiten und Parallelwelten. Doch seine Erwartungen werden enttäuscht. Auf diesem Weg kommt das Wesen aus der fernen Zukunft dem Geheimnis hinter den Sperrzonen auch nicht auf die Spur.

Anmerkungen:

Der offizielle Erscheinungstermin für das Heft „Maddrax“-Nr. 520 war der 24. Dezember 2019. Konkret kam das Heft jedoch schon am Freitag oder Samstag davor in den Handel. Dabei ist es fast schon eine kleine Tradition Hefte des Bastei-Verlags, die zum Heiligabend erscheinen, nicht als ein Teil der jeweils regulären Handlung zu betrachten, sondern der Haupthandlung eine Pause zu gönnen und das Heft selbst wiederum für eine Sammlung von Kurzgeschichten zu nutzen.

Die oben kurz zusammengefasste Rahmenhandlung stammt von Michael „Mad Mike“ Schönenbröcher. Hinzu kamen folgende Kurzgeschichten:

„Der erste Flug“ von Ansgar Back mit einem Blick auf ein Abenteuer aus der Kindheit des Titelhelden.

„Der träumende Gott“ von Sascha Vennemann mit einer kurzen Szene, die in der Handlung des ersten Heftes spielt als Maddrax erneut ohnmächtig wird und Aruula über ihn wacht.

„Himmelfahrtskommando“ von Ian Rolf Hill schildert ein Ereignis am Rande der Handlung von Heft 41 „Tribute to the King“. Aruula und Maddrax halten sich in der Stadt Memphis in den USA auf und nehmen an einem Treffen der Truveers teil. Die Truveers sind Musiker, die sich auch im 26. Jahrhundert noch als Fans von Elvis verstehen und entsprechende Wettbewerbe abhalten. Ein Party-Gelage nach einer dieser Wettbewerbe wird von Räufern gestört, die allerdings wiederum von den Reverends an der erfolgreichen Ausübung ihres kriminellen Gewerbes gehindert werden. Bei den Reverends handelt es sich um eine Gruppe von Charakteren, die aus der Serie „Reverend Pain“ übernommen wurde. Bei ihnen handelt es sich konkret um katholische Geistliche, die auf Motorrädern durch die USA ziehen und in dem totalen Chaos des 26. Jahrhunderts mit Schrottfinte und wilden Sprüchen für Recht und Ordnung sorgen. Der Erfinder der Serie „Reverend Pain“ wurde bis heute nicht offiziell bekanntgegeben.



„Schnurrers Weg“ von Lucy Guth beantwortet die Frage vieler Fans, was aus dem kleinen, vierbeinigen Wegbegleiter von Matthew Drax und Aruula inzwischen geworden ist.

In der Story „Schlaglichter einer Nacht“ von Jana Paradigis zieht Maddrux durch eine Bunkerstadt auf dem Mars, an der Seite von Chandra, die zu dieser Zeit seine Begleiterin war und erlebt einige Abenteuer im Vergnügungsviertel, die sich jedoch als virtuelles Computerspiel erweisen. Der Mars ist unter anderem der Ausgangspunkt für den Energiestrahler gewesen, der den Kometen beim Sturz auf die Erde 2012 abbremste sowie Maddrux und seine Fliegerstaffel um 500 Jahre in die Zukunft versetzte. Wenige Jahre vor diesem Ereignis gab es im Maddrux-Universum eine Marsmission der NASA, deren Nachkommen bis ins 26. Jahrhundert überlebt haben und dank Terraforming den Planeten sogar wieder urbar machen konnten. Dieser wird daher immer mal wieder Handlungsschauplatz. Darüber hinaus war der Mars vor vielen Millionen Jahren ein erdähnlicher Planet, der von den Hydree bewohnt wurde. Als der Mars jedoch seine heutige Form annahm und austrocknete, flohen sie auf die urzeitliche Erde und gründeten als Amphibienwesen am Grund der Ozeane eine eigene Zivilisation.

„Im Zeitstrahl“ von Manfred Weinland spielt in einer nachträglich eingefügten Lücke der Handlung von Heft 268 als Maddrux und Aruula mit dem Strahl der Hydree vom Mars reisen. Sie stellen dabei fest, dass sie nicht die einzigen Wesen sind, die sich in diesem Energiestrahler aufhalten.

In der Story „Unter Toten“ von Christian Schwarz geht es zurück in das New York der Hefte 25/26. Maddrux gelangt in die Hände von „Eis-Zombies“, die den Menschen aus der fernen Vergangenheit als neuen Wirt für ihre intelligenten Parasiten ausgewählt haben, dabei erzählt er ihnen wiederum im Traum aus den Tagen kurz vor der Katastrophe. Während der Zeremonie entdecken die „Eis-Zombies“ im Eis einen grünen Kristall, der mit dem Geist einer Daa'murin aufgeladen ist. Deren Volk wiederum war es, das als Invasoren 2012 mit dem Kometen zur Erde gelangte.

„Sein Werkzeug“ von Wolf Binder spielt schon sehr viel später, genauer während des Hefts 423 auf dem Roboterplaneten Binar im Ringplanetensystem der Kasynari.

Oliver Fröhlichs „Im Angesicht des Schöpfers“ spielt hingegen nach einem Parallelwelten-Sprung in einem Handlungssprung zwischen den Heften 321 und 322.

Den Reigen der Storys schließt schließlich Ben Calvin Harys „Die letzte Weihnacht“ und hat nicht Matt, sondern Aruulas Erinnerung zum Thema. Hier geht es um ein Erlebnis während ihres Aufenthalts auf dem Planeten Cancriss im Heft 486. Diese Welt ist die Heimat der sehr weit entwickelten Pancinowa, die in einem halb vergeistigten Kollektiv zusammenleben, in dem die „Menschen“ sich auch telepathisch per Gedankenaustausch verständigen. Auch ihre Technik ist sehr viel weiter entwickelt als alles was Maddrux und Aruula bis dahin kennengelernt haben, mit Ausnahme der Errungenschaften der Archivare natürlich. Doch dann ist es ausgerechnet eine simple Schallplatte aus dem Jahr 1984 mit dem Weihnachtslied „Last Christmas“ von Wham!, die beinahe zur Katastrophe führt.



Maddrax Nr. 521: Kurs ins Verderben / von Stefan Hensch

Am 14. Dezember 1911 erreichen Roald Amundsen und seine Mitstreiter als erste Menschen auf der Erde den Südpol, nach einem gefährlichen und mühsamen Wettlauf mit der Gruppe um den britischen Marineoffizier und Polarforscher Robert Falcon Scott. Das Scott vor ihnen am Südpol war und dann auf dem Rückweg verstarb, ist es nicht was Amundsen und seine Leute erschreckt und verwirrt, sondern das was sie ganz in der Nähe des Südpols im ewigen Eis finden: Die Überreste eines bereits vor vielen Jahren oder gar Jahrhunderten abgestürzten Raumschiffs.

Der Norweger Amundsen nimmt einige Artefakte aus dem Wrack mit und versucht diese zu verkaufen. Er findet jedoch kaum Käufer. Vor allem ein technisches Artefakt, das ganz entfernt an einen modernen Elektromotor erinnert, erweist sich als besonders schwerer Fall, da es noch halbwegs intakt ist und dessen Ursprung von den Experten heftig angezweifelt wird.

Schließlich findet Amundsen doch noch einen Käufer, dieser wohnt jedoch in New York in den USA. Der Norweger lässt das Artefakt unter größtmöglichen Sicherheitsvorkehrungen von seinem persönlichen Sekretär in die USA bringen. Dieser wählt ausgerechnet die TITANIC auf ihrer Jungfernfahrt als das am besten geeignete Transportmittel für sich und das Artefakt aus.

Während der Überfahrt über den Atlantik häufen sich die seltsamen Vorkommnisse in den Kabinen und Lagerräumen rund um die Kiste mit dem Artefakt. Schließlich werden die Besatzungsmitglieder Zeuge eines äußerst ungewöhnlichen und langandauernden Polarlichts.

*

Aruula und Maddrax wurden vom Archivar wieder freigelassen, nachdem für diesem feststand, das sie nicht schuldig sind, an den Erscheinungen mit den aus fremden Zeiten und Parallelwelten aufgetauchten Sperrzonen. Rulfan hat die Abwesenheit der beiden Helden genutzt zwischen den aus der Kreidezeit stammenden und sich bekämpfenden Gruppen in der Dinosaurierstadt auf Yukatan zu vermitteln. Nun kehren alle drei mit dem Gleiter nach Europa zurück. Unterwegs werden sie jedoch von einem Unwetter überrascht und stoßen auf die auf dem Atlantik treibende TITANIC. An Bord des Luxusliners herrscht inzwischen komplettes Chaos. Dennoch werden sie vom Kapitän und seinen Offizieren an Bord des Schiffs wie hohe Staatsgäste hofiert als sie an Deck der TITANIC landen. Maddrax und seine Freunde suchen nach dem Ursprung des Chaos an Bord und werden mit dem Artefakt aus der Sammlung von Roald Amundsen fündig. Doch sie sind nicht die einzigen Personen, die sich für dieses Objekt aus einer anderen Welt interessieren, da ist auch noch einer der Archivare aus der fernen Zukunft, der sich betont auffällig unauffällig auf die Suche nach dem Artefakt macht.

Anmerkungen:

Beim Autor Stefan Hensch handelt es sich um einen noch relativ jungen Autor,

der hier einen seiner ersten Heftrömäne bei einem der großen kommerziellen Verlage veröffentlicht. Er präsentiert ein buntes Potpourri an schrägen Gestalten und noch viel schrägeren Situationen. Auf der LKS stellt Michael „Mad Mike“ Schönenbröcher den Autor mit einem Interview und einer Personenbeschreibung vor. Einen besonderen Eindruck schindet das doppelseitige Titelbild des Heftes mit der TITANIC in voller Fahrt.

Maddrax Nr. 522: Zurück zum Kratersee / von Lucy Guth

Erstmals seit etwa einem halben Jahr erscheint in der ersten Januar Woche 2020 wieder ein Maddrax-Heft, das den mutigen Szouss Ydiel in den Mittelpunkt der Handlung stellt. Die Autorin folgt nunmehr also den zahlreichen Leserwünschen, den sympathischen, viel begabten Dinosaurier, den Gucky von Bastei wieder in die Handlung zurückzubringen.

Zuletzt war Ydiel von Colonel Aran Kormak in einem Wald in der Vorstadt von Nürnberg mit einer Strahlenkanone beschossen worden. In kleineren Einsprengseln in früheren Heften erwies sich deren Wirkung bereits als weniger fatal als von Maddrax und Aruula angenommen. Ydiel ist „lediglich“ zu einem Wichtel in der Größe einer Kakerlake geschrumpft und irrt ziellos durch die Straßen von Nürnberg auf der Suche nach Maddrax und seinen Freunden.

Inzwischen sitzt er in der Kanalisation fest und kämpft mit Mäusen, Insekten und Echsen, die alle nicht viel größer sind als er selbst zu diesem Zeitpunkt. Nach einigen Tagen stellt er jedoch fest, dass sein Körper wieder wächst und er inzwischen größer ist als die meisten Bewohner der Kanalisation und nun umgekehrt auf diese Jagd machen kann, um sich aus ihnen ein fettes Mittagssmal zuzubereiten. Auch wenn dies dem zivilisierten Wissenschaftler aus der kreidezeitlichen Metropole massive Überwindung kostet. Bestand Ydiels Aufenthalt in der Kanalisation zunächst aus einem endlosen und hoffnungslosen Kampf ums Überleben, kann der Szouss inzwischen wieder Pläne schmieden und sich Gedanken über die Zukunft machen. Er irrt nicht mehr ziellos durch die Kanalisation, sondern macht sich auf den Weg zurück an die Oberfläche der Stadt Nürnberg.



*

In der zweiten Handlungsebene des Romans geht es um das Leben der Drakullin Gel'eta. Vor etwa 30 Jahren lebte sie ein einfaches Leben in einem Dorf am Rande des Kratersees in der Wüste Gobi, der beim Einschlag des Kometen im Jahre 2012 entstanden war. Sie hat eine Tochter namens Gel'mara und einen Lebensgefährten namens Kol'uss. Ihr Leben verläuft friedlich und in geregelten Bahnen, soweit dies für eine Drakullin möglich ist. Bei den Drakullen handelt es sich um humanoide Drachenwesen, die über Jahrhunderte durch den Einfluss der Strahlung grüner Kristalle aus dem Kometen der Daa'muren aus ursprünglich harmlosen Eidechsen entstanden sind.

Eines Tages kommt es zur großen Schlacht zwischen den Menschen unter der Führung von Maddrax und den Daa'muren, die sich schließlich aus dem Solsystem wieder zurückziehen und dabei alle ihre grünen Kristalle, die wie magisch strahlen, wieder mitnehmen. Die Drakullen sind jedoch auf diese Steine angewiesen, da ihre Eier von der Strahlung der Kristalle ausgebrütet werden und aus einfachen Echsen humanoide, etwa zwei Meter große Drachen werden lassen. Die Drakullen versuchen die Daa'muren mit Gewalt daran zu hindern, die Kristalle mitzunehmen. Die Kämpfe enden mit einer Katastrophe bei der viele der humanoiden Drachenwesen sterben. Doch damit nicht genug als Gel'eta nach einer längeren Abwesenheit von diesen Ereignissen erfährt, dreht sie durch, läuft Amok und tötet dabei im Affekt ohne es zu wollen ihren Lebensgefährten. Sie wird danach aus dem Dorf verbannt. Gel'mara bleibt jedoch im Dorf zurück bei Verwandten, die sich um sie kümmern.

Gel'eta will sich nicht einfach mit ihrem Schicksal abfinden und zieht in den folgenden Jahrzehnten durch die Welt, vom Kratersee in der Wüste Gobi aus, immer weiter nach Westen. Dabei gerät sie unter anderem auch in die Nähe von Rom, wo ein anderer Stamm der Drakullen lebt und sich nach dem Ende der Barbarenherrschaft in der ewigen Stadt in ein Dorf am Stadtrand zurückzog. Leider erfährt sie von diesen nur, dass auch diese über keine grünen Kristalle mehr verfügen. Die Daa'muren haben nach ihrer Niederlage auf ihrer Flucht von der Erde alle grünen Kristalle mitgenommen. Das Volk der Drakullen ist zum Aussterben verdammt, da sie Ihre Gelege nur mit Hilfe der Kristalle ausbrüten können. Doch Gel'eta will nicht aufgeben und zieht in den folgenden Jahren weiter durch Europa auf der Suche nach grünen Kristallen, die von den Daa'muren vergessen wurden.

*

Als Ydiel und Gel'eta in der Kanalisation von Nürnberg in der Handlungsgegenwart aufeinander treffen und sich miteinander anfreunden, sind bereits viele Jahre vergangen, seit die Drakullin aus ihrem Dorf verbannt wurde und sich auf die verzweifelte Suche nach grünen Kristallen begab. Sie ist inzwischen aus ihrer Sicht uralt geworden und wird nur noch von der Hoffnung aufrecht gehalten, vielleicht doch eines Tages einen grünen Kristall zu finden. Doch dann tritt das Ereignis ein, vor dem sich Ydiel am meisten gefürchtet hat. Gel'eta stirbt im hohen Alter und an Entkräftung. Ydiel selbst ist inzwischen wieder fast so groß wie ein Mensch und kehrt an die Oberfläche zurück. Dort trifft er auf zwei alte Freunde von Maddrax, Beeti und Aleeks, die in Nürnberg einen Gemüsehandel betreiben. Anfangs schließt er sich ihrem Alltagsleben an, später versucht er Gel'etas letzten Willen umzusetzen. Er hat ihr am Sterbebett versprochen, eines Tages an den Kratersee in die Wüste Gobi zu reisen und das Dorf der Drakullen aufzusuchen, um diesen ihren Nachlass zu übergeben.

*

Aruula und Maddrax haben inzwischen Rulfan in seiner Heimatstadt Coellen abgesetzt. Er möchte sich als Bürgermeister des postapokalyptischen Kölns in den nächsten Wochen erst einmal wieder um seine Freunde, Verwandte und die Stadt selbst als ganzes kümmern. Maddrax hingegen reist als erstes weiter in die Stadt Nürnberg, um an der Seite von Beeti und Aleeks in alten Erinnerungen zu schwelgen. Da trifft er überraschend auf Ydiel. Das Wiedersehen verläuft überschwänglich. Schließlich bittet Ydiel Maddrax darum, das Aruula und er ihn mit Hilfe des Gleiters an den Kratersee in der Wüste Gobi bringen. Dort möchte er

sein letzten Versprechen gegenüber Gel'eta endlich einlösen.

Anmerkungen:

Bei dem Roman handelt es sich um eine Kollage der beiden Lebensgeschichten von Ydiel und von Gel'eta sowie einer Rahmenhandlung. Darüber hinaus dient dieser Roman vor allem der Überleitung zum folgenden Heft Nr. 523 „Crossover“, das in der Wüste Gobi spielt.



Maddrax Nr. 523: Crossover / von Oliver Fröhlich

Im August 1969 entdeckt der sowjetische Astronaut Fedor Tarkovskiy, dass er über ungewöhnliche Fähigkeiten verfügt. Wenn er er sich nur stark genug konzentriert, kann er mit seiner Hand durch Wände greifen. Neben den reinen Willen dies zu tun, benötigt er allerdings als Grundvoraussetzung noch einen hohen Alkoholspiegel im Blut. Dennoch wird der Russe vom KGB zunächst in seinen Reihen dankbar aufgenommen, in der Hoffnung der Geheimdienstchefs, die Quelle seiner besonderen Kräfte zu ermitteln und allgemein zugänglich zu machen, doch alle Experimente führen letztlich nicht zu den erhofften Ergebnissen. Tarkovskiys Fähigkeiten lassen sich nicht kopieren und sind auch nicht stark genug um für den sowjetischen Geheimdienst interessant zu sein.

*

Matthew Drax und Aruula verlassen mit dem Gleiter das Dorf der Drakullen, um im Bergland südlich der Wüste Gobi eine bereits bekannte Sperrzone im ehemaligen Tibet aufzusuchen. Der Szouss Ydiel bleibt im Dorf der Drakullen zurück, um das Leben intelligenter Sauroide in der Gegenwart des Jahres 2550 zu studieren. Der Flug verläuft ruhig, bis sie in ein Unwetter geraten. Die Landschaft verändert sich dabei scheinbar nicht. Sie werden jedoch Zeugen der Entstehung einer Sperrzone und schließlich zusammen mit dem ursprünglichen Gebiet vom Standort dieser neuen Sperrzone in jene Welt versetzt, aus der diese ursprünglich stammt. Aruula und Maddrax befinden sich nun also in einer eigenen fremden Parallelwelt und haben die Sperrzone mit dem Gleiter verlassen, bevor sie sich überhaupt erst so richtig bewusst werden, was passiert ist. Sie landen das Fluggerät in einem kleinen Seitental und begeben sich zu Fuß zu einem Lokal für Wüstenreisende. Dort nimmt jedoch niemand von ihnen Notiz, denn alle achten nur auf dem Fernseher, der von der ungeplanten Landung der STARDUST in der Wüste Gobi berichtet. Laut dem Journalisten im Fernsehen befinden sich Matt und Aruula nun im Jahr 1971. Mit den Matt bekannten Mitteln gibt es keinen Weg zurück in ihre eigene Welt.

Matthew Drax erfährt die angebliche Geschichte der Besatzung der STARDUST, die auf dem Mond auf ein notgelandetes Raumschiff und deren Besatzung gestoßen ist. Einer der Außerirdischen kehrte mit der STARDUST zur Erde zurück, weil er krank sei und Rhodan ihm Heilung versprochen habe. Der Journalist hält

diese Geschichte für eine grobe Propagandalüge der Amerikaner. Das Militär befände sich bereits auf dem Weg zum Landpunkt der STARDUST in der Wüste Gobi. Zu Maddrax Überraschung liegt der nur wenige Kilometer vom Lokal entfernt in der Wildnis.

Einer der Gäste im Lokal ist der Geheimagent Albrecht Klein, der zusammen mit zwei anderen Agenten weiterreist zum Landeplatz der STARDUST. Maddrax und Aruula beschließen ihm unauffällig zu folgen. Sie sind zuvor bereits auf einen weiteren seltsamen Gast im Lokal gestoßen. Den aus der fernen Zukunft stammenden Archivar Dalton Shair, der unbedingt in die STARDUST eindringen möchte, um sich dort ein paar Andenken für seine private Sammlung anzueignen. Die beiden Menschen aus der nicht ganz so fernen Zukunft sollen ihm helfen, in die Energiekuppel über das Raumschiff und in die STARDUST selbst hineinzugelangen und sich ein paar Andenken anzueignen. Im Falle des Erfolgs verspricht er sie mit seinen eigenen Mitteln auf Zeitreise mitzunehmen und in Ihrer eigenen Zeit nahe des Dorfs der Drakullen abzusetzen. Doch einiges läuft dabei schief und schließlich werden sie durch einen weiteren Eindringling in die Rakete überrascht: Den Russen Fedor Tarkovskiy.

*

Tarkovskiy wurde 1969 aus dem sowjetischen Geheimdienst hinausgeworfen, nachdem sein Aufenthalt im Forschungszentrum nicht zu den gewünschten Ergebnissen führte. Er lebt seit dem relativ ziellos und ärmlich als Einbrecher, der dank seiner besonderen Fähigkeiten in jeden Tresor und sogar in jeden Raum kommt, der jedoch Alkohol benötigt, um seine Fähigkeiten voll entfalten zu können. Nun 1971 glaubt er, dass seine Zeit endlich gekommen ist. Er verspricht seiner Regierung, dass er in die STARDUST eindringt und sie zerstört, wenn er im Gegenzug rehabilitiert wird. So kommt es schließlich im Raumschiff zum Aufeinandertreffen aller Beteiligten mit Crest und Perry Rhodan.

Anmerkungen:

Dies ist nun das Jubiläumsheft zu 20-Jahren „Maddrax“ selbst. Das große Crossover von „Maddrax“ und „Perry Rhodan“. Es wurde von Oliver Fröhlich verfasst, der als Autor für beide Serien, „Maddrax“ und „Perry Rhodan“, aktiv ist. Allerdings sind dies in übrigen auch noch weitere Autoren. Da es sich um ein „Maddrax“-Heft handelt, ist die Handlung im Wesentlichen aus der Sicht von Matthew Drax geschildert. Aber auch der Schurke des Romans Fedor Tarkovskiy nimmt viel Raum ein. Rhodan, Crest und der Archivar stehen erst ab der Mitte des Romans verstärkt im Zentrum der Handlung. Es dürfte niemanden überraschen, dass am Ende der Handlung Perry Rhodan sowie Crest und Maddrax zusammenarbeiten, den Schurken besiegen und diesen die Ereignisse vergessen lassen. Umgekehrt sorgt der Archivar dafür, nachdem er von Crest ein paar Geschenke bekommen hat, dass Aruula und Maddrax wieder in ihre eigene Welt und ihre eigene Zeit zurückkehren können. Ich möchte hierbei auch kein Geheimnis daraus machen, dass mir das Heft selbst sehr gut gefallen hat.

Bei dem zeitreisenden Archivar namens Dalton Shair handelt es sich natürlich um eine Anspielung auf die beiden Schöpfer der Rhodan-Serie: Karl-Herbert Scheer und Clark Darlton. Den Gag, Romanautoren in die Handlung selbst einzubauen, gab es auch in der Rhodan-Serie immer wieder, vor allem von H. G. Ewers als Zeitreisenden und von Horst Hoffmann im Rahmen der Macht der Elf.

Das Maddrux-Heft Nr. 523 enthält eine größere Menge Extras. Darunter eine Extra-Seite mit einem Grußwort von Klaus N. Frick, dem Chefredakteur von „Perry Rhodan“, sowie den sechs Seiten umfassenden Lebensbericht „20 Jahre MADDRAX“ von Michael Marcus Thurner, der wie Oliver Fröhlich für beide Serien aktiv ist und hier seine Sicht auf die Geschichte beider Serien schildert, sowie auf seine eigene persönliche Karriere als Autor. Auf der vorderen Innenseite des Umschlags findet sich das Cover-Motiv des Maddrux-Hefts ohne Text als eine Art Miniposter und auf der hinteren Innenseite des Hefts findet sich das Titelbild von „Perry Rhodan“-Heft Nr. 1: „Unternehmen Stardust“. Nicht zu vergessen ist auch das Comic auf Seite 11 von Matthias Kringe, der dort als Comic seinen persönlichen Kommentar zum Jubiläum von Maddrux und zum Crossover mit Rhodan abgibt. Die vier Seiten umfassende LKS besteht ausschließlich aus einem Bericht von Michael „Mad Mike“ Schönenbröcher mit Grußwort, Rückblick sowie Ausblick auf die weitere Handlung. Daneben geht er natürlich ausführlich auf die Entstehungsgeschichte des Crossovers ein.

Im Rückblick erklärt Michael Schönenbröcher, dass er in seiner Jugend selbst Rhodan-Leser war. Beim Entstehungsprozess von „Madrax“ spielte „Perry Rhodan“ jedoch keine Rolle. Auf die Idee zur Heftserie „Madrax“ kam er über die Comic-Serie „Andrax“, deren Leser er in den 1970er Jahren war. Das erste Konzept der neuen Heftromanserie basierte darauf. Der Autor Jo Zybella alias Thomas Ziebulla, der die ersten Romane der Serie verfasste, hatte jedoch bereits zuvor ein eigenes sehr ähnliches Serienkonzept erarbeitet und brachte schließlich viele eigene Ideen in „Madrax“ unter und auch die anderen Autoren der Entstehungszeit brachten eigene Ideen ein, so dass Ähnlichkeiten mit anderen Serien, bestehenden wie längst vergangenen, reiner Zufall sind.

Das All Wird Deutsch.
Von Raumfahrt pionieren und Luftpiraten.

Von Harun Raffael!

Teil 1: Oskar Hoffmann.
(Teil 2: Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff)

Oskar Hoffmann – Mac Milfords Reisen ins Universum.

#1: Von der Terra zur Luna. 1902

#2: Unter Marsmenschen. 1905

„Erschrecken Sie gefälligst nicht.“

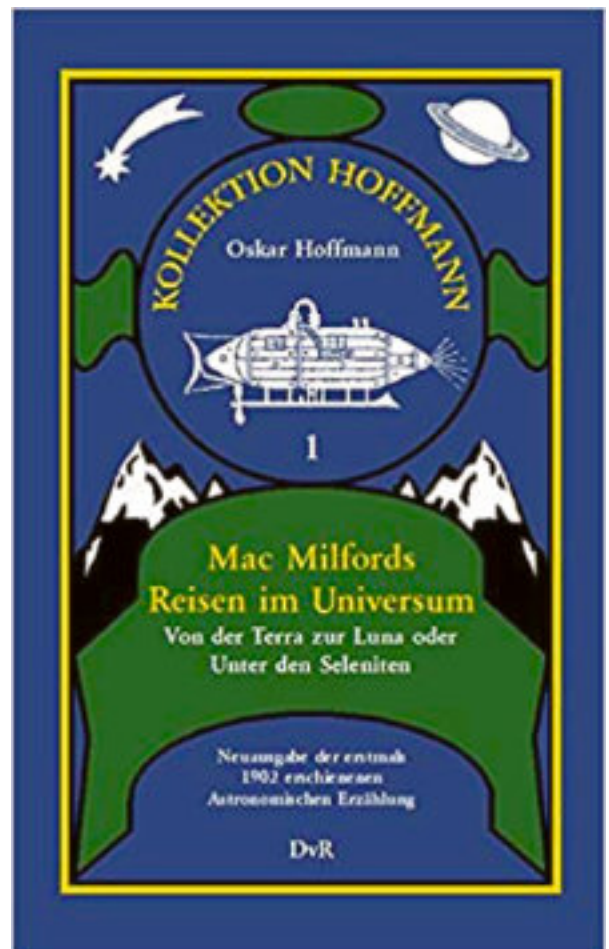
© DvR

Oskar Hoffmanns Kollektion Kosmos: Der zweite Beginn des Raumfahrtzeitalters in Deutschland. Im Jahr 1897 hatte der wahrhaft große Wurf „Auf Zwei Planeten“ von Kurd Lasswitz die Epoche der Raumfahrt zwischen Maas und Memel eingeläutet. Doch wer hörte das Läuten? Die Leserschaft Lasswitz' war stattlich groß. Doch es verlangte nach weiteren Autoren, damit der Impuls nicht versandete. Und man hatte nicht sofort den Eindruck, dass Deutschland bereit dafür war. Es dauerte Jahre, bis die Idee wirklich lebensfähige Wurzeln schlug. Man könnte gar sagen: viele Jahrzehnte. Doch einige Keime gingen auf und entwickelten sich zu zähen, stacheligen Gewächsen, (noch seltener anmutigen Blumen,) die allmählich eine erste spärliche aber hartnäckige Pflanzendecke bildeten. Das erste darunter war Oskar Hoffmann.

Oskar Hoffmanns beide Weltraumromane sind unglaublich ~~schlecht~~ stachelig. Sie sind so unglaublich stachelig, dass sie, für sich allein genommen, verdient hätten, ohne Besprechung in den Papierkorb zu wandern.

Aber „die deutsche SF-Prominenz“ Oskar Hoffmann muss dokumentiert werden, allein deshalb, weil ein direkter Vergleich mit einigen anderen Werken für die Geschichte der deutschen Science Fiction wesentlich ist.

Oskar Hoffmann zählt immerhin zu jenen Autoren, die der Science Fiction in Deutschland früh eine gewisse Präsenz verschafft hatten; damit hat er seinen wesentlichen Anteil daran, dass jegliche deutsche SF nach ihm überhaupt entstehen konnte. Immerhin hat Jules Verne nie einen echten Raumfahrt-Roman geschrieben. Und Kurd Lasswitz konnte nicht alles alleine leisten. Man merkt, welcher indirekten Wert Romane wie die Hoffmanns oder Friedrich Wilhelm Maders hatten, wenn man in diversen verstreuten Kurzgeschichten erlebt, mit welcher beiläufiger Selbstverständlichkeit „Gelegenheits-SF-Autoren“ eine groß konzipierte Marszivilisation oder einen interessant klingenden Raumschiffsantrieb für eine



Kurzgeschichte hinwerfen. Die Voraussetzungen dafür mussten erst einmal geschaffen werden. Und Hoffmann tat so viel dafür, dass die bahnbrechende Heftserie „Der Luftpirat“ ab 1909 ihre Weltraumabenteuer umfassend auf Hoffmann-Material aufbaute, und daher diskutiert wird, ob Hoffmann selbst einer der Luftpirat-Heftautoren war. Um diese und weitere Thesen über eine unbekanntere Autorenschaft Hoffmanns zu überprüfen, habe ich mich besonders gründlich mit den Ideen und dem Schreibstil Hoffmanns befasst, und versucht, als Amateur ansatzweise die Arbeit eines Germanisten zu leisten. So habe ich Hoffmann intensiver unter die Lupe genommen als jeden Autor vor ihm. Es war eine echte Neuheit in meiner Rezensentenarbeit und entwickelte sich zu einem Riesenvergnügen, zum ersten Mal seit meiner Schulzeit solche Analysen zu betreiben. Die Detailergebnisse meiner Hoffmann-Stilanalysen stehen größtenteils im Luftpirat-Artikel.

Wilhelm Oscar Hoffmann (1866-1928) stammte aus ärmlichen Verhältnissen, begann als Buchhandlungsvolontär, erlangte angeblich eine akademische Bildung (lt. Brümmer-Literaturlexikon 1913, das sich auf Angaben des Autors stützen dürfte) und veröffentlichte 1900 seine erste SF-Erzählung, worauf diverse wissenschaftliche und Ratgeber-Sachbücher folgten, sowie zehn SF-Romane und Erzählungen, von seinem Erstling „Mac Milfords Reisen - Von der Terra zur Luna“ 1902 bis „König Mammon“ 1912.

Sein erstes populärwissenschaftliches Buch, „Populäre Himmelskunde“, datiert von 1904, neben vier weiteren Bänden des „Bilz Hausschatz der Bildung und des Wissens“. Oskar Hoffmann war spätestens seit 1904 eng mit Friedrich Eduard Bilz verbunden, einem autodidaktischen Naturapostel, Autor populär verständlicher Gesundheitsbücher, Vorkämpfer der Naturheilkunde, Gründer des Bilz'schen Sanatoriums in Dresden-Radebeul (1892) und Co-Erfinder der Sinalco-Brause (1902). Hoffmann war wesentlich verantwortlich für das Sachbuchprogramm des Bilz-Verlages, mit einer Fülle von Allgemeinbildungs- und Ratgebertiteln, während Bilz sich die auf seine Lehren bezogenen Titel selbst vorbehielt, möglicherweise unter Hoffmanns Mitarbeit. F.E. Bilz wurde nach seinem Tod in Radebeul direkt rechts neben dem Grab Karl Mays bestattet.

Hoffmann hatte also gewisse Referenzen als kundiger Wissenschaftsautor, was man bei der Lektüre von „Mac Milford“ schwer glauben möchte. Immer wieder stellt sich der Eindruck ein, dass Hoffmann nichts von dem, was er von der Physik gelesen, je verstanden hat. Insbesondere da, wo er Elektrizität und Magnetismus nicht nur metaphorisch als fließend bezeichnet, sondern sich anscheinend buchstäblich wie Flüssigkeiten vorstellt, die man ein- und ausgießen kann. Mit der Chemie und Biologie ist es erst recht kritisch, angesichts seiner Unfähigkeit, zwischen lebenden Zellen und Atomen zu unterscheiden, oder der Verwendung eines so mickrigen, langsamen Vorgangs wie der Elektrolyse für etwas so radikales wie die Auflösung eines Menschen in einem Materietransmitter. In randständigeren Wissensthemen setzt sich das bruchlos fort.

Hoffmanns Romane haben einen tatsächlichen hohen Volksbildungswert, wenn man sie nämlich daraufhin durchsieht, was in ihnen alles falsch ist – nämlich praktisch alles.

Tatsächlich zeichnete sich schon F.E. Bilz durch einen äußerst autodidaktischen Lebensweg aus, was zu einer bizarren Mischung von wahrhaft herausragenden Leistungen und den unglaublichsten Ignoranzen führte. Oskar Hoffmann scheint ihm darin absolut kongenial gewesen zu sein.

Aber gehen wir „**Von der Terra zur Luna**“.

William Mac Milford, Professor der Astronomie und Physik an der Universität von Edinburgh ist im Begriff, eine sensationelle Forschungsreise anzutreten: mit einem Antigrav-Raumschiff zum Mond.

Der Roman beginnt im Jahr 189X damit, dass die junge Mary Watson, die als Hospitantin in der Universität Kollegien anhört, sich erfolgreich auf die Stellenanzeige eines Reisebegleiters für Professor Mac Milford bewirbt. (Das soll wohl heißen, zum regulären Studium waren Frauen noch nicht zugelassen; was aber 1902 oder 189X nur für Deutschland gilt. Schottland ließ das volle Studium von Frauen schon 1889 zu.)

Also eine Frau dient als Begleiter und zweite Hauptfigur, ausdrücklich „eine Emanzipierte“, laut den Illustrationen im Jugendstil-Reformkleid. Selbst wenn man konstatiert, dass die Dame nur als ZuhörerIn und Stichwortgeberin an Bord ist, sowie um sich den Kopf anzuschlagen, in Ohnmacht zu fallen, von Seleniten entführt zu werden etc.etc.p.p. (einmal darf sie allein das Raumschiff steuern, und hat prompt Probleme mit dem Einparken) so ist diese Wahl einer Protagonistin – die immerhin den Roman eröffnen darf und das erste Kapitel allein bestreitet – doch etwas bemerkenswert.

Zugleich: Was im Anfang sensationell wirkt und große Erwartungen weckt, das versackt in kürzester Zeit in... eben Stichworte-geben, den-Kopf-anschlagen etc. Es folgt nichts aus dem interessanten Auftakt. Der revolutionär wirkende Ansatz erweist sich als völlig irreführend.

Und, tja – „es folgt nichts daraus“ ist überhaupt eine der charakteristischsten Beobachtungen in Hoffmanns Romanwerk.

Höchst merkwürdig ist an den zwei Mac-Milford-Romanen auch, dass der deutsche Autor nicht nur seine Helden gänzlich aus Schotten und Engländern auswählt, sondern auch immer wieder einen patriotischen Taumel zu ihren Gunsten auslebt, Hoch lebe Königin Victoria! Hurra! Hurra! Hurra! Die Amerikaner indessen werden mit aller Schärfe nationalen Hasses bedacht – und all dies mit einer beständigen Hartnäckigkeit, die ein besseres Ziel verdient hätte. Deutsche kommen überhaupt nicht vor. Das ist nun beileibe kein Zeugnis für eine Immunität gegen deutschnationale Anwandlungen. (Spätere Hoffmann-Werke werden das bezeugen.) Man weiß nicht recht, was es ist.

Noch vor dem Mond-Raumschiff lernen wir im Labor Mac Milfords das „Atomistikum“ kennen – eine Kammer zum Beamen.

Die Substanz eines Objekts, auch des menschlichen Körpers, wird „elektrolytisch“ in ihre Atome zerlegt. Diese werden „auf Lichtwellen“ zum Ziel befördert. Dort fügen sie sich offenbar automatisch zur Originalgestalt zusammen.

Haarsträubend: Hoffmann kennt nicht den Unterschied zwischen menschlichen Körperzellen und Atomen. Er betrachtet offenbar die Begriffe „Atom“ und „Zelle“ nur im allgemeinsprachlichen vagen Sinn, weshalb sie in seiner Vorstellung dasselbe bedeuten. Es klingt, als sei ihm das bloße Konzept eines wissenschaftlichen Fachbegriffs unbekannt.

Dabei doziert er unter anderem, „dass der Körper ein Zellenstaat ist, welcher aus Myriaden von Einzelzellen zusammengesetzt ist, von denen jede für sich zu existieren vermag.“ Es ist ein echtes Kunststück, in einem einzigen Zusammenhang so viele unsinnige Aussagen auf einmal zu machen.

Aber der Diener Tom macht das Atomistikum kaputt, und so will Mac Milford nun seine andere große Erfindung erproben: das Raumschiff „Sirius“, das durch Aufhebung der Schwerkraft ins All fliegen kann. Das „Vehikel“ ist ein Zylinder mit konischen Enden, von Spitze zu Spitze acht Meter lang und in Mittelteil vier Meter hoch; mit einem einzigen Innenraum und einem Projektorspiegel an einem Ende

und einem mächtigen Scheinwerfer am anderen. „Sämtliche Teile sind aus Metall hergestellt“, und die Platten der Außenwandung scheinen verschraubt zu sein. Tatsächlich wird sich später jemand an der Verschraubung der Außenhülle zu schaffen machen. „Die Wände des Raumes besaßen Einsätze von Glasscheiben“
„In dem magnetischen Fluidum, welches unsern Erdball in Form elektrischer Ströme durchzieht, habe ich die Antigravitationskraft gefunden, und mit Hilfe eines von mir konstruierten Akkumulators vermag ich soviel magnetisches Fluidum aufzuspeichern, dass ich mit dessen Hilfe die auf mein Vehikel wirkende Schwerkraft der Erde zu neutralisieren imstande bin. Um den Aufstieg meines Fahrzeuges zu bewirken, richte ich eine paraboloidisch gekrümmte, metallene Sichelfläche, die Antigravitationskathode, welche das magnetische Fluidum ausstrahlt, gegen die Erdoberfläche, wodurch die irdische Gravitation aufgehoben wird. Von diesem Augenblick an wirkt nur die Anziehungskraft des Mondes auf das Vehikel, anfänglich zwar sehr schwach, bald aber mit dem Quadrat der Annäherung rapide zunehmend.“

Die Idee des Antigravtriebs ist zeittypisch annehmbar, aber von Hoffmann äußerst unbeholfen umgesetzt.

Der Parabolspiegel der „Antigravitationskathode“ ist so knapp bemessen, dass die Erde eine seitliche Anziehungskraft auf den „Sirius“ ausüben müsste, die nicht kompensiert wird; aber der Hohlspiegel ist ja so am Heck angebracht, dass man nicht einmal versteht, wie er nach unten gerichtet werden kann. Bei voller Kompensierung der Erdanziehungskraft wäre die Anziehungskraft des Mondes immer noch so gering, dass die Beschleunigung ewig dauern würde; vom Mars ganz zu schweigen.

Zudem erwähnt Hoffmann nie, dass man beim Anflug auf andere Welten das Heck des Schiffes nach vorn wenden muss, um die Kathode zum Bremsen einzusetzen; der „Sirius“ scheint keine Vorrichtung dafür zu besitzen. (Der „Luftpirat“ wird Jahre später erstmals ausdrücklich schildern, dass sein Raumschiff eine Vorrichtung hat, um es zu drehen, ohne diese näher zu beschreiben.)

Die Schwerkraft an Bord, weitgehend schwankungsfreie 1 G immer zum Schiffsboden hin, wird schon gar nicht erklärt. Eigentlich müsste Schwerelosigkeit bzw. freier Fall herrschen.

All das ist charakteristisch für Hoffmanns völliges Unvermögen, Physik tatsächlich anzuwenden.

Bei Autoren wie Serviss, Griffith oder Douglass habe ich mir solche Detailkritik geschenkt. Aber Hoffmann zählt zu den Autoren, die sich ausdrücklich als Volksbildner gerieren, und er hat in manchen Kreisen eine so gute Presse, dass man auch mal Klartext reden muss.

in der Doppelwandung des Raumschiffs befinden sich Leitungen flüssiger Luft. Das Vakuum zwischen den zwei Wänden isoliert ebenso die Besatzung von der Weltraumkälte wie es die flüssige Luft vor der Erwärmung schützt. – So reime ich es mir zusammen, Mac-Milford-Mars folgend; in Mac-Milford-Luna ist davon die Rede, dass die Kälte der flüssigen Luft selbst die Weltraumkälte abhält. „In den Doppelwandungen des Fahrzeuges ist flüssige Luft abgespeichert, welche, an sich kälter als der Weltraum, uns als Schutzmittel dient.“ – Kälte stoppt Kälte, aber wirkt nur nach außen hin, so reimt Hoffmann es sich zusammen.

Ein 1-m-Zylinder enthält den Luftvorrat für zehn Monate. die Lufterneuerung erfolgt durch „Aufsaugung und Bindung der ausgeatmeten Kohlensäure“, beim amerikanischen „Drachenflieger“ heißt es „mittels einer kalkartigen Masse“, was Jules Verne folgt.

Die Ernährung erfolgt durch Kuchen aus einer Stärkemehls substanz, „wie sich solche ungemein verteilt in der Erdatmosphäre findet“ – kein Mensch kann

ergründen, was der Autor damit meint. Eine Büchse reicht übrigens für Monate. Wasserstoff wird ebenfalls in einer Röhre mitgeführt. Die Rekombination mit Sauerstoff ergibt Trinkwasser.

Was den übrigen Kosmos betrifft:

Immer wieder spricht Hoffmann vom „Weltäther“, der das Weltall erfüllt; eine Eigenart der Epoche von ca. 1897 bis maximal zum ersten Weltkrieg, während der die Wissenschaft sich allmählich von dieser Hypothese wegbewegte. Der Äther ist so ein ähnliches Zeitphänomen wie die Marskanäle, nur in der Romanliteratur ein wenig später und kurzlebiger.

Etwas unerwartet ist von einer vierten Raumdimension die Rede: „dass dreidimensionale ebene und vierdimensionale krumme Räume sind“ – es wird nicht weiter erklärt, aber der Professor gönnt seiner Begleiterin längere Ausführungen über die Grundlagen von Dimensionen, das Gedankenbild „wie würden zweidimensionale Wesen die Welt sehen“ etc. Bei solchen Gelegenheiten muss Hoffmann ja nur aus Fachbüchern abschreiben, und nichts konkretes mit dem Wissen machen.

Nach der obligatorischen Begegnung mit einem Asteroidenschwarm entdeckt Mac Milford den zweiten Mond der Erde: den Kleinplaneten Liliput. Es ist eine komplette Welt im Miniaturformat. Bei der Landung auf Liliput und auf dem Mond macht Mac Milford keine Anstalten, sorgfältig die Luft zu prüfen; er macht einfach die Luke auf und basta. Aber „man sieht ja“, dass alles gut ist: eine dichte Atmosphäre, Gewässer, lebhaft vulkanische Ausbrüche, Vegetation, das Leben noch vorsintflutlich, in der „Diluvialperiode“.

Sprich: Hoffmann folgt wie die meisten Autoren seines Schlages der Idee, dass andere Planeten auf derselben Stufe wie Epochen der irdischen Vorzeit stehen, was dem Geistig Bequemen die Gelegenheit bietet, die Urzeit-Lehrbücher eins zu eins umzusetzen; und er folgt den schlechtesten Autoren seines Schlages, indem er auf einem einzigen Kleinplaneten sämtliche Vorzeitepochen durcheinander von Steinkohlenwäldern über Saurier und Mammuts bis zu Affenmenschen und dem ersten Paar echter Menschen inszeniert.

Bei deren Anblick doziert Mac Milford: „Der Mensch wird sich im Laufe ungezählter Jahrtausende sehr wahrscheinlich zu einem sogenannten Übermenschen umgestalten.“ – was Hoffmann vermutlich aus den Schriften des großen russischen Wissenschaftlers Darnietzschewin erfahren hat.

Auf der Weiterfahrt nach dem Mond gelangen sie schließlich in eine Region von einiger Berühmtheit: der „tote Punkt“, an dem sich die Anziehungskraft von Erde und Mond aufheben, wie man aus Jules Vernes „Reise um den Mond“ weiß. Das Raumschiff wird auf den Toten Punkt hin von allein langsamer, und findet dort gefangen ein Ballonwrack vor.

Der Ballon im Weltraum ist ein interessantes Detail, wo Hoffmann einmal kreativ wird: Beim Start des „Sirius“ ist ein verirrter Ballon mit zwei Ballonfahrern versehentlich in die Wirkung der Antigravitations-Kathode hineingeraten, und wurde ins Weltall gerissen, ohne dass Mac Milford und Begleiterin es bemerkten. Sie entdecken die Tragödie erst im All. Das Wrack des Ballons mit den toten Insassen hängt schließlich am toten Punkt fest.

In Mac-Milford-Luna, sorgt der tote Punkt nur für Probleme, weil Mac Milford sich entschließt, dort zu Untersuchungen zu halten. Er weiß die Probleme, die daraus folgen, dann zu lösen.

Am toten Punkt angelangt, wird das „antimagnetische Fluidum“, das im „Sirius“ aufgespeichert ist, zur Rettung genutzt: Die Lösung des Toten-Punkt-Problems

gelingt, indem das Fluidum nicht in der Kathode abgestrahlt, sondern wie ein Raketentreibstoff ausgestoßen wird. In der Tat, Magnetismus ist bei Hoffmann eine Flüssigkeit.

In Mac-Milford-Mars folgt dann die Begegnung mit dem toten Punkt Erde-Mars. Der Fall bleibt unspektakulär und professionell:

„Da fällt mir eben ein, dass wir die Schwerkraftscheide zwischen Erde und Mars doch längst überschritten haben müssten.“

„Da die Herren zu jener Zeit, wo ich unser Fahrzeug über die schwerkraftlose Stelle im Weltall lanzierte, dem süßen Schlummer huldigten, so haben sie natürlich nicht bemerkt, wie das Vehikel eine kurze Zeit im Weltall still lag. Die Fahrt hatte sich vorher schon immer mehr verlangsamt. – Es ist nicht leicht, über einen solchen toten Punkt hinwegzukommen. ... Von physikalischen Standpunkt aus betrachtet, ist der tote Punkt gewiss ein interessanter Ort, der aber durchaus nicht als ein absoluter Ruhepunkt im Weltall zu betrachten ist, denn wenn sich an einer solchen Stelle auch die Schwerkräfte zweier Planeten völlig aufheben, so treten doch von vielen Seiten mehr oder weniger schwache Fernwirkungen von Gravitationskräften verschiedener Gestirne auf.“

Sprich: für Hoffmann ist der tote Punkt ganz und gar kein Fall von tödlicher Gefahr. In einer anderen Diskussion allerdings werden tote Punkte zwischen beliebigen Himmelskörpern, so diversen Asteroiden, postuliert: „... so könnte es andererseits doch wieder passieren, dass unser Vehikel mitten zwischen zwei außerhalb der Flugbahn rechts und links liegende Himmelskörper gelangt, deren Anziehungskräfte sich das Gleichgewicht halten.“

„Dann wäre die Resultierende gleich null!“ rief Morton.

„Ganz recht,“ erwiderte Smith ... „Wir werden plötzlich wie festgenagelt stille stehen.“

Die Attraktivität dieser toten Punkte für spannende Geschichten liegt auf der Hand – allerdings nur, solange man das Ausmaß der waltenden Kräfte nicht berechnet, was 1902 schon ohne weiteres möglich war.

Und solange man ignoriert, dass mit dem Mac-Milford-Antrieb das Problem des Toten Punktes automatisch nicht mehr existiert, da die Kathode ja die Anziehung von einer Seite her annulliert.

Der Mond:

Da Mac Milfords Assistent George Price mit Hilfe des Atomistikums schon länger auf dem Mond weilt, erfährt man schnell das Wichtigste.

Die Seleniten sind primitive Urmenschen auf Eskimoniveau, friedlich, träge, öde, aber einige Stämme haben beachtliche Städte, und ein einzelner aufgeweckter Kerl zieht einmal eine Art primitiven Abakus aus der Tasche; die Seleniten kennen die Zahl der Gesamt-Mondbevölkerung – 800.000 –, aber dieser eine Selenit erweist sich auch als der Archivar.

George Price liest sich bald darauf durch das Schriftrollenarchiv der Seleniten. Jedem Bücherfreund und Wissenschaftsnarren läuft das Wasser im Mund zusammen, im Angesicht eines Archivs einer ganzen fremden Kultur, und der Illustrator heizt dies noch an durch das Bild einer ganzen Wand aus Löchern für Schriftrollen – und Hoffmann fallen gerade drei, vier vage Sätze darüber ein, was Price in seinen Stichproben aus den Dokumenten lernt.

Es gibt auf dem Mond Eisfüchse, Biber, Schneehasen – und Höhlenbären. Weil, der Mond hat jede Menge Höhlen.

Eine längere Reise zum Mond-Nordpol wird unternommen, und kehrt abrupt wieder zurück, ohne dass es zu nennenswerten Schilderungen von irgendwas käme.

Hoffmann gewinnt aus seinen Vorstellungen von der vulkanischen Natur der Mondkrater einmal ein faszinierendes Bild: der Krater Hyginus hat die Gestalt eines naturgeschaffenen Fabrikschornsteins, „himmelhoch“, und an dessen Wänden erstreckt sich die Hauptstadt der Seleniten, eine Siedlung von 10.000 Bewohnern. Leider ist Hoffmanns Fähigkeit zu und sein Interesse an bildhafter Schilderung derart gleich null, dass die Idee so schnell wie genannt auch schon wirkungslos versackt. Ich habe sie beim ersten Lesen nicht mal bemerkt.

Dann fängt der Autor doch unerwartet an zu beweisen, dass er eine echte Handlung aufbauen kann. Das abenteuerliche Herumirren in den ausgedehnten Mondhöhlen ist ganz annehmbar, und die Auseinandersetzungen mit den teils kriegerischen Selenitenstämmen zumindest erträglich; man darf dabei nur nicht an H.G. Wells' Seleniten denken, sonst fällt man aus allen Wolken. („Die ersten Menschen im Mond“ erschien 1905 erstmals auf deutsch.) Aber mit Abschluss dieses Romanabschnitts hat Hoffmann auf einmal sein Thema gefunden: Ein Amerikaner erscheint in einem Edison-Antigravschiff auf dem Mond, und es entspinnt sich eine dramatische Komödie um die Regelung der kolonialen Herrschaftsansprüche über den gesamten Mond zwischen Großbritannien und den USA. Hier ist Hoffmann erzählerisch kaum schlechter als ein mittelmäßiger Verne, und thematisch besser. Allerdings führt dies auch zu Szenen, die von einer rätselhaft unmotivierten, überbordenden Gewaltfreude der Protagonisten geprägt sind – gegen die rivalisierenden Amerikaner –, was in Mac-Milford-Mars in einer sehr seltsamen Episode wiederkehren wird.

Diese zwei Mac-Milford-Romane drängen mich erstmals dazu, konkrete Zensuren zu verteilen. Das liegt auch daran, dass ich später Anlass haben werde, sie mit anderen Werken zu vergleichen, die von manchen Leuten Oskar Hoffmann zugeschrieben wurden, sodass ich konkrete Stilvergleiche treffen will.

Charakterisierung – 6

Man erfährt nichts darüber, wer Mary Watson ist (außer der notwendigen einen Angabe, sie sei Waise und könne daher frei über sich verfügen, und der Äußerung, sie habe Erfahrung im Bergsteigen, was man ihr angesichts der folgenden Ereignisse auf dem Mond nur schwer abkaufen mag), und was sie bewegt – bzw. was Hoffmann bewegt, eine „emanzipierte“ Frau zur Begleiterin Mac Milfords zu machen. Viel weniger noch über George Price und Mac Milford, aber diese sind sich halt genug darin, Funktionsfiguren zu sein, und man wird auch nicht weiter neugierig.

Dialoge - 6

Humor - 4

Die Dialoge sind vor allem in Mac-Milford-Luna praktisch durchweg von einer unfasslich gestelzten Umständlichkeit. Motto: „Wozu fünf Worte machen, wenn man fünfundzwanzig machen kann?“ In der zweiten Hälfte und in Mac-Milford-Mars kommt Geplänkel zwischen komisch konzipierten Figuren hinzu, was die einzigen Passagen ausmacht, in denen Hoffmann sich als Erzähler wohlfühlen scheint.

Und auch nur phasenweise. Gerade in Mac-Milford-Luna denkt sich Hoffmann immer und immer wieder komische Momente aus, die eine vergnügliche Episode ergeben könnten – aber wirft sie dem Leser in drei, vier Zeilen vor die Füße, woraufhin die umstehenden Figuren „herzlich lachen“. Wozu der Leser hingegen völlig außerstande ist, denn ihm wird keine Zeit gegeben, irgendwie darauf emotional zu reagieren. Es sind keine erzählten Episoden, sondern Inhaltsangaben von Episoden.

sinnliche Schilderungen - 6
Originalität - 6
Ideen unabhängig von Volksbildung - 6
Kommen nicht vor. Hoffmann kreiert ausschließlich solches Detail, das dem volksbildenden Gedanken dient, oder der schlichtesten Klamotte.

Handlungsbögen - 4-6
Spannungsaufbau - 6
Hoffmann pflegt ein radikales Desinteresse an Dramatik in Inhalt, Tonfall oder Handlungstempo, (außer seltenen Episoden von ein bis zwei Seiten,) und ebenso an Spannungsaufbau.

Keine Frage: Die Mac-Milford-Romane waren zumindest teils als Jugendliteratur gedacht. Und die Jugendschützer dieser Epoche waren überzeugt davon, dass jegliche Spannung oder Dramatik bei jüngeren Jugendlichen epileptische Anfälle verursacht, oder die Knaben auf eine Laufbahn des Verbrechens führt. Das hatte man als Autor zu berücksichtigen, und entsprechend seditiert zu schreiben, damit die Lektüre die jungen Leser nicht ins Zuchthaus oder ins Tollhaus brachte.

Friedrich Eduard Bilz predigte ja auch, dass man bei der Ernährung strikt auf Kaffee, Tee, Alkohol, Tabak und scharfe Gewürze verzichten sollte. Dies hier ist das literarische Äquivalent dazu.

In Mac-Milford-Luna kann man immerhin noch eine ernsthaft über einen längeren Bogen hin entwickelte Handlung mit dramatischen Elementen konstatieren, die mit zahllosen Bruchstücken unentwickelter Handlungen durchsetzt ist, wie ein Pfannkuchen, in den statt Erdbeermarmelade Metallkrümel hineingeraten sind; in Mac-Milford-Mars ist der Charakter ganz und gar episodisch, und jeder Ansatz eines Spannungsbogens wird nach zwei, drei Seiten unversehens abgebrochen.

Sprachlicher Ausdruck - 4
abgesehen von der völlig fehlenden Bildhaftigkeit nicht auffallend schlecht, aber dürr.

Volksbildung / Aktivität - 2
/ Qualität - 5-6
Der volksbildende Gedanke entfaltet seine Schwingen über alles, aber das Können Hoffmanns ist unterirdisch. Volksbildung heißt für ihn, Buchwissen dem Leser an den Kopf zu werfen, und den einen oder anderen illustrierenden Moment zu erdenken. Katastrophal wird es, wo er mit Wissen umgehen muss. Er kann kaum einen einzigen physikalischen, chemischen oder biologischen Vorgang korrekt einschätzen. Den Episoden von korrektem Buchwissen stehen zudem die etlichen Momente entgegen, wo er seinen Lesern unter der Fahne „Wissenschaft“ haarsträubenden Quatsch erzählt.

Sachkompetenz außerhalb seiner wissenschaftlichen Hauptthemen - 6
Hoffmann hält „Pagode“ für die Bezeichnung einer heiligen Figur Asiens, wie etwa „Buddha“. Aber er kann ja bei seinen schottischen Hauptfiguren nicht mal „God damn“ richtig schreiben.

Einige prägnante Episoden Hoffmannscher Erzählkunst:
Vor dem Start des „Sirius“, am schottischen Berg Ben Nevis, werden die Reisenden von einer Lawine verschüttet, Miss Watson und der Packesel sind unter Schnee begraben, aus dem Mac Milford sie verzweifelt ausgraben muss – und die

Szene dauert einschließlich anschließenden Wortwechsels eine Drittel Seite.

„Entsetzlich - - puh!“ sagte die Schottin pustend.“

(Wozu überhaupt dieser Abfahrtsort? Völlig unerfindlich. Wer hat ihnen das Vehikel aus Edinburgh dorthin transportiert? Wenn man mit dem Gefährt dorthin fliegen kann, wozu dann einen Packesel?)

Auf dem Minimond Liliput, direkt nach der Landung:

„Ein einziger erster Blick über die Landschaft überzeugte den Gelehrten, dass er sich in einer vorsintflutlichen Flora befand. Als er sich umwendete, gähnte ihm in nächster Nähe der Rachen eines Ichthyosauriers entgegen. Mit einem Sprunge brachte sich der Alte aus der Nachbarschaft dieses Riesenreptils. Sein prüfender Blick glitt dann zu dem Vulkan empor, an dessen Fuß er sich befand.“

- und blabla. Man vermutet stark, dass derselbe Ichthyosaurier immer noch dort sitzt und gähnt. Vielleicht war er schon versteinert? Der Leser kommt auch aus dem Gähnen nicht heraus.

Vielleicht hatte Hoffmann seine komplette Vorstellung von Reptilien aus der Krokodilhalle des Berliner Zoos und dachte, dass sich Reptilien wirklich niemals bewegen?

Die Flora ist offenbar vertrauenerweckender als die Fauna:

„Bitte probieren sie doch“, damit reichte er seiner Gefährtin die Hälfte der Frucht hin.

„Aber um Himmels Willen, sie wird doch nicht giftig sein?“

„Nein, seien sie dessen fest versichert, solche köstlichen Früchte hat der Schöpfer nicht als giftige erschaffen.“

„Der Schöpfer? Glauben sie eigentlich an einen solchen?“ frug Mary und sah den Professor neugierig an.

„Hm... ja und nein, das ist eine Frage, Beste, die ich nur unter langen Erörterungen beantworten kann.“

Oder indem er blindlings in eine außerirdische Frucht beißt, denn dafür, dass er nur sehr komplizierte Antworten auf Gott hat, hat er ein bemerkenswert absolutes Vertrauen in seine Werke. Der Gottesbeweis mittels Giftprobe.

Im Übrigen kann man gewiss sein: Wenn statt des Professors die gute Mary Watson spontan eine außerirdische Frucht gegessen hätte, dann hätte sie sich dabei vergiftet. Sie kann durch keine Höhle gehen, ohne sich erst den Fuß zu verstauchen und später zu ertrinken.

Auf dem Weiterflug zum Mond geschieht etwas, das dem Autor das Blut in den Adern gefrieren läßt:

„Bums ... krachte ein großer Meteorit an die Außenwand, sodass das Fahrzeug in seinen Fugen erschüttert wurde.“

Tip für angehende Autoren: Nichts wirkt dramatisch, wenn man es mit dem Wort „Bums“ einleitet.

Ein Beispiel noch für den völlig abstrusen Umgang mit Wissenschaft:

Die Mondreisenden entdecken Höhlen, die über und über mit Juwelen überzogen sind – und nicht nur irgendwelchen Kristallen, sondern Diamanten. Das ist in der Mondliteratur par für den Kurs, aber unglücklicherweise geht prompt der Volksbildungsimpuls mit Hoffmann durch und er fängt an, fatalen Unsinn zu erzählen. Die Grundfakten über die Entstehung von Diamanten unter extremem Druck schreibt er völlig richtig aus den Lehrbüchern ab, mit ein paar Zeilen über deren künstliche Erzeugung.

Aber er weiß daraus nicht die Folgerung abzuleiten, dass Diamanten niemals auf

Höhlenwänden anstehen können. Er nennt am Anfang gar das korrekte Stichwort: „aufgewachsene Kristalle“. Bei kristallüberzogenen Höhlen handelt es sich um Höhlengänge in vulkanischem Gebiet, in denen heiße Grundwasserströme in extremer Übersättigung mit Mineralien zirkulieren. Bei richtigen Bedingungen fallen die Mineralien aus und überziehen die Gänge mit Mineralschichten, und im Innersten mit größeren gewachsenen Kristallen. Das kann man in jedem Mineralienladen an Kristalldrusen und Achatscheiben studieren. Aber das betrifft in erster Linie die Quarzvarianten, Beryll/Aquamarin, Turmalin und Topas. Diamant steht an erster Stelle unter den Edelsteinen, die niemals auf diese Weise wachsen können.

In einem Zug referiert er darüber, dass Naturdiamanten ja nicht funkeln sondern stumpf wirken, bis sie gespalten und geschliffen werden – und läßt seine Entdecker Höhlen voller explizit funkelnder Diamantkristalle entdecken. Beides steht in unmittelbar abwechselnden Textpassagen, und Hoffmann merkt überhaupt keinen Widerspruch. Das Textwissen, und das Klischeebild von Zauberkhöhlen stehen in seinem Gehirn auf zwei verschiedenen Blättern, und er ist außerstande, zwischen beidem irgendeine Verbindung herzustellen.

Die Entdeckung einer vorzeitlichen Metropole des Mondes ist so... so ... naja, so, dass ich sie im Originalzustand teilen möchte:

„Erblicken Sie dort inmitten dieses historischen Trümmerhaufens den großen quadratischen Tempelblock?“ ließ sich jetzt der Professor vernehmen, indem er Price auf eine Stele aufmerksam machte.

Gewiß; sie meinen doch wohl jene gigantische Säulengruppe?“

„Ganz recht – sind diese Reste nicht wunderbar erhalten?“

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, Herr Professor, dieses ehemals mächtige Bauwerk ist ein herrliches Denkmal aus der Urzeit der Seleniten.“

„Nun wollen wir hinabfahren,“ sagte Mac Milford und dirigierte sein Fahrzeug so, dass es sich allmählich auf die Ruinenstadt herabsenkte.

„Meine Erwartungen sind aufs Äußerste gespannt,“ warf jetzt Miss Watson dazwischen. „Wollen wir diese Stätte betreten, Herr Professor?“

„In wenigen Augenblicken werden wir landen und dann sogleich eine Wanderung durch dieses lunarische Herkulaneum antreten. Ich hoffe doch, Sie sind einverstanden damit?“

„Oh, mit Freuden,“ erwiderte Miss Mary, „ich könnte mir keine interessantere Partie denken.“

Für den Fall, dass es Leser gibt, die darauf neugierig sind, will ich hier die Besichtigung der Stadt in ihrer vollen Länge zitieren:

„Oft blieb Mac Milford vor dem einen oder anderen interessanten Bauwerke stehen und bewunderte den Kunstsinn, welche dessen Erbauer besessen haben mussten.

„Daran könnten ja wahrhaftig unsere irdischen Baumeister lernen.“ rief der Alte aus.

„Ich kann mich von meiner Überraschung noch immer nicht erholen,“ meinte Price.“

Ich wollte erst sagen: Oskar Hoffmanns Verhältnis zu Spannung ist das Verhältnis eines Axtmörders zu seiner geschiedenen Ehefrau. Aber das wäre falsch: Oskar Hoffmanns Verhältnis zu Spannung ist das Verhältnis eines Giftmörders zu seiner geschiedenen Ehefrau. Er sitzt in aller Seelenruhe da, und schaut mit beflissenem Interesse zu, wie langsam, ganz langsam alles Leben wegdämmert.

Mac Milfords Reisen ins Universum. # 2 – Unter Marsmenschen. 1905

Bleiben wir gleich bei den Kostproben für Hoffmanns Art der Storyentwicklung:

Da der Roman mit einem Festmahl der Royal Society zu Ehren Mac Milfords beginnt, wird uns die originelle Speisekarte vorgeführt. Da liest man:

Pastetchen nach martischer Art,
Suppe a la Kopernikus,
Jupiter-Lachs,
Kometen-Pudding,
etc.

Die Speisekarte im Kometendesign wird sogar als Faksimile abgedruckt!

Die Protagonisten vergnügen sich stellvertretend für den Leser ausgiebig über diese Bezeichnungen und rätseln laut, was sich dahinter verberge.

„Wer das Menu zu Gesicht bekam musste neugierig sein, in welcher Weise der Küchenchef seiner Aufgabe gerecht werden würde.“

Holla! Oskar Hoffmann baut Spannung auf!

Anschließend folgt die ausgiebige Schilderung des Festmahls – und die exotischen Speisen werden dabei mit keinem Wort erwähnt. Hoffmann enthüllt nie, was hinter diesen Bezeichnungen steckt. Offenkundig reichte seine Fantasie gerade dafür aus, sich diese ulkigen Namen auszudenken, aber er war außerstande oder nicht interessiert, eine kulinarische Folgerecherche zu betreiben und hatte deshalb überhaupt keine Auflösung für das Rätsel. Ausgerechnet ein Kochbuch hat er für den Bilz-Verlag nicht geschrieben.

Der Festgesellschaft führt Mac Milford sodann sein fantastisches Atomistikum vor. Mac Milfords Faktotum Tom wird allein zum Mars teleportiert – erneut, wie schon im ersten Roman. Die folgende Versendung Mac Milfords geht schief. Die Reise zum Mars muss daher mit dem „Sirius“ erfolgen.

Anschließend und in den Folgekapiteln kommt es zu wiederholten Ohnmachtsanfällen Mac Milfords; sie sind das einzige intelligent ausgedachte Spannungsmoment im ganzen Roman. Hoffmann liebt diese Idee offenbar, weil er damit Drama per Knopfdruck liefern kann, wann immer er es braucht. Was aber aus Tom geworden ist – dazu später mehr. Oder vielmehr nicht.

Als Mac Milford noch in Ohnmacht liegt, und man glaubt, die Marsexpedition mit dem „Sirius“ ohne ihn machen zu müssen, wird unter den Teilnehmern in größter Länge und Breite darüber diskutiert, was man an üppigen, luxuriösen Lebensmitteln mitzunehmen gedenkt (das Hauptanliegen des Journalisten Jenkinson) und welche umfangreiche Bewaffnung man mitführen müsse (das Hauptanliegen von Hauptmann Palgrave), man macht sich an die Vermessung des Raumschiffs, um den Platz genau zu kalkulieren etc. etc. – und als Mac Milford doch noch erwacht, wird in einem Nebensatz mitgeteilt, dass er beide Anliegen kurzerhand gestrichen hat, weil: Waffen braucht ein zivilisierter Kosmos nicht, und als Proviant hat er seine Reformnahrung. Das komische Potenzial dieser lang und breit vorbereiteten Entscheidung wird fallengelassen wie eine heiße Kartoffel. Hoffmanns Interesse an seinen eigenen Storymotiven gleicht stark Mac Milfords Narkolepsie. Er richtet ein achtbar lecker wirkendes Gericht an – und ehe man einen Bissen zum Mund führen kann fällt der Koch unvermittelt mit dem Gesicht auf den Teller.

In gleicher Art wird praktisch alles behandelt, was Hoffmann im Lauf des Romans zum Thema macht. Die Romanbehandlung geht nur minimal über eine ausführliche Inhaltsangabe hinaus, und zwar umso weniger, je interessanter die Materie an sich ist. Vor allem scheint Hoffmann von jeder seiner eigenen Ideen innerhalb von drei Seiten gelangweilt zu sein. Hoffmann läßt die Themen schneller fallen als er sie zur Sprache bringt.

Und auch sonst gilt: Ich habe noch nie einen Autor gelesen, der ein solcher erklärter Feind von Spannungsaufbau ist.

„Eine Überraschung sollte ihnen aber noch aufgespart bleiben. Nämlich die, dass sie, ohne die vielen Etappen einer ungeheuer großen Kulturperiode einzeln durchlaufen zu müssen, schnell die geistige Höhe und das Erkenntnisvermögen der Marsianer sich zu eigen machen konnten. Welcher Art die Überraschung war, wird der Leser im Verlaufe der folgenden Kapitel erfahren.“

Nicht nur, dass diese Art Ankündigung jeglichen Ansatz von Spannung erstickt – es gibt auch nur die Ankündigung. Ich habe die angekündigte Aufklärung nirgends in den Folgekapiteln gefunden. Dabei habe ich eine ganze Zeit lang auf so etwas wie einen Nürnberger Trichter gewartet.

Auch sonst beweist Hoffmann schlechtestes Urteilsvermögen und einen absoluten Mangel an dem nötigsten Mindestmaß an Fantasie.

Die Reisenden erleben einen unkontrollierten Absturz aus dem Weltraum. Der ungebremste Aufprall auf den Wasserspiegel des Marsmeeres verursacht nur „ein Brausen und Zischen“. ... „Sausend fuhr es in die Tiefe hinab. Bums! - ein Aufprall auf den Meeresboden.“

Als die Marsreisenden erstmals aus ihrem abgestürzten und vom martischen Bergungsdienst mit U-Booten aus dem Meer gezogenen Vehikel klettern, heißt es: „Die Situation und Stimmung auf beiden Seiten mochte etwas der ähneln, als der spanische Großadmiral Kolumbus zum ersten Mal den Boden Amerikas betrat, um den neuen Erdteil in den Besitz der kastilischen Krone zu bringen, und ihn die grenzenlos erstaunten Eingeborenen wie ein überirdisches Wesen anstarrten.“

Dabei sind die Marsianer den Erdlingen in jeder Hinsicht technisch, geistig und zivilisatorisch überlegen! Hoffmann kriegt nichts anderes hin als den pawlowschen Reflex, beim Betreten der „neuen“ Welt „Kolumbus!“ zu rufen.

Nach den ersten Kapiteln ausgiebiger Kommunikation mit den Martiern – ein monatelanger Prozess, soviel ist immerhin stimmig ausgedacht – fällt den Reisenden unvermittelt ein, dass noch keiner daran gedacht hat, die Martier nach dem Verbleib von Mac Milfords Diener Tom zu fragen, der doch nach erfolgter Teleportation auf dem Mars sein müsste. Das wäre der Zeitpunkt für den Beginn einer Parallelhandlung über die Mars-Abenteuer Toms. Es bleibt beim Konjunktiv. Kein Wort über Tom. Sieben Kapitel später erwähnt jemand nebenher, dass er nach ihm gefragt habe, und die Martier nichts von Tom wüßten. Man witzelt darüber, ob seine Atome immer noch unterwegs seien?

Auf den letzten Seiten des Romans erfolgt dann der Nachtrag, dass Tom nie wieder aufgetaucht ist, offenbar im Kosmos verweht ist, und man ihm eine Gedenktafel gesetzt hat.

Zur Marszivilisation gleich mehr. Außerhalb der Städte gibt es genau ein Erlebnis auf dem Mars – eine Besuchsfahrt zur Nordpolstation, wo die Martier einen Großteil ihres Energiebedarfs aus den Magnetströmen des Mars decken. Man steigt an einer Zwischenstation in ein zigarrenförmiges U-Boot, das unter den

vereisten Marsgewässern fahren kann. Dort bekommt man ein Präparat verpasst, das den Stoffwechsel anheizt, und es erlaubt, sich ohne Schutzkleidung in großer Kälte aufzuhalten. So weit, so gut. Und dann? Einmal angekommen, blicken die Besucher einmal draußen in die verschneite Runde, einmal drinnen in die maschinelle Runde - und fallen alle um. Worauf sie von den Martiern schleunigst zurücktransportiert werden. Sie haben das Präparat nicht vertragen.

Hoffmann behandelt Handlungsfäden wie ein Koch, der einen Teller Spaghetti vor dem Servieren kleinschneidet.

Wohlgemerkt: Nichts von alledem läßt sich damit erklären, dass das Werk als Lieferungsroman erschienen ist, denn all diese abrupt abgebrochenen Storyansätze sind weitaus kürzer als ein Kapitel, oder wären ohnehin in späteren Folgen aufzugreifen.

Angesichts dieses Coitus interruptus ist es leicht, im Nordpolkapitel eine absolute Sensation zu überlesen. Denn welchen Hauptzweck erfüllt die Nordpolstation? „In dem riesigen Reservoir speicherte sich das magnetische Fluidum auf, welches dem Boden entströmte. Durch gewaltige, vulkanisierte Gummirohre, die im vereisten Boden eingebettet waren, floss das Fluidum dann nach der Zentralstadt.“ Ganz recht. In Hoffmanns Wunderwelt der Zukunft und der Wissenschaft ist Magnetismus flüssig und wird durch Rohre geleitet.

Die britischen Marsreisenden haben gegenüber ihren Gastgebern am Rande erwähnt, dass mit der Ankunft eines rivalisierenden amerikanischen Raumschiffs zu rechnen ist, denn die fortgesetzte kriminelle Konkurrenz der USA ist längst bekannt geworden. Die Marsianer erklären daraufhin Alarmzustand, mobilisieren in einem abrupten Delirium der Wehrhaftigkeit ihre Kriegsmittel, und attackieren das Schiff mit brutalstem Vernichtungswillen, der in keiner Weise motivierend erklärt wird.

Das ärmliche kleine Zweimannschiff der USA wird mittels Tetrasauerstoff O₄, der in die Stratosphäre geimpft und von Energieprojektoren gezündet wurde, von einem ungeheuren Flammenmeer gegrillt.

„Plötzlich ertönte von allen Dächern der umliegenden Gebäude, auf denen sich Tausende von Martiern aufgestellt hatten, ein einziger Jubelschrei. Das von der Staatenleitung geplante Vernichtungswerk war voll und ganz gelungen.“

Die Szene dient offenbar zu drei Zwecken: erstens sind die Martier beunruhigt, dass den ersten Besuchern weitere folgen werden, und Mac Milford & Co. werden proaktiv, und warnen die Martier vor den Amerikanern, um zu beweisen, dass sie selbst gegen einen unregelmäßigen Zuzug sind. Dieses an sich psychologisch geschickte Motiv wird verlässlich so dürr präsentiert, dass man sich anstrengen muss, es nicht zu überlesen. Zweitens soll die Szene die Methode der Martier vorführen, ihre gesamte Stratosphäre in Brand zu setzen, was spätere Konsequenzen hat, und drittens dient das ganze dazu, die Amerikaner, einmal eingeführt, schnellstens zu beseitigen, damit Hoffmann nichts über sie schreiben muss.

Bei der späteren Flucht vom Mars kommen unsere Reisenden dann um ein Haar aus der Reichweite des Atmosphärenbrandes heraus, ehe die Martier ihn einschalten können.

So dient diese Idee wohl auch als Grundlage dafür, dass nach der Heimkehr der Marsreisenden allen klar ist, dass an ein britisches Kolonialreich im Weltall nicht zu denken ist.

Der Mars – eine Reformzivilisation

Der Mars, das heißt, die Martier. So heißen sie bei Hoffmann. Die Naturgeschichte des Mars bietet nichts von großem Interesse, im Gegensatz zum Mond, aus dem der Autor naturgeschichtlich einiges herausgeholt hat. Aber der Mars gilt als „alter, verbrauchter Planet“, der außer Kanälen keine großen Naturmerkmale aufweisen kann, zumal er stark überflutungsgefährdet ist, und Flutebenen sind landschaftlich merkmalslos; nach all den Äonen gibt es keine Bäume mehr, nur noch tundraartiges Gestrüpp, und wenige Tiere, gerade ein paar im Meer und einmal Wasservogel. Den Astronomen sind da auch keine weiteren schönen Hypothesen eingefallen, so wie die vulkanischen edelsteinübersäten Kristallhöhlen auf dem Mond. (d.h. in Hoffmanns erster Marsgeschichte kommen solche Kristallhöhlen vor. Und in „Ein Flug zum Monde“. Gleich viermal kann man sie halt auch nicht bringen.)

Die Martier indessen blicken auf eine immense Geschichte zurück und stehen seit vielen Jahrtausenden auf einer weit höheren Entwicklungsstufe als die Menschen, ja, ihre schwindende Fruchtbarkeit deutet an, dass sie schon seit langem ihren Höhepunkt erreicht haben und auf dem absteigenden Ast sind.

Aber auch mit den Martiern schreibt Hoffmann sich nur langsam warm, d.h. lauwarm. Fast als erstes nach der Landung kommt eine Feststellung, dass der Mars uninteressant ist. (Ähnlich wie 1926 bei Dominik auf der Venus.)

„Aus der Höhe ... fiel das Auge auf zahllose Gebäude, die sich ihrem Aussehen nach nicht sehr von einer Großstadt auf der Erde unterschieden.“ aber immerhin: „Gegen diese Bauten mussten die amerikanischen „Wolkenkratzer“ mit ihren zwanzig Stockwerken völlig verschwinden, denn die martischen Bauten repräsentierten wahre Kolosse. Mit durchweg 100 Stockwerken...“

Dazu haben die USA auch nur 25 Jahre gebraucht (Empire State: 102 Stockwerke), aber da wollen wir nicht kleinlich sein.

In den eindrucksvollen Bauten fallen zunächst die Rollwände ins Auge, die aus zuerst langweilig wirkenden Räumen Panoramaaussichten bieten. Die Räume sind ansonsten fensterlos und haben eine diffuse Beleuchtung aus leuchtender Luft.

Prompt läßt Hoffmann seine Marsfahrer von Phlogiston sprechen, jenes alte Konzept von materieimmanenter Energie, das als wissenschaftlicher Begriff schon 1785 widerlegt wurde und verschwand; wenn auch nur der Journalist das erwähnt. Aber die Gegenerklärung läuft über elektrische Felder, d.h. die Verwandlung von Luft in Plasma. Und Seiten später heißt es wieder „Das künstliche Licht ist eine Art elektrisches Phlogiston.“

Die tatsächliche Erklärung: Ein „Pseudoelement Pan“ wird aus vielerlei Materie gewonnen, liefert Elektrizität, und macht als Gas die Luft leuchtend. Also Phlogiston. Heißt nur anders.

Metall ist auf dem alten Planeten sehr selten, Holz hat man mangels Bäumen auch nicht mehr. Alles nur vorstellbare wird aus Hartgummi geformt, so auch ganze Fahrzeuge. Ähnlich häufig ist die Anwendung von Leichtmetall sowie einer Glasmasse. (Der Begriff Kunststoff existierte noch nicht, er wurde 1910 erfunden, Duroplast aus Hartgummi war aber schon recht verbreitet.)

Die Ernährung erfolgt mittels Kunsthährstoffen aus Saugröhren, und die Marsbesucher zeigen sich über den Geschmack hochofrenut. Nahrung wird generell aus atmosphärischem CO₂ synthetisiert. Landwirtschaft existiert daher nicht mehr.

„Die Getränke bestehen meistens aus künstlichen Mineralwässern, denen wohlschmeckende und wohlriechende Essenzen, aus Teerderivaten hergestellt, zugesetzt werden.“

Hoffmanns Vertrauen in die Lebensmittelchemie ist rührend.

Einer der Schläuche, die die Marsbesucher anfangs ausprobieren, „liefert ein Getränk von angenehm kühlender Temperatur, dessen Geschmack fast dem eines bukettreichen Weines alten Jahrganges glich, und der zwischen süß und säuerlich die Mitte hielt.“

Die Besucher werden zunächst einige Zeit in die Sprachschule gesteckt, mit guter Wirkung. So sind sie allmählich imstande, das Geistesleben der Marsianer zu erfassen.

„Menschliche Wesen mit einer bis zur höchsten Potenz gesteigerten Intelligenz mussten ihnen, den Erdenbürgern, Dinge zu offenbaren vermögen, welche irdische Anschauungen ins Reich des Mystischen und Übersinnlichen verwiesen.“

Woow. Erfahren wir Näheres? Natürlich nicht. Hoffmann zählt an dieser Stelle einige ungeklärte Fragen der Wissenschaft auf, aber es versteht sich von selbst, dass er kein Wort darüber verliert, welche Antworten die Marsianer denn nun wirklich zu geben haben? Im zweiten Roman hintereinander führt Hoffmann den Leser vor Schätze fremden Wissens, und damit vor Trauben, die für den Autor viel zu hoch hängen, als dass er sich daran auch nur versuchen könnte.

Ein H.G. Wells, zusammen mit den Stäben von Experten, die er für seine großen Wissenschaftsbücher verwendet hat, hätte dieses Problem nicht lösen können. Aber Hoffmann baut das Versprechen dazu auf, und er pflegt hier wie überall sonst seine Praxis, immer da abzubrechen, wo der Roman interessant zu werden droht.

Sprache und Schrift des Mars sind einheitlich und stark äquivalent dem Chinesischen. Die Martier tragen Reformkleidung; neben hochentwickelter Medizintechnik stehen gleichrangig Naturheilverfahren. Aufwendige Kurmethoden sind eine vorgeschriebene Bürgerpflicht.

An interessanter Mars-Technik erlebt man „Ultrachromobrillen“, die „den Gesichtssinn des Menschen so erweiterten, dass unsichtbare Lichtregionen mit ihren erweiterten Farberscheinungen deutlich wahrgenommen werden konnten“. Will haben!

Der Gedanke, dass die Martier unter anderem durch diese Möglichkeit, ihr Sinnesspektrum zu erweitern, geistig enorm weiterentwickelt sind – bleibt wieder ein unentwickeltes Fragment.

Zum politischen System hört man nur soviel, „dass ... schon längst mit dem monarchischen Prinzip aufgeräumt war und alle martischen Länder eine einzige republikanische Staatsgemeinschaft bildeten.“

Wenigstens kann man also Hoffmann eine progressive Haltung bescheinigen, mit der er sich einem Kurd Laßwitz anschließt. (Oder doch nicht? vgl. unten den Kommentar zu „Die Eroberung der Luft“)

„Die Oberleitung wird stets dem ältesten und erfahrensten der durch geistige Vorzüge hervorragenden Männer übertragen. Ihm zur Seite steht ein beratender Stab Männer und Frauen, welche gleich dem Staatenleiter geistig hochstehen und auch sehr erfahren sein müssen.“

Oskar Hoffmann sollte wirklich bei der Astronomie bleiben. Da richtet völlige Ignoranz wenigstens keinen Schaden an. Indessen: Mir ist hier in den Sinn gekommen, dass solche Vorstellungen in älteren Zeiten nicht so offenkundig absurd erscheinen konnten wie heutzutage – weil vor der Erfindung des Fernsehens nahezu niemand Gelegenheit hatte, es aus erster Hand zu erleben, wenn ein Politiker in hohem Alter völlig senil wird.

Außerdem heißt es: „Zu wissenschaftlicher Tätigkeit werden nur hinlänglich begabte zugelassen.“

An sich ist das ein schlicht sinnloses Prinzip, da dies grundsätzlich immer gilt. Aber es ist interessant, darüber zu grübeln, welche persönliche Agenda Hoffmann hier ritt, da offensichtlich irgendeine solche hinter dieser Zeile steckt. Entweder weil er nicht zum Studium zugelassen wurde, oder weil er der Meinung ist, dass manche Gelehrten auf ihren Lehrstühlen nichts zu suchen hätten.

In der Wirtschaft ist alle industrielle Arbeit auf Maschinen übertragen. Irgendwelche schweren Arbeiten denkt sich Hoffmann aber als Ausnahme, da sie für Sträflinge reserviert sind.

Weiter spricht er von „der Abschaffung des Geldes, der Aufhebung aller gesellschaftlichen Kasten und der allgemeinen Arbeitsverteilung durch den Staat.“
„Geld und Geldeswert existiert nicht. Arbeitsmarken werden als Lohn für die ordnungsgemäß ausgeführte Tätigkeit jedem in gleicher Anzahl behändigt; nur diejenigen, deren Beruf größere Anstrengung erfordert, und die, welche durch irgendeine Tat die Kultur oder das Gemeinwohl heben, erhalten einen Zuschuss an Arbeitsmarken.“

„Die empfangenen Arbeitsmarken müssen alltäglich gegen Eintauch von Waren oder sonstige Bedürfnisse ausgegeben werden. Ein Aufsparen macht sie ungültig.“
- Damit hat sich die Lektüre von Hoffmann wenigstens insofern gelohnt, als ich die dümmsten sozialen Reformideen kennengelernt habe, die mir jemals untergekommen sind.

Man versteht ja immerhin ungefähr, was dieser arme Tropf von einem Einfaltspinsel hier erreichen will. Aber wie kann ein so ahnungsloser und konfuser Mensch glauben, er könnte sich Lösungen ausdenken?

„Geld existiert nicht. Arbeitsmarken werden ausgegeben.“ - also Geld. Arbeitsmarken sind exakt dasselbe wie Geld. Nur stärker reguliert.

„Sie müssen alltäglich ausgegeben werden.“ D.h. der Martier kann nur solche Dinge kaufen, die er mit einem einzigen Tageslohn erwerben kann.

Abzüglich Kosten für Ernährung und Unterkunft? Es wird nirgendwo gesagt, dass Leistungen wie Nahrung oder Unterkunft kostenlos wären. Aber das war wohl nur Schlampigkeit. Kulturtätigkeiten bzw. kulturelle Unterhaltung sind unentgeltlich.

Und beim Strafwesen heißt es dann, dass die Martier in einer großen Gütergemeinschaft leben, und Eigentumsverbrechen daher generell unbekannt seien; also sind existenzielle Dinge wohl wirklich kostenlos. Aber das macht den ökonomischen Quatsch nur weniger bedenklich, nicht intelligenter.

Wenn nur Schwerarbeit und kulturelle Leistungen extra vergütet werden, heißt das, ein Facharzt verdient genausoviel wie ein Zitronenfalter. Und er kann für jegliche medizinische Leistungen nicht mehr Honorar verlangen als einen Tageslohn... mir raucht der Schädel.

Frauen arbeiten nach der Heirat nicht mehr, aber es wird nichts davon gesagt, dass verheiratete Arbeiter doppelt verdienen.

Kurzen Prozess macht Hoffmann mit der **Religion**, „welche Religion mit dem Fortschreiten der Kultur ... schließlich ganz zu einem Schemen verblasste, das Anschauungen Platz machte, die ein denkendes höheres Wesen völlig verwarfen und den Menschen das göttliche nur in seiner eigenen und der großen Naturseele suchen ließen.“

„Schicksal und Bestimmung sind als solche den Martiern unbekannt. Blindem Zufall werden alle Vorkommnisse zugeschrieben.“

Freiheit und Gleichheit der Frau sind halbwegs achtbar geregelt, nur dass die

Sorge um die Volksfruchtbarkeit wie so oft auch hier Vorrang vor individuellen Rechten hat. Knaben und Mädchen werden „gleichmäßig unterrichtet“, aber es wird nicht klar gesagt bis wann, und „entsprechend ihren Neigungen und ihrer ... Veranlagung in einem Beruf ausgebildet.“ Frauen sind berufstätig – nur in leichten Arbeiten –, aber dies hört mit ihrer Verheiratung auf. Und da die Bevölkerung des Mars sinkt, gibt es strenge Gesetze, dass Männer bis zum vollendeten 20. Lebensjahr verheiratet sein müssen, und wenn das auch offenbar nicht explizit gleich für Frauen gilt, gibt es offenbar irgendwann erheblichen Druck, sich doch unter die Haube zu begeben. Eine Zuteilung des Ehemanns durch den Staat, vermutlich eugenisch ausgewählt, wird nicht ausdrücklich nahegelegt, aber der Gedanke liegt in der Luft.

Dies ist die einzige Thematik im Roman, die nicht in Form eines Listeneintrags oder dreier Zeilen im Vorbeigehen abgehakt wird, sondern eine Handlung bekommt. Der Ingenieur Morton (der vierte der Marsfahrer) verguckt sich in eine Martierin, die ihm schließlich ihr Schicksal erzählt, dass sie bald ihre Ehe antreten muss. Vermutlich war es damals bereits revolutionär, dass Hoffmann schreibt, eine Marsfrau dürfe aus eigener Initiative mit jedem fremden Mann reden.

Strafrecht - Mangels Eigentumsverbrechen gibt es in Hoffmanns einfältiger Fantasie „nur strafbare Handlungen, welche in großer Erregung begangen werden.“ Schwerverbrecher kommen lebenslang in die Strafkolonie auf dem Mond Deimos; die Praxis bei geringeren Straftaten bleibt unklar, weil Hoffmann wirr schreibt.

Die Erwartung, dass die martische Menschheit sich dank ihres viel größeren Alters zu absoluter Humanität und Selbstlosigkeit weiterentwickelt hätte, wird als Illusion verneint, was ein intelligenter Gedanke ist, aber wieder einmal nur schnell hingeworfen.

Wohlgemerkt: Nichts an der Gesellschaft des Mars wird problematisiert (ein Problematisieren liegt außerhalb von Hoffmanns geistigem Horizont), und ihre utopischen Aspekte können daher als die utopischen Ideale Hoffmanns angesehen werden.

„In der martischen Welt- und Kulturgeschichte sah der Professor zu seiner Freude das Spiegelbild der historischen und kulturellen Erscheinungen der Heimatwelt. Ein neuer Beweis dafür, dass der Verlauf aller Dinge im Universum überall der gleiche war, welche Behauptung er schon vor Jahren ... in seinem voluminösen Werke „Beweis der Unmöglichkeit der Existenz einer vierten Dimension und eines dritten Geschlechts“ aufgestellt und diese mit geistsprühenden Darlegungen zu fundieren versucht hatte.“

Sprich: Für Hoffmann existiert SF streng nur zum Zweck einer Lehrfabel, inklusive Pseudomenschheiten zur Aufstellung von Spiegelbildern, und alles, was darüber hinausgeht, ist ihm verhasst. Das muss natürlich die schlechteste mögliche SF erzeugen.

Aaaaallerdings – hat Oskar Hoffmann sich in Mac-Milford-Luna aufgeschlossen gegenüber der Vierten Dimension gezeigt und 1909 einen Roman namens „Die Vierte Dimension“ geschrieben. Ist die Passage also als ironische Brechung gemeint? So subtil wirkt Hoffmann eigentlich nie. Echte Dummheit und Scherz zu vermischen ist immer ein Risiko, man kann nicht mehr wissen, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Man muss erst einmal mit einer gewissen Souveränität schreiben können, um sich dann ironische Brechungen zu erlauben. Sobald sich unfreiwilliger Humor einstellt, geht das nicht mehr.

Danach macht Hoffmann sich ehrlich und schreibt das Buch gleich als Liste weiter. Die noch ungelösten wissenschaftlichen und technischen Rätsel:

- künstliche Zeugung des Menschen
- Verwandlung beliebiger toter Substanz in lebende
- Neubelebung toter Geschöpfe
- Verpflanzung der Seele des Menschen in das Tier (dabei gibt es kaum noch Tiere auf dem Mars)
- Verlängerung der Lebensdauer
- Gehirnoperationen zwecks Beseitigung perverser Neigungen und Leidenschaften
- Erzeugung neuen Wassers
- Durchbohrung des Marsplaneten
- Aufhebung der Achsenneigung des Mars

sowie drei Punkte, die alle von Mac Milford gelöst wurden

- Aufhebung der Schwerkraft
- Verkehr mit fremden Gestirnen (heißt hier wohl „Planeten“, sicher nichts interstellares)
- Erforschung der Bewohnbarkeit fremder Gestirne

Hoffmann thematisiert es nicht, dass den Martiern da einer auf den Kopf gefallen ist, der drei ihrer Großen Probleme gelöst hat. Es wäre ja eine gute Story; die meidet Hoffmann wie der Teufel das Weihwasser.

Die Hauptwirkung dieser Liste ist einerseits eine Sondierung von Hoffmanns Vorstellungswelt, andererseits die schmerzliche Feststellung, wie sehr dieser Roman inhaltsleer ist, und wovor Hoffmann alles gekniffen hat.

Was wir- immerhin – bekommen, ist der spektakulär groß angelegte Versuch, einetelegrafische Verbindung zwischen Mars und Erde aufzunehmen. Man hofft darauf, dass die mit enormer Energie vom Mars abgesandten Signale von den irdischen Telegrafleitungen aufgefangen werden. Leider scheitert dies; nach der Heimkehr erfährt man, dass es weltweite rätselhaftige Störungen gab, aber niemand aus ihnen schlau wurde.

(Fußnote: Die Idee der Fernkommunikation mit anderen Planeten beherrschte in den 1890er und Nuller-Jahren die SF sehr stark. Viele Geschichten strebten gar nichts weiter an, als mit den Marsianern über die Distanz zu reden.)

H. Franke (2017) rezensiert „Mac Milford Unter Marsmenschen“ so, dass die biologischen Errungenschaften und Forschungsziele der Martier „Material für einen KZ-Arzt“ lieferten. Das ist nicht völlig falsch, aber absurd und kindisch überzogen. Weniger überzeichnet könnte man sagen: Notizen aus Dr. Frankensteins Labor. Fraglos stecken in Oskar Hoffmanns Utopie einige haarsträubende Gedanken drin. Diese sind aber mehr das diagnostische Merkmal einer bedenklichen Naivität, die völlig zeittypisch war, und die wir erst „dank“ der Nazis überwunden haben. Und sie sind weder prominent noch überdurchschnittlich.

Detlev Münch (in „Die Fremde Welt“ 2018) versucht einen entgegengesetzten apologetischen Weg zu gehen und schreibt anlässlich Hoffmanns Vergleich des Entwicklungsstandes von Martiern und Menschen:

„Oskar Hoffmann benutzt stets den Vergleich zu einem „Australneger“, was jedoch nicht rassistisch interpretiert werden sollte.“

Meine Güte. Natürlich ist es rassistisch. Das ist nur nichts besonderes für die Zeit. Hoffmann hat hier einfach die Standardhaltungen seiner Zeit nicht reflektiert.

Ich will hier schlicht anfügen: Wenn man die zweite Hälfte von Kapitel 25 eines Marsromans mit den Worten einleitet: „Um die Langeweile abzukürzen“, ist das ein Wink mit dem Zaunpfahl, dass man das Bücherschreiben lieber aufgeben sollte. Wenn man nach diesem Satz eine Liste anfängt, ist das ein Wink mit dem Hammer.

Oskar Hoffmann hat diesen Wink vielleicht auch vernommen. Jedenfalls bringt er Mac Milford um.

Das Ende

1902 schien es, als wollte Oskar Hoffmann eine ganze Reihe von „Mac Milfords Reisen ins Universum“ starten, unter dem Schirmtitel „Kollektion Kosmos“. Mit dem Ende des zweiten Mac-Milford-Abenteuers „Unter Marsmenschen“ entschließt Hoffmann sich, alles radikal zu beenden. Kurz nach der triumphalen Heimkehr stirbt Mac Milford. (ein geschickter Dreh: Er stirbt an Lungenkomplikationen wegen der wiederholten Umgewöhnung von einer Atmosphäre an die andere.)

Darauf folgt die unverständlichste Version je, wie am Ende eines SF-Romans alle Spuren des Abenteuers aus der Welt getilgt werden.

Nichts bleibt.

Völlig rätselhafterweise geht mit Mac Milfords Tod sein gesamtes Lebenswerk verloren. Niemand ist in der Lage, trotz seines gesamten vorhandenen Laboratoriums und aller Unterlagen seine Erfindungen nachzuvollziehen. Es wird so geschildert, als hätte er nie eine Notiz gemacht, oder Testmodelle.

Dabei dreht sich in „Von der Terra zur Luna“ viel um das alte Notizbuch, das den Amerikanern all seine Erfindungen verraten hat und dann zurück in seinen Besitz kommt. Und am Anfang von „Unter Marsmenschen“ heißt es noch ausdrücklich: „Sollte der Expedition ein Unglück zustoßen, müsste die Regierung dann unverzüglich nach den vorhandenen Aufzeichnungen Mac Milfords ein zweites Vehikel bauen lassen...“

In einer Nebenhandlung indessen sind die Unterlagen seiner Erfindungen in die USA gelangt – eben besagtes Notizbuch, das er später zurückerlangte –, und wurden Thomas Alva Edison zur Verfügung gestellt, der ein amerikanisches Weltraumfahrzeug konstruierte, dessen erstes Exemplar zum Mond und dessen zweites zum Mars flog und dort von den Marsianern abgeschossen wurde. Nun am Schluss teilt Hoffmann uns allen Ernstes mit, dass die kompletten Unterlagen den Raumfahrern mitgegeben wurden, für den Fall, dass Reparaturen notwendig würden, und dort vernichtet wurden; dass auf der Erde niemand daran gedacht hatte, eine Abschrift dieser Unterlagen zu machen (!!!), und dass Edison sich außerstande erklärte, ohne diese Unterlagen ein weiteres Raumfahrzeug zu bauen (! !!! !) obwohl ein Konstrukteur, der einmal ein solches Vehikel gebaut hat, dabei gelernt haben muss, wie es funktioniert und wie man den Bau wiederholt. Und der Amerikaner auf dem Mond kündigte ja auch an, dass die USA bald 5000 Antigravflieger gebaut haben werden. „Eine Fabrik in Pittsburgh hat das Patent von Edison übernommen.“ (!!! !!!)

Und dabei ist der originale „Sirius“ in den Rocky Mountains, eine Meile südlich der kanadischen Grenze, in einen Sumpf gestürzt, und liegt da völlig intakt immer noch, und es ist schlicht unmöglich, dass niemand die wichtigste Konstruktion der Menschheitsgeschichte bergen kann! !!! !!! !!! !

Man gewinnt den Eindruck, dass Hoffmann nicht einmal eine vage Vorstellung von technischen Konstruktionsprozessen hat, und jetzt auch keine Lust mehr, noch

irgendetwas zu durchdenken. Dass das ein Gewinn für irgendjemanden wäre, kann hingegen nicht gesagt werden.

All das ist wohl die vernichtendste nur mögliche Beobachtung über Hoffmanns Fähigkeiten, eine Erzählung zu konstruieren.

Detlev Münch (in „Die Fremde Welt“ 2018) möchte nahelegen, dass „Mac Milford unter Marsmenschen“ eine fundamental anti-utopische und pessimistische Botschaft habe, im Gegensatz zu „Mac Milford Luna“, womit er eine Brücke zu Otto Hoffmanns „Die Fremde Welt“ von 1913 zu schlagen hofft. Dies erscheint mir unhaltbar.

- Die Absendung Toms im Atomistikum auf Nimmerwiedersehen halte ich für einen bloßen Konzeptionsmangel – eine humoristische Tom-Handlung war zunächst genau wie in Mac-Milford-Luna vorgesehen, und wurde dann offenbar fallengelassen, weil der Autor nun die Marshandlung anders anlegen wollte; nachdem Hoffmann letztlich beschließt, Mac Milford sterben zu lassen, kann er den lästigen Tom auch loswerden, indem er ihn ebenfalls sterben läßt.

- Dass Mac Milford wegen des Versagens des Atomistikums nicht hinter Tom her zum Mars gesendet werden kann und das Raumschiff nehmen muss, entspricht exakt „Mac-Milford-Luna“ und ist handlungstechnisch klar motiviert, da die Reise den halben Roman einnimmt, und dem Autor auf dem Mars kaum eine einzige Handlung einfällt.

- Die brutale Vernichtung des amerikanischen Raumschiffs durch die Martier ist eine Wiederholung desselben Motivs in Mac-Milford-Luna, inklusive des völlig unmotivierten extremen Aufwallens von Vernichtungswillen, nur weniger begründet und mit einer drastischeren Waffe.

- Die Verlobung der Marsianerin in Morton und ihr Tod auf dem Rückflug entspricht einer endlos breit etablierten Tradition in Raumfahrt- und Lost-World-Romanen; es muss eine Marsprinzessin bzw. Königin der verlorenen Stadt sterben. Das ist das Menschenopfer, das Science-Fiction-Autoren für ihren Pakt mit dem Teufel zu entrichten haben. Außerdem ermöglicht das Oskar Hoffmann die einzige Passage, in der Eigenarten der marsianischen Kultur in einer tatsächlichen Handlung vermittelt werden.

- Der Absturz und Verlust des „Sirius“ in den Rocky Mountains ist eine fest etablierte Trope, so schon in Vernes „Reise um den Mond“ (auch bei Gustave Le Faure, Pierre de Selenes). Und das „Stranden“ in Alaska kommt auch schon 1900 in Oskar Hoffmanns „Lormier unter Marsmenschen“ vor, sowie in P. Meyers „Ein Flug zum Monde“ 1901, ohne dort im Geringsten einen tragischen Aspekt zu haben.

- Der Tod Mac Milfords und Untergang all seiner Werke ist die fest etablierte Trope, dass der Autor eines utopischen Romans am Ende alle seine Erfindungen wieder verschwinden lassen muss, um „die Realität so zurückzulassen, wie er sie vorgefunden hat“. Das Prinzip galt nicht universell, aber es war allgemein gängig. So bei Verne in beiden Nemo-Romanen und Robur-Romanen wie auch „Die Propellerinsel“, Wells' „Die Zeitmaschine“, „Dr. Moreau“, „Der Unsichtbare“ und „Die Ersten Menschen im Mond“, und zahllosen anderen. Oskar Hoffmann führt das nur besonders drastisch, besonders dumm und besonders widersinnig aus.

- Die anti-kolonialistische Botschaft bei Oskar Hoffmann ist richtig. Die imperialistischen Träume der Marsreisenden scheitern völlig und für immer. Es ist indessen nicht im geringsten eine universale Botschaft; allein die Kolonisierung des Mars wird unmöglich. Die Venus ist ausdrücklich als jung, aber besiedelbar erklärt worden. Die Kolonisierung des Mondes, wo der Autor in Mac-Milford-Luna George Price und Mary Watson zurückgelassen hat (!), sowie anderer Planeten wird nur durchkreuzt, weil Oskar Hoffmann sich entschließt, den Selbstzerstörungsknopf zu drücken, auf absurdeste Weise alles erfundene

komplett einzustampfen, und dabei sämtlichen eingeführten Fakten hemmungslos zu widersprechen.

Mir erscheint dies allein als eine Verlegenheitslösung eines unfähigen Autors. Für mich sieht es so aus, dass es überhaupt keinen tieferen Grundgedanken gibt, und der Autor am Ende nur noch gedacht hat „Pfeif drauf!“

Vergleichswerke

Oskar Hoffmann – (Lormier) Unter Marsmenschen. 1900

Dieser seltsame Tropf Oskar Hoffmann leistete sich die Eigenart, innerhalb von fünf Jahren zwei ganz verschiedene Werke, eine Novelle und einen Roman, beide unter dem Titel „Unter Marsmenschen“ zu verfassen. Dass der Roman einzelne Motive aus der Novelle wiederholt, ist keine Entschuldigung dafür, nachgeborene Leser zu verwirren und mit Verwechslungen bloßzustellen. Ich will das Problem hier lösen, indem ich von „Lormier Unter Marsmenschen“ (Novelle, 1900) und „Mac Milford Unter Marsmenschen“ (Roman, 1905) spreche.

Oskar Hoffmann hatte 1902 und 1905 noch ein ganz anderes Problem als den Titel, und er löste es wie alle seine Probleme: schlecht. Die Mac-Milford-Romane waren nämlich in sehr vieler Hinsicht eine direkte Wiederverwendung von Motiven, die er bereits in der Mars-Novelle von 1900 entwickelt hatte. Und da standen etliche interessante Schilderungen schon drin. Er hatte in „Mac Milford“ an den fraglichen Punkten nichts wirklich anderes zu sagen. Und das Ganze nochmal erzählen, gerade so verändert, dass es als neues Werk durchgehen konnte, dazu hatte Hoffmann keine Lust; und die Passagen einfach unverändert reinkopieren, dazu hatte er nicht die Chuzpe. Also hat er an diesen Stellen einfach nichts geschrieben. Das führt ganz wesentlich dazu, dass „Von der Terra zur Luna“ am Anfang und „Mac Milford Unter Marsmenschen“ auf dem Mars ein trockenes Knochengerüst fast ohne bildliche Schilderungen ist. Eine nähere Schilderung des Atomistikums, eine nähere Schilderung der Bauten, Räumlichkeiten und Dekorationskunst der Martier – Mac Milford muss ohne all das auskommen.

Eigenartigerweise pflog Hoffmann in „Lormier Unter Marsmenschen“ eine wesentlich diszipliniertere literarische Sprache, ohne Unsauberkeiten, Sächseleien und Kolloquialismen, als in den Mac-Milford-Büchern. Das heißt nicht, dass er seine Arbeit durchgehend gut machte. Die Novelle beginnt mit einem Satz von 45 Wörtern. Der Stil beruhigt sich dann aber und fällt nicht weiter negativ auf.

Hoffmann schreibt hier zum ersten Mal vom „Summen und Surren“ seiner technischen Anlagen. Von dieser seiner Fähigkeit, eine sinnliche Erfahrung in Worte zu fassen, war er selbst so beeindruckt, dass er in den Mac-Milford-Romanen nie mehr etwas anderes schrieb als diese drei Wörter. Aber wenn auch seine Kunst sinnlicher Eindrücke damit weitgehend ausgeschöpft ist, entstehen in dieser Novelle doch passabel anschauliche Schilderungen sowohl in der heimatlichen Werkstatt Lormiers als auch auf dem Mars.

Die Handlung:

Norbert Lormier, Student der Physik und Astronomie in Wien, hat ein Atomistikum gebaut, das Materie und lebende Wesen auflösen und unversehrt

über unbegrenzte Entfernungen senden kann. Als er beim Testen des Geräts Schwierigkeiten mit der Katze hat, die als Versuchsobjekt dienen soll, beamt er sich aus Versehen selbst mit auf den Mars.

In „Mac Milford“ 1 & 2 gibt es nichts so gutes. In jeder Hinsicht wird das Atomistikum hier so detailliert geschildert, wie man es in Mac-Milford-Luna eben vermisst.

Was Lormier erblickt, als er kopfüber in einer Stadt des Mars materialisiert, sind Barockchinesen. Sprich Menschen, die genauso wirken, wie sich das Barockzeitalter Chinesen vorgestellt hat. Die Marskultur hat einen ganz orientalisches-fernöstlichen Zug. Es ist eine üppige Kultur mit Tendenz zum Verfeinerten und Dekorativen, und dass der Illustrator die Marsianer darstellt wie die Figuren auf barocken Chinavasen, passt zum Text ganz genau.

Der Erzählton wirkt weitgehend märchenhaft, in den Schilderungen finden sich bis auf das Wort „arabeskenbedeckt“ keinerlei sinnliche Eindrücke. Aber die seltsamen Räumlichkeiten werden doch anschaulich gemacht.

Wie in China paaren sich die Arabesken mit verdeckten Zügen strenger Rationalität. Der ganze Mars ist in Bezirke eingeteilt, mit Verwesern, die ein gewähltes Ehrenamt sind,

es gibt 1000 Marsstädte à 10.000 Bewohner, die jede auf eine andere Tätigkeit spezialisiert sind. Der Mars hat eine vollkommene Wetterkontrolle.

Es gibt eine elektro-pneumatische Tunnelbahn, die den Mars mit 200 km/h (25 Meilen / min), durchkreuzt, alles ist automatisch oder funktioniert mit kinderleichter Selbstbedienung, alles ist kostenlos (selbst diese Aussage hat Hoffmann in Mac-Milford-Mars vergessen). Beim ersten Ausprobieren der erschütterungsfreien U-Bahn erklingt aus Lormiers Mund prompt die berühmte Frage „sind wir denn schon losgefahren?“

Auf den Kanälen verkehren Elektroboote – „Cigarren“ mit Glasdach, Flüssigluft-Motor, tauchfähig, die sich in Kollektivbesitz befinden, d.h. man nimmt sich einfach eins und läßt es zurück, wo man will.

In den Städten dienen zum Nahverkehr bewegliche Bodenplatten, sowohl horizontal wie als Lift, da weite Anlagen unterirdisch sind.

Die Spitzenattraktion des Mars ist aber der Fahrstuhl zum Marsmittelpunkt. Hoffmann muss hier von sich selbst beeindruckt gewesen sein; er bringt ein wenig erzählerische Ausdauer für eine längere Passage auf, und sogar ein wenig sinnliche Eindrücke. Unterwegs gibt es einen kurzen Einblick in Kristallhöhlen, und am Marsmittelpunkt ist eine ausgedehnte Höhlenstadt angelegt worden.

Eins gehört noch ins Stammbuch geschrieben: Oskar Hoffmann rechnet nicht. Eine Unterseestation liegt in 20 km Meerestiefe, und die Schleusenkammer wird mit normaler Luft entwässert. Ein 8-km-Hochhausbau ist aus „riesigen Quadern“ erbaut.

So liefert Hoffmann eine Fülle von faktischen Details, aber auch bildlichen Eindrücken, die in „Mac Milford Unter Marsmenschen“ dann fehlen und das Werk entsprechend dünn lassen, aber er schreibt hier auch so grundlegende Details der Marskultur wie die kostenlose Versorgung mit Nahrung und Wohnungen, was er dann in „Mac Milford unter Marsmenschen“ zwar genauso konzeptuell anlegt, aber glatt zu erwähnen vergisst.

Die Erzählung versinkt im Einzelnen immer mehr in eine inhaltsleere Superlativ-Sprache. Sinnlichkeit und Farbigkeit sind marginal besser als in „Mac Milford“. Hoffmann kennt das Adjektiv „perlmuttern“, aber er ist nicht in der Lage, daraus einen ganzen Satz zu bilden.

In einem Mars-Museum erlebt Lormier schließlich eine wahllose Attraktionen-Parade, d.h. alles beliebige, was Hoffmann an technischen Errungenschaften eingefallen ist, aber wofür ihm keine Spielszenen eingefallen sind. Ein positiver Zug zeigt sich darin: Der Autor schreibt ausgiebig über Lormiers Studien marsianischer Technologien und ihrer Fertigungsmethoden, und dabei viel über Vergeblichkeit, weil bestimmte Materialien auf Erden unbekannt sind, oder Lormier manches gar nicht erfassen kann. Seine Versuche, sich Notizen zu machen, um diese Dinge später auf der Erde nachzuvollziehen, scheitern fast völlig.

Als Lormier schließlich auf dem Mars ein Atomistikum zu bauen vermag, und sich und einen Marsianer zur Erde zurückbeamt, hört man ein paar intelligente Worte über die Gefahren durch die Tatsache, dass der Ankunftspunkt des Atomistikum-Transports nicht bestimmbar und völlig unbekannt ist. Es passiert ihnen aber nichts. Und obwohl sie in der Wildnis Alaskas landen, gibt es auch keine „Ergebnislöschung“, wenngleich Lormier nur sehr wenig Nutzen aus seinen Mars-Notizen ziehen kann.

Was dem Marsianer auf Erden widerfährt, dem widmet Hoffmann keinen Platz mehr. Lormier schickt ihn schließlich mit einem letzten Atomistikum-Transport auf den Mars zurück, wonach das Gerät als zu riskant eingestuft und eingemottet wird.

P. Meyer – Ein Flug zum Monde, 1901 = Oskar Hoffmann?

Diese Novelle erschien im Jahrbuch „Das Neue Universum“ und wurde im Heyne-Sammelband „Als der Welt Kohle und Eisen ausging“ abgedruckt, sie hat dort 38 Seiten.

„Jahrhunderte waren seit der Neuentstehung des Deutschen Reiches verflossen. Nichts erinnerte mehr an ein Zeitalter des Dampfes.“

Dass nichts mehr an das Deutsche Reich erinnern wird, hätte sich der Autor offenbar nicht schwanen lassen. Stattdessen begründet er eine neue Zeitrechnung Anno Wilhelmi.

„200 Jahre waren seit dem Tod des ersten Deutschen Kaisers verflossen.“

Also: Man schreibt das Jahr 2188. (Otto I. kann ja nicht gemeint sein.)

Der Hauptfortschritt, der eine Zukunftswunderwelt begründet hat, war die vollständige Erkenntnis des Wesens der Elektrizität. Es gibt einen Weltflugverkehr durch elektrisch-pneumatische Drachenflieger. Dann wird auch das Problem der Schwerkraft gelöst. Der Weltraumflug wäre nun möglich – mit flüssiger Luft zum Atmen plus Konzentrat-Nahrung aus der Dose durch Stärkemehl –, aber niemand hat sich bisher getraut.

Die Städte sind komplett einstöckig; alle Räume sind durch Dachfenster beleuchtet. Diese öffnen sich per Knopfdruck, man startet Flüge mit seinem Drachenflieger im Zimmer.

Nachts leuchten die Wände durch eine phosphoreszierende Schicht, die das Tageslicht aufgespeichert hat, und fast in gleicher Stärke ausstrahlt. (Kann man das Licht überhaupt ausschalten? Wird nicht gesagt.) Man kommuniziert mit einem Videofon unter dem Namen Telephotograph.

Dann kommt es schließlich zum monumentalen Tag: Professor Theobald Schäpler, mit seinem Assistenten Walther Berger, wagt den **Flug zum Mond**.

- und Ächz. Kaum beginnen die Gespräche von Professor und Gehilfe, da bittet

dieser erst mal um eine Erklärung des Wortes „Vakuum“. Fünf Seiten lang referiert die Geschichte nur über die technischen Details von Teleskopen! In uuuuumständlichstem Ton. Der weitere Fortschritt der Geschichte verläuft dann aber nicht so zäh, wie dies befürchten läßt.

Ein besonderes Interesse für Fans der Wissenschaftsgeschichte bietet die Bemerkung Professor Schäplers: „so hat es sich herausgestellt, dass ein Weltäther überhaupt nicht existiert.“

Zum Flug zum Mond verwenden die beiden ihre normalen Drachenflieger, die mit einer Antigravfunktion aufgerüstet sind. Diese Drachenflieger haben keine Kabine. Die zwei Raumfahrer tragen einen Kautschukanzug, wie Taucher, „der mit komprimiertem Luftgas gefüllt ist. In der Kautschuk-Hülle befindet sich ein schlauchartiger Behälter, in welchem verflüssigte Luft aufbewahrt ist.“

Fragen stellen sich. Wieso können sie miteinander sprechen? Sie reden offenbar durch die Luft von Drachenflieger zu Drachenflieger miteinander. Bald heißt es, dass sie im Vakuum draußen nicht weiter werden sprechen können, und auf dem Mond, wo die Luft auch zu dünn wird, holt der Professor eine Art Sprechrohr hervor, das sie verbindet. Aber wie der Kautschukanzug das Gesicht bedeckt, und wann sie ihn eigentlich übers Gesicht ziehen, um im Anzug zu atmen, wird nicht erwähnt.

„Diese Verdünnung der Luft nimmt von Kilometer zu Kilometer zu, bis sie endlich die Feinheit erreicht hat, welche den Weltäther bildet.“

- 14 Seiten vorher hat er erzählt, es gibt gar keinen! aaargh! Was denn nun?

Der Tote Punkt zwischen Erde und Mond wird vor der Reise diskutiert; als sie dort ankommen wird der Flug ruckelig, aber sie kommen ohne weitere Probleme durch.

Der Mond bietet kaum tragbare Bedingungen, eine dünne Atmosphäre ist vorhanden aber die Luft ist an der Grenze der Atembarkeit, es gibt kaum Leben an der Oberfläche. Aber es gibt Leben. Die Seleniten sind Yetis ohne Nase und Ohren. Sie setzen die Besucher fest, sobald sie auftauchen, oder versuchen es zumindest, aber über ihre Absichten kommt nichts näheres heraus, da die Besucher vorher flüchten können.

Eine der spannendsten Episoden ist der Einflug in einen Mondkrater, ein tiefer vulkanischer Schlot, in dessen Lavawänden man Diamanten eingebettet sieht. In großer Tiefe landen

die Drachenflieger schließlich auf einem glatten, betretbaren Boden des Schlots, von dem ein Spalt in einen schrägen Stollen führt, und dieser in eine große Höhle voller – Stalaktiten.

Anderswo erst stoßen die Raumfahrer auf eine Wohnhöhle der Seleniten, die umfassend mit riesigen Diamanten ausgekleidet ist. Sie denken sich: „Gut genug für uns“, brechen ein paar Millionen Karat heraus, und kriegen die Kurve, ehe die Yetis wiederkommen.

Und schon geht es zur Erde zurück, und auf dem Rückflug begegnen sie noch dem Kleinplaneten Isis, der exakt dasselbe ist wie Mac Milfords Kleinplanet „Liliput“. Wälder mit Sigillarienbäumen der Karbonzeit, „zwei bis drei Meter lange Eidechsen“, die als „krokodilähnliche Iguanodons“ identifiziert werden, ein Mastodon, und unidentifizierte nashornähnliche Monster, die eine Stampede hinlegen, was dazu führt, dass der Professor einen unfreiwilligen Ritt auf einem von ihnen macht.

Da sie auf der Schlussetappe zur Erde Treibstoffprobleme bekommen, machen sie eine Bruchlandung im Nordmeer und werden knapp von einer Eisscholle gerettet.

Die Vielfalt an engsten Parallelen führt mich zu dem Schluss, dass diese

Kurzgeschichte von „P. Meyer“ ein Werk von Oskar Hoffmann ist. Damit lehne ich mich ordentlich weit aus dem Fenster, da ich die Identifizierung Oskar Hoffmanns als Autor des „Luftpiraten“ 1908/09 und als Autor von „Die Fremde Welt“ 1913 entschieden bestreite; ja, ich glaube sie klar widerlegt zu haben. Aber hier ist der Fall ein massiv anderer.

Dass die Parallelen zwischen zwei Werken auf einer Entlehnung durch einen anderen Autor beruhen, klingt hier weitaus weniger wahrscheinlich als im Fall des „Luftpiraten“. Für einen Piraten ist es normal, dass er stiehlt.

(Sorry, der Gag musste sein.) Während die Entlehnungen von Motiven aus Hoffmanns „Mac Milford“ in den „Luftpirat“ ein paar grundlegende Ideen sind, die frei angewendet werden, gehen die Entlehnungen aus „Flug zum Monde“ nach „Mac Milford zur Luna“ bis in fortlaufende, äußerst spezifische Details, und die Umgruppierungen dieser Details sind typisch für Änderungen, die ein Erfinder am eigenen Material vornimmt, nicht aber für einen Plagiator.

Wesentlich ist auch der Punkt, dass ein Hoffmann wohl kaum in seinem Erstlingsroman umfangreiches Material von einem anderen Autor plagiiert würde, der gerade im Jahr davor in „Das Neue Universum“ erschienen ist. Im Einzelnen:

1) „P. Meyer“ läßt anfangs seinen Professor dozieren, dass die Idee eines Weltäthers widerlegt worden sei; dies schien ein klarer Beweis, dass der Autor nicht Hoffmann sein kann. Aber 14 Seiten später läßt er seinen Professor das exakte Gegenteil sagen, nämlich dass die Luft der Erdatmosphäre in extremster Verdünnung in den Weltäther übergeht, der das All ausfüllt – dies ist exakt die Verwendung des Begriffes, die Hoffmann beständig pflegt. Und die gedankliche Verworrenheit und Unachtsamkeit eines solchen Hin-und-Hers passt zu Hoffmann ohne Weiteres.

2) Die irdischen Fluggeräte heißen „Drachenflieger“, was hier einen gewissen Sinn ergibt (es war schon um 1900 ein eingeführter Begriff für Fluggeräte à la Lilienthal); in „Mac-Milford-Luna“ heißt das amerikanische Antigrav-Fluggerät „magnetischer Drachenflieger“, obwohl die Konstruktion dafür keinen erkennbaren Grund liefert und der Begriff völlig unmotiviert auftaucht.

3) Die Zukunftsgesellschaft dieser Erzählung verwendet Stärkemehl als Kompaktnahrung –genau so wie Mac Milford für die Verpflegung im Weltall.

4) Die Wohnungen sind fensterlos und besitzen eine eigenartige indirekte Beleuchtung, wie auf Mac Milfords Mars.

5) Der Tote Punkt spielt eine gewisse dramatische Rolle; und genau wie in „Mac-Milford-Luna“ und „Mac-Milford-Mars“, aber im Kontrast zum „Luftpirat“, sorgt der Tote Punkt für Komplikationen, aber nicht für akute Lebensgefahr.

6) Die Diamanthöhlen: Die Mondfahrer machen einen Einflug in einen Krater, durch den der Weg in einen tiefen vulkanischen Schlot hinabführt, in den Lavawänden sind Diamanten eingebettet, man gelangt auf einen ebenen, betretbaren Boden des Schlots, von dem ein Spalt in einen schrägen Stollen führt, und dieser in eine Stalaktitenhöhle. Anderswo erst stoßen die Mondfahrer auf eine Wohnhöhle der Seleniten, die umfassend mit riesigen Diamanten ausgekleidet ist. In Mac-Milford-Luna erlebt man zunächst ausgedehnte lunare Stalaktitenhöhlen; in einem Mondkrater führt dann der Abstieg mit Seilen durch einen exakt gleichen Vulkanschlott (ohne Diamanten) mit exakt gleichem Boden, seitlichem Spalt und

weiterführendem Stollen, bis in eine völlig von riesigen Diamanten überkrustete Höhle. Die veränderte Abfolge der Ereignisse ist eindeutig die dramaturgisch überzeugendere Lösung, obgleich wissenschaftlich indiskutabel.

7) Der Kleinplanet Isis zeigt exakt das gleiche wahllose Durcheinander von Erdepochen wie „Liliput“ (inklusive Mammuts/Mastodonten, ausgenommen Affenmenschen), und die gleiche extreme Ignoranz in puncto Dinosaurier: „P. Meyer“ beschreibt Iguanodon als krokodilähnlich, was seit 1878 obsolet war, und Mac Milford begegnet einem Ichthyosaurus-Meeresreptil an Land.

8) Die Rückkehr in Form einer Bruchlandung in einer abgelegenen nordischen Einöde mit Verlust des Fahrzeugs ist drei Werken gemein: „P. Meyer“, „Lormier unter Marsmenschen“ und „Mac Milford unter Marsmenschen“.

Weitere Entlehnungen setzen sich in Hoffmanns „Die Eroberung der Luft“ fort:

9) Professor Schäpler und sein Assistent fliegen in zwei Fluggeräten, und unterhalten sich im Flug von einem zum anderen; in „Die Eroberung der Luft“ baut Saint-Martin ein Luftschiff und einen Aeroplan, er und sein Assistent machen einen Paarflug mit beiden Geräten und unterhalten sich dabei von Flieger zu Flieger. In beiden Geschichten fragt sich der Leser gleichermaßen, wie eng die eigentlich nebeneinander fliegen müssen, um sich vernünftig hören zu können – im letzteren Fall bei 100 km/h Fahrt.

10) Die Piloten der Drachenflieger sind durch keine Kabine geschützt, sondern durch „Froschmannanzüge“, die mit Atemluft durchströmt werden; in „Die Eroberung der Luft“ charakterisiert dies die ganz ähnlichen Fluggeräte der USA. Erst in „Die Eroberung der Luft“ allerdings wird dies zu einem System verändert, mittels einer speziellen Form von Wasserstoff das spezifische Gewicht des Piloten zu reduzieren und damit das Fliegen zu erleichtern.

11) An sprachlichen Eigenarten Hoffmanns, wie ich sie in „Mac Milford“ erntete, war „Der Flug zum Monde“ zunächst wenig ergiebig, bis ich fand, dass der Autor genau wie Hoffmann das exotische Wort „Atmosphärlilien“ verwendet. Außerdem schreibt er „frug“.

12) Die skurrilen einleitenden Sätze, in denen der Lauf der Weltgeschichte stramm deutschnational nach dem ersten Deutschen Kaiser datiert wird, mögen für Nur-Mac-Milford-Leser un-hoffmännisch klingen; aber dieser Eindruck ändert sich völlig, sobald man „Die Eroberung der Luft“ liest.

13) Völlig typisch für Hoffmann, und genauso findet man es in „Der Flug zum Mond“: eine radikal spannungszerstörende Erzählweise, bei der der Autor an einen packenden Spannungspunkt ankommt, nur um dort einen ganzen Absatz sinnloser, absurd umständlich formulierter Sätze einzuschieben, die den Leser erst einmal sorgsam darauf vorbereiten, dass jetzt etwas spannendes passieren wird.

Oskar Hoffmann – Die Eroberung der Luft. 1907/08

Ich hatte mir vorgestellt, dass dieses Werk zeitlich und thematisch näher an den „Luftpiraten“ heranrückt, und vielleicht neues über Oskar Hoffmann als Autor enthüllt...

Na, ein wenig hat es das sogar. Nur nichts gutes.

Ein wenig korrigieren sich hier die Eindrücke, die ich von Hoffmann hatte. Hoffmann bringt doch zeitweilig ein akzeptables Mindestmaß an erzählerischer Spannung zustande. Er weiß auch eine bescheiden(st)e Fähigkeit zu sinnlichen Schilderungen an den Tag zu legen.

Und dann das Vokabular: Wenn die Mac-Milford-Bücher eine reiche Ernte an sprachlichen Eigenheiten, an altmodischen, umgangssprachlichen, sächselnden und saloppen Wendungen lieferten, so sind diese nun fast völlig abwesend. Die Sprache ist ein sauberes, diszipliniertes Standard-Literaturdeutsch. (wie schon in „Lormier unter Marsmenschen“ 1900) Ein großer Teil der Mac-Milford-Sprachernte war somit für Stilvergleiche wenig nützlich. Nicht einmal „Hülfe“ schreibt er mehr, allerdings immer noch „frug“ und „pflog“.

Aber – die Umständlichkeit der Sprache! Uff. Hoffmann schreibt die umständlichste, aufgeblasenste, gestelztste Sprache die man sich überhaupt nur vorstellen kann. Es ist seit Mac Milford noch schlimmer geworden!

Und dieses Werk nun erschien etwa gleichzeitig mit den ersten Luftpiraten-Heften.

„In den Annalen der Aeronautik waren viele technische Versuche und Erfindungen verzeichnet, welche in ihrer Gesamtheit eine Riesensumme geistiger Arbeit darstellten, die ihrerseits wieder von weitgehender Aufbietung hochpotenzierter Intelligenz Zeugnis ablegte.“

Der halb französische, halb deutsche Ingenieur Viktor de Saint-Martin hat auf revolutionäre Weise das Flugproblem gelöst. Ein federleichter Akkumulator gibt Luftschiffen wie Aeroplanen eine unbegrenzte Antriebskraft, welche sie auf atemberaubende Geschwindigkeiten von bis zu unglaublichen 100 km/h bringen kann.

„Alle die (älteren) Ballonkonstruktionen, waren es nun solche nach starrem, halbstarrem oder unstarrem System, verhielten sich fürderhin zu dem neuen französischen Luftschiff wie Archen Noah gegen das modernste Hochseeschlachtschiff.“

Mit Saint-Martins Akkumulator ausgerüstet, vermochten jetzt die französischen Ballons nicht nur eine Geschwindigkeit von rund hundert Kilometern in der Stunde zu erzielen, sondern sich auch wochenlang in der Luft aufzuhalten. ... Einen weiteren großen Vorteil bildete ... die sehr gesteigerte Manövrierfähigkeit ... und eine beliebig zu steigernde oder abzuschwächende Geschwindigkeit der Ballonfahrt.“

So weit, so gut... inklusive erster abenteuerlicher Probefahrt, etc. Nur...

Wohin Hoffmann mit der Geschichte will, bleibt in hohem Maße unerfindlich. Erst kommen Passagen über die Selbstherrlichkeit der französischen Staatsführer, was noch zum später folgenden passt;

parallel aber kreierte er den französischen Erfinderhelden mit halb deutschem Blut, und erzählt vieles über Frankreich, das unser Nachbarland sympathisch klingen läßt, was ohne den geringsten Bezug zur weiteren Romanentwicklung bleibt;

dann kommen die expliziten Anmerkungen über Saint-Martins halb deutsche Herkunft, und sein geringes französisches Nationalgefühl, was kurz in den Mittelpunkt gerückt wird, um dann gleich wieder folgenlos fallen gelassen zu werden; als Deutschland im Weltkonflikt die Oberhand bekommt, hat Saint-Martin nichts mehr damit zu tun;

dann folgen Ausführungen über Amerika, die nicht durchblicken lassen, ob nun der Staat oder die heimatverräterischen, geldgierigen Erfinder Schurken sein

sollen, offenbar beide;

dann ist es an der Reihe der Briten, sich als heimtückische Verbrecher zu erweisen – und das vom literarischen Schöpfer Mac Milford's; Königin Victoria, Hurra!?

Nun, schon Jules Verne hat im einen Roman einen englischen Helden verwendet, um im nächsten Roman über die heimtückischen, verbrecherischen Engländer herzuführen, aber trotzdem... Da wird der von den Briten entführte Saint-Martin in Londoner Gefangenschaft gefoltert, um ihm sein Wissen abzupressen.

Was geht im Kopf Hoffmanns nur vor?

Im Moment vielleicht nur noch Desinteresse, denn die Passagen über Saint-Martins Entführung, Folter, Befreiung und weiteres Schicksal degenerieren von echten Schilderungen über bloße Inhaltsangaben zu eingestreuten Fußnoten. Dass Hoffmann zwei verschiedene Frauen angelegt hat, deren Herz Saint-Martin gehört, daran erinnert sich der Autor womöglich schon gar nicht mehr, denn von einer ist nie wieder die Rede, und von der anderen auch nicht viel.

Dann bricht der Krieg aus – und die französische Erfindung der Superluftschiffe, die den Roman überhaupt erst begründet hat, wird auf der Stelle bedeutungslos. Obwohl die neuen Saint-Martin-Luftschiffe vorher mit größter Rhetorik als die unbesiegbare Revolution aller Kriegsführung propagiert wurden, die die ganzen Weltverhältnisse aufwühlt, und der jeder Gegner hilflos ausgeliefert sein muss, und obwohl die Franzosen mit den Superluftschiffen gegen deutsche Truppen ganz ohne solche stehen, erzählt der Autor uns doch, dass die Deutschen sich entschlossen durchsetzen und die feindlichen Superwaffen innerhalb von ein paar Zeilen wirksam abwehren. Es ist keine besondere Überraschungslösung im Spiel. Die simpelsten Notbehelfe erweisen sich als reibungslos erfolgreich, denn der Deutsche weiß zu kämpfen, jawoll!

Und als der Verlauf des Weltkrieges den Angriff der USA auf Europa in den Mittelpunkt rückt, ist Frankreich auf einmal nur noch eine Fußnote, weder endgültig besiegt noch mehr eine Bedrohung.

„Der König von England wollte sich lieber mit den Amerikanern verbünden... Doch seine Minister zeigten hierzu keine Neigung und hatten mehr Vertrauen zu Deutschlands Militärmacht und Deutschlands ehrlicher Gesinnung als wie zu der Luftflotte und der Gesinnung ihrer stammverwandten Nachbarn jenseits des Ozeans.“

Über „die Gelben“, Hoffmann-Lesern auch bekannt als „die Schlitzäugigen“, sind mittendrin ein paar panikmachende Zeilen zu lesen, auf die buchstäblich nichts folgt.

„Die großmächtig gewordenen Japaner und ihre Verbündeten, die Chinesen...“ bezeugt nur, dass Hoffmann nie in seinem Leben den Versuch gemacht hat, sich über internationale Beziehungen zu informieren, es sei denn aus dem 1908-Äquivalent der Bild-Zeitung.

Dass die realen Japaner niemals eine andere Haltung kannten, als die, die Chinesen zur Beute und zum Opfer zu machen, interessiert einen Europäer nicht. Man braucht Schreckensbilder!

Und dann Deutschland... Ach je, Deutschland. Denk ich an dich in der Nacht...

Als erstes wird man davon aufgeschreckt, dass „der Deutsche Reichstag sich genötigt gesehen hatte, der Presse hinsichtlich hochpolitischer Aussagen etwas die Flügel zu beschneiden, indem er ein Gesetz formuliert hatte, wonach die Presspolitik einer täglichen Zensur unterworfen war. Die Kommission, welche diese Zensur ausübte, bestand aus Reichstagsmitgliedern regierungsfreundlicher Parteien, denen das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes und seines Herrschers am Herzen lag. Als jenes Gesetz erlassen worden, war es die höchste Zeit, dass die soviel Unheil anrichtende Tätigkeit der politischen Redakteure eingedämmt wurde.“

Das meint der völlig ernst.

„Gott sei Dank! dass bei der letzten Reichstagswahl Zentrum und Sozialdemokratie wiederum niedergedrungen worden sind,“ sagte der Fürst. ... Niemand traute den Volksvertretern des schwarz-roten Blockes, die wie Kletten aneinanderhängen, seit sie von Legislaturperiode zu Legislaturperiode mehr und mehr zusammengeschmolzen waren.“

Was folgt, ist eine bösertige Karikatur von Parlamentspraxis, in der die Sozen so richtig schön vorgeführt werden.

Was dann folgt ist seltsamer. Die katholische Zentrumsparterie steht ja hier als „Kumpan“ der Sozialisten da, im „schwarz-roten Block.“ Aber Hoffmann gestattet ihr, das Wort zu ergreifen.

Auf einmal existiert in Hoffmanns Werk für ein paar Zeilen eine soziale Problematisierung!

„Einigkeit macht stark. Ja, eine wirkliche Einigkeit würde dem Volke wohl zu Nutze sein, aber sie ist im deutschen Staate eben nicht da. Die Katholiken und die kleinen Leute ... werden von der Regierung so stiefmütterlich behandelt, dass sie allen Grund haben ... in Uneinigkeit zu leben.“

Ein halbes Kapitel lang läßt Hoffmann Zentrumsabgeordnete Reden darüber halten, dass die Katholiken Deutschlands die loyalsten Untertanen seiner Majestät würden, wenn man sie nur anständig behandelte und ihnen ihre Rechte ließe. Diese vollkommen unmotivierte Abschweifung ist das am ausgiebigsten und tiefsten behandelte Einzelthema im ganzen Buch, ja im ganzen von mir gelesenen Schaffen Hoffmanns. Man möchte glauben, dass Hoffmann Katholik sei, wüsste man nicht, dass er in Gotha, Halle und Dresden zuhause war. Vielleicht war dies Hoffmanns persönliche politische Macke, dass auf diese Weise die politische Harmonie in Deutschland zu retten und die Socialdemocratie in ihre Schranken zu weisen sei? Wie auch immer – folgen tut daraus gar nichts.

Im Einzelnen ist die Handlungsführung des Romans völlig wirr. Buchstäblich nichts wird stringent oder detailliert entwickelt. Es handelt sich mehr um Inhaltsangaben, oder eine erste Romanskizze, in der über eine einzelne Szene nur so viel steht, dass Hoffmann nicht vergisst, sie drinzubehalten. Und vieles vergisst er im Lauf dieses kurzen Romans trotzdem. Reihenweise werden Handlungsmotive angelegt, und dann nie wieder aufgegriffen.

Saint-Martins Beziehung zu Bankier Stumpe, das Desaster der verunglückten Verkehrsluftschiffe zu Sylvester, Saint-Martins halbe gemeinsame Sache mit den desertierten Amerikanern, sein Absturz im Kriegseinsatz und Invalidität (in einer Zeile gemeldet) ...

Es beginnt sich ein Muster zu zeigen: die erste Hälfte des Werkes war eine Geschichte um den binationalen Erfinder, die, stringent weitergeführt, ein solider Roman hätte werden können. Ab Mitte des Romans auf einmal interessiert Hoffmann nur noch hohe Politik und Kampfgeschehen, alles andere wird abgesägt oder eingedampft, um für den Rest des Romans Kriegsberichterstattung zu treiben.

Was in mehr als einer Hinsicht fatal ist. Chauvinismus hin oder her, Oskar Hoffmann hatte keinerlei Begriff von der internationalen Politik oder den strategischen Bedürfnissen und Kalkulationen der einzelnen Nationen. Seine Erzählung drückt das Äußerste an nationaler Naivität aus; gerade dass er die Gegner Deutschlands und die feindseligen Standardklischees über sie aufzählen kann. Er kann eine Tendenz wählen, aber er kann sich darin nichts stimmiges ausdenken.

Das einzige Thema, das er augenscheinlich beherrscht, ist die Munitionszuführung von Maschinengewehren. Buchstäblich, dies war keine

satirische Bemerkung. Über Munitionszuführungssysteme erfährt man alles. Es fehlen nur noch Planzeichnungen.

Und immer die Umständlichkeit...

Schauen wir uns an, wie er die kriegsentscheidende Innovation einführt: Den „Lloyd-Oszillator“, eine Art Mikrowellenkanone, die ganze Heere blutlos töten kann. Denn Franzosen und Amerikaner kann man mit Luftschiffen herumspielen lassen; die Deutschen bekommen die allmächtige Vergeltungswaffe in die Hand, denn Deutsche sind die einzigen, die mit solcher Verantwortung umgehen können. An deutschen Waffen soll die Welt genesen!

„Der elektrische Oszillator sollte den Völkern des Erdballs den ewigen Frieden bringen und Deutschland für alle Zeiten zur Weltmacht erheben.

...erst das Jahr 1941 sollte das Geburtsjahr der Erfindung werden, welche zur schrecklichen Mordwaffe und doch auch wieder zur segensbringenden Zwillingsschwester der Funkentelegrafie ausreife.“

Hoffmann schwant wohl kaum, wie sehr seine Worte die Mentalität vorwegnehmen, mit der das Deutsche Reich das Giftgas einführt, die segensbringende Zwillingsschwester der Stickstoffdüngersynthese. Fritz Haber hatte genau diesen Traum – dass Phosgen und Chlorgas die Menschheit retten würden, indem sie dem edlen Deutschen Reich mit wenig Blutvergießen zum geschichtsnotwendigen Siege verhülften.

Aber wir sprachen nicht von Hoffmanns Friedensvisionen, sondern von seiner Umständlichkeit.

„Die Versuche mit dem Oszillator waren ziemlich zufriedenstellend gewesen. Jetzt galt es nun, die Erfindung im großen Maßstabe zur Anwendung zu bringen. Wie sie sich für die Folge bewährte, das wird der Leser aus der nachstehenden Schilderung, welche das Ende des Weltkrieges zum Gegenstand hat, ersehen können.“

Jaana – das sieht dann so aus: Die deutschen Luftschiffer richten den Oszillator auf die feindlichen Schiffe – und es tut sich nichts erkennbares.

„Drüben wird's wahrhaftig still!“ rief der Kommandeur der deutschen Luftflotte, und ein Freudenstrahl huschte über sein Gesicht hinweg. „Ich nehme an, dass die Amerikaner unserem Oszillator zum Opfer gefallen sind. Wer hätte in aller Welt gedacht, dass so ein unscheinbares Ding solche furchtbare Wirkung äußern könnte.“ Bei diesen Worten glitten seine Blicke über den verderbenspeienden Oszillator, welcher noch immer geräuschlos funktionierte.

„Die Amerikaner haben das Geschossfeuer tatsächlich gänzlich eingestellt,“ erwiderte Generalmajor von Haussen mit freudig erregter Stimme. „Zweifelsohne hat unser Apparat es zum Schweigen gebracht. – Bei Gott! Ich bin maßlos erstaunt.“

Das ist Hoffmanns erzählerische Ideallösung: eine revolutionäre Wundererfindung, bei deren Anwendung nichts passiert, was man schildern müsste, und die nur Schweigen erzeugt.

„Jetzt haben wir das Schicksal der ganzen Menschheit in den Händen!“ rief der Kommandant begeistert aus.“

Tja – ein Glück nur, dass die Weltherrschaft in die Hände des einen, einzigen Volkes unter den Kulturnationen fällt, das zum Missbrauch dieser Macht unfähig ist, weil es allein von Natur aus edel, hilfreich und gut genug ist, dieser schweren Verantwortung gerecht zu werden – dem deutschen.

Glaubt ihr mir nicht? Das steht aber so da:

„Als der Vorhang über dem Kriegstheater fiel, war es den Überlebenden zur festen Gewissheit geworden, dass das neue Kampfmittel der Deutschen ein für

allemaal den Kriegsgelüsten der Kulturvölker ein Ende setzte. Deutschland und sein greiser Kaiser Wilhelm II. hatte im Weltkrieg den Sieg davongetragen und beherrschte nun mit der furchtbaren elektrischen Waffe den ganzen Erdball. ... Am 1. Juli 1941 hielten es sämtliche Kulturstaaten der Erde für dringend geraten, mit Deutschland einen ewigen Weltfrieden zu schließen.“

„Deutschland war jetzt groß geworden – eine Weltmacht, aber es gebärdete sich nicht als solche. ... Tyrannei und Bevormundung lag dem deutschen Machthaber so fern, wie Übermut und Eigennützigkeit. Kaiser Wilhelm II. war der beste Grand-Potentat, den sich die Völker der Erde nur wünschen konnten. ... Unter seinem weisen Regime musste die Kultur im ewigen Frieden erstarken. ... Dass diese Macht aber nie einen Missbrauch erfahren sollte, dafür bot Deutschlands Friedensliebe und ehrliche Gesinnung die besten Garantien.“

Wer beim Lesen dieser Zeilen nicht wiehernd am Boden liegt, der muss dringend mal ein wenig über Wilhelm II. nachlesen – aus anderer Feder als der Hoffmanns. Einige weitere Zwischenbemerkungen habe ich wieder gelöscht und überlasse sie dem Leser selbst.

Der letzte Abschnitt des Romans erklärt noch, das persönliche Schicksal derer zu würdigen, denen die Welt so große technische Errungenschaften verdankte. Vier waren es – Saint-Martin, die Amerikaner Stanwood und Winsor, „und der Erfinder des Oszillators.“

Am Ende der Seite und des Romans stellt man dann fest, dass Hoffmann das Schicksal von vieren geschildert hat, aber der vierte war Bankier Stumpe. Dass es den Erfinder des Oszillators gibt, hat er innerhalb einer Seite vergessen. Im Lauf des Romans erfährt man nicht einmal sicher seinen Namen. „Lloyd“ ist im wirklichen Leben ein prominenter Firmenname, der einfach überall auftaucht (Banken und Versicherungen, alles mit Handel und Verkehrsindustrie, Zeitungen). Ob der Erfinder selbst so heißt, oder für Lloyd arbeitet, bleibt daher unklar. Es sieht allen Ernstes so aus, als ob Hoffmann sich nicht mal die Mühe gemacht hat, sich einen Namen für ihn auszudenken.

War gut, mal einen dieser Zukunftskriegsromane zu lesen, aber der reicht dann auch. Hans Frey hat sie alle gelesen, und er klingt irgendwie die ganze Zeit so, als ob er ziemlich miese Laune hat.

Interessant ist noch die zweite, kleinere Fliegererfindung der Amerikaner, die nach der ersten Beschreibung nie wieder erwähnt wird:

„Stanwood... hatte eine Körperhülle erfunden, welche elektrisch behandelten Wasserstoff enthielt, die, wenn sie um den menschlichen Körper gelegt wurde, diesen spezifisch leichter machte. In Verbindung mit dieser Gashülle hatte er ein leichtes Bambusgestell gebracht, an welchem sich vorn rechts und links fledermausartige Flügel befanden, welche durch einen Mechanismus gespannt, und durch die Arme des Fliegenden beliebig betätigt werden konnten. Diese Flügel bestanden ebenfalls aus einem Bambusgestell, welches mit einer sehr elastischen Gummihaut überzogen war.“

Aus dieser großartigen Erfindung, die zur Basis einer ganzen Heftromanserie werden könnte, macht Hoffmann schlicht nichts. Es gibt eine längere Handlung um deren Erfinder; aber das Fluggerät selbst wird in keiner einzigen Szene in Aktion erlebt. Aber er schreibt ja, dass dieses System gegenüber dem französischen schwer im Nachteil sei, weil es keine vergleichbare Spitzengeschwindigkeit erreicht – d.h. Hoffmann hat gar nicht erkannt, was es bedeuten kann, eine größere Infanterietruppe mit diesen leichten Fluggeräten auszurüsten.

Ein Verleger, der 1908 eine Groschenheftserie über einen Luftpiraten lancieren wollte, würde einen Oskar Hoffmann nicht mal mit der Kneifzange anfassen.

Oskar Hoffmann – Der Goldtrust. 1907

Kontext: „Der Goldtrust“ erschien als Band 1 der „Champion-Romane“ 1907; Band 2 war „Die Eroberung der Luft“, was dieses Werk etwas unsicher zwischen 1907 und 1908 datiert. Band 3 war Hoffmanns „Bezwinger der Natur“.

Eigentlich hatte ich ziemlich die Schnauze voll. Aber da „Der Goldtrust“ im selben Band enthalten ist wie „Die Eroberung der Luft“ rang ich mich dazu durch, Hoffmann noch mal eine Chance zu geben und den „Goldtrust“ anzulesen. Ich bin drangeblieben.

Peter Wassilowitsch ist eine merkwürdige, dubiose Figur, die in der Nähe von Treviso in einem Haus mit verrammelten Fensterläden lebt. Ein unangenehmer Einzelgänger, häßlich und verwachsen, der sich von anderen Menschen gänzlich fernhält. Und er ist ein Goldmacher. Wassilowitsch ist Chemiker, und er hat einen Weg gefunden, mit geringen Labormitteln Gold herzustellen, das von echtem nicht zu unterscheiden ist. (Dass die Erklärung dafür physikalisch unhaltbar ist, lassen wir Hoffmann mal durchgehen. Er hätte sich den Erklärungsansatz einfach ganz verkneifen sollen.) Er hat keine bösen Absichten, will letztlich der Menschheit einen Dienst erweisen. Aber es war ein Fehler, einen der ersten Goldbarren zu einer Bank zu bringen und zu Geld zu machen. Ein bisschen Geld braucht jeder zum Überleben, und erst recht für ausgefeilte Laborgeräte. Doch das führt dazu, dass Behörden ihm nachzuspüren beginnen, und sich Gerüchte in der Öffentlichkeit breitmachen. Bald wird sein Haus von immer größeren Horden von Neugierigen umlagert, und die Polizei läßt ihn nirgendwohin gehen. Bis sich die Dinge so zuspitzen, dass er nach Rom gebracht wird, um sein Wissen dem Staat zu übergeben. Die Sache ist bereits international geworden, die Welt macht sich mit dem Gedanken vertraut, dass die Goldproduktion nach der Methode Wassilowitschs die gesamte Weltwirtschaft zum Zusammenbruch zu bringen droht, und die Minister sind entschlossen, die Sache unter italienischer Kontrolle zu halten und dem Goldmacher sein Wissen zur Not abzupressen. Wassilowitsch schaltet auf stur. Er kann sehr stur sein. Wer die russische Kunte gekannt hat, ist nicht leicht zu beeindrucken, aber sehr leicht zu verbittern. Man interniert ihn unter dem aufgesetzten Vorwurf der Falschmünzerei auf der Sträflingsinsel Lipari. Eine schlechte Wahl. Denn eine Insel ist so was von einer Einladung für die Briten. Britannia rules the waves. Und ein Ex-Sträfling, ein Einsatzkommando und ein britischer Panzerkreuzer schaffen Wassilowitsch „in Sicherheit“, d.h. nach London in exakt die gleiche Situation wie vorher in Rom. Jetzt können die Briten seine Sturheit kennenlernen. Bis er aus London von den Amerikanern entführt wird. Eine militärische Verfolgung zur See endet damit, dass das Schiff, das Wassilowitsch transportiert, kurz vor der US-Küste torpediert und versenkt wird. Diverse Wirrnisse später erweist es sich, dass Wassilowitsch überlebt hat. Er hat aus all dem gelernt, dass er in einer unwiderruflichen Falle steckt. Ob seine Erfindung echt ist oder nicht, ob er sie bekannt gibt oder nicht, er ist in jedem Fall am Arsch. Er muss sich etwas richtig smartes einfallen lassen. Sprich, er hangelt sich von einem Verzweiflungsakt zum nächsten, um der Welt irgendwie ein Schnippchen zu schlagen.

Dieser Roman bietet in absolut allem ein völlig anderes Bild. (Außer dass

Hoffmann immer noch „frug“ und „pflog“ schreibt.) Von der geradezu absurden Umständlichkeit der Sprache, die sonst Hoffmanns Werke prägt, ist in „Der Goldtrust“ kaum eine Spur zu finden. Die Ausdrucksweise ist nicht gerade rasant, aber kompakt und griffig. Man hat keinen Grund zur Klage. Die Sprache dient tadellos dem Folgenden:

Zum ersten Mal in Hoffmann erlebe ich, dass eine klar konzipierte dramatische Handlung stringent über einen ganzen Roman von achtzehn Kapiteln hinweg durchgeführt wird, und den Leser durchgehend bei der Stange hält. Es existiert ein echter, alles umfassender Spannungsbogen, und weitere kürzere Spannungsbögen, die konsequent in diesen eingeordnet sind.

Zugleich gibt es keine Flüchtigkeit, kein achtloses Hinwerfen und weitergehen. Die Handlung ist in breitem, gründlichem Detail engagiert auserzählt, ja zuweilen auch farbig, so dass jede einzelne Episode befriedigend zu lesen ist.

Diesen Oskar Hoffmann könnte man glatt den „Luftpiraten“ schreiben lassen.

Den Leser trifft es wie ein Schock: Oskar Hoffmann hat nach jahrelangem „summen und surren“ einen neuen Sinneseindruck entdeckt! Es gibt jetzt auch „zischen und brausen“.

Es ist völlig klar, dass diese erfreulichen Eigenschaften durch das Thema des Romans mitbestimmt sind. Hoffmann hatte diesmal ein präzises, kompaktes Sujet. Ein Mann und eine Erfindung. Die Handlungsidee zwang Hoffmann geradezu, sich eng auf diesen einen Fokus zu konzentrieren. Und er zeigt sich dazu imstande. Gut, nach hinten raus beginnt auch hier wieder zunehmend die Weltpolitik zu dominieren, sodass die Romanstruktur nicht völlig anders ist, als in „Die Eroberung der Luft“. Aber hier haben selbst die Weltpolitik-Kapitel noch eine Grundspannung und eine passabel detaillierte Ausführung. Und auch wenn ein paar blöde chauvinistische Eseleien eingestreut sind, spielt das deutsche Kaiserreich nur in zwei, drei Sätzen eine Rolle.

„Die deutschen Länder Österreich-Ungarns hatten sich dem umsichtigen und klugen germanischen Souverän angeschlossen... (das) aufgeblühte germanische Reich hatte sich unter einer weisen, fürsorglichen Regierung zum Herrn von Europa aufgeschwungen, während der schlaue Brite, die ewig ländergierigen Söhne Albions, die unumschränkte Macht in Asien behaupteten.“

Autsch, jetzt hat sich die Maus selbständig gemacht und es doch noch reinkopiert.

Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff. Und seine Weltenfahrten in seinem lenkbaren Raumschiff.

1908-11

„Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff“. Vielleicht der größte Mythos der frühen deutschen Science Fiction. Die Blaue Mauritius der Heftrromansammler. Ein fast unbekanntes Werk, von dem lange Zeit niemand auch nur wusste, wie viele Hefte überhaupt erschienen waren, geschweige denn, dass irgend jemand mehr als drei oder vier davon gelesen hatte.

Eine Groschenheftserie (wöchentlich à 32 Seiten für zehn Pfennig) über einen deutschen Kapitän Nemo der Lüfte war es, einen deutschen Robur, der zu Unrecht verfolgt und ausgestoßen, dessen Familie ermordet worden war, und der sich ein sensationelles Luftschiff erbaut hatte, mit dem er zum unaufhaltbaren, unverfolgbaren Rächer allen Unrechts werden konnte.

Es mag sein, dass es so manche selteneren Heftrromane gibt, denn von so manchen

ist nicht ein einziges Heft erhalten geblieben. Aber um ein Mythos zu werden, muss man erst einmal bekannt sein, und abgesehen von dem elektrisierenden Thema waren von dieser Serie 165 Hefte erschienen, und Zeitzeugen erinnerten sich lebhaft an die äußerst gefragten Reißer. Viel mehr als die Erinnerung gab es indessen nicht. Denn mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs setzte sich in den deutschen Zensurbehörden ein kleiner Willkürherrscher fest, der die Gelegenheit des Ausnahmezustands nutzte, um alle Schundromane restlos auszulöschen. So war es eine herkulische Aufgabe, dass spätere Sammlergenerationen nach und nach versuchten, einen Referenzbestand der Serie zusammenzutragen. Heinz J. Galle konnte 2007 im Verlag Dieter von Reeken einen Auswahlband publizieren, der neben Band eins fünf Bände der Weltraumabenteuer im Nachdruck enthielt. Und Heinz-Jürgen Ehrig setzte alles daran, einen kompletten Bestand aufzubauen, was dazu führte, dass die Villa Galactica aus seinem Erbe heute Nachdrucke der Einzelhefte anbieten kann.

Frank Reade Jr., der erste Held der Luftschiffabenteuer

Es ist sinnvoll, hier kurz auf die amerikanische Heftromanreihe „Frank Reade“ zurückzukommen. Im Jahr 1868 verfasste der Amerikaner Edward Ellis den Hefroman "The Steam Man of the Prairies", ein Erfinderabenteuer in dem populären Genre der "Edinsonade". 1876 kopierte Harold Cohen als „Noname“ für den Verleger Tousey das Erfolgsrezept mit "Frank Reade and His Steam Man of the Plains", dem drei weitere Frank-Reade-Abenteuer folgten. In Touseys Augen war da noch Luft drin, und so fand er den angeblich erst 16jährigen Autor Luis P. Senarens und ließ ihn ab 1879 als "Noname" die Abenteuer von „Frank Reade Jr.“ schreiben, 32-Seiten-Hefte, von denen in zwölf Jahren in verschiedenen Tousey-Reihen etwa 50 Folgen erschienen, ehe sie 1892 als „Frank Reade Library“ neu aufgelegt und weitergeführt wurden – zu insgesamt 191 Heften bis 1898. Senarens schrieb für Tousey insgesamt 1500 Dime Novels unter 27 Pseudonymen.

Senarens korrespondierte bereits mit einem lodernden Jules Verne, als er 1883 die Episode „Frank Reade, Jr. and His Airship“ verfasste. Spätestens ab da verpasste Senarens dem Helden alle paar Hefte ein neues vernisches Wundergefährt, darunter etliche Luftschiffe nach Helikopterprinzip. Es wird behauptet, dass sowohl Jules Vernes "Dampfelefant" als auch "Robur der Eroberer" von den Frank-Reade-Heften inspiriert worden seien; zumindest die Daten lassen diese Annahme zu. Nach unzähligen Luftschiff-Abenteuern ging es in den späten Ausgaben auch in den Weltraum hinaus. 1902-06 fand die Serie nochmals gesteigerte Aufmerksamkeit, als sie mit wunderbaren farbigen Titelbildern neu aufgelegt wurde.

Das Zeppelinfieber in Deutschland

Allerdings ist völlig ungewiss, ob je ein Frank-Reade-Heft seinen Weg nach Deutschland fand. Es ist möglich, trotz aller Parallelen, den „Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff“ allein aus Deutschland heraus zu erklären.

Anfangs des 20. Jahrhunderts existierte in Deutschland eine mäßige Anzahl von Groschenromanserien (buchstäblich, zum Standardpreis von 10 Pfennigen), die generell thematisch Kriminalromane waren, oft mit okkultem Einschlag. Im Herbst 1909 kann es dann zu einer thematischen Umwälzung, als der Titel "Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff" an den Kiosken auftauchte.

Dies war die Epoche der euphorischen Aufregung um das lenkbare Luftschiff. Nachdem einzelne Versuche, den Ballon zu einem lenkbaren Luftschiff zu machen,

bereits auf 1852 und 1884 datierten, kämpften eine Fülle von Konstrukteuren darum, den Ballon zu einem vernünftig steuerbaren Fahrzeug weiterzuentwickeln. Im Jahr 1900 gelang Graf Zeppelin die aufsehenerregende Fahrt mit seinem ersten erfolgreichen Modell. 1906-08 unternahm der „Zeppelin LZ 3“ insgesamt 45 Fernflüge, und flog in zwölf Stunden von Konstanz nach Zürich und zurück. Damit war der Bann gebrochen und eine ungeheure Publikumsbegeisterung entfesselt.

Als der „LZ 4“ 1908 bei einem Fernflugversuch von Friedrichshafen nach Mainz notlanden musste und von einem Sturm zerstört wurde (wie schon 1906 LZ 2 und 1910 LZ 5), bot eine Spendenaktion innerhalb kürzester Zeit 4 Millionen Reichsmark auf. Schon LZ 2 war 1905 mittels Spenden und Lotteriegeldern gebaut worden. Der Zeppelin wurde so zu einem der ersten Beispiele für Crowdfunding. Die Popkultur dieser Zeit war verrückt nach Zeppelin. Binnen sieben Jahren bombardierten deutsche Luftschiffe London.

Zu dieser Zeit war die Heftserie „Der Luftpirat“ bereits wie alle Groschenheftserien von der Reichszensur verboten worden.

Die Geburt des Luftpiraten

Die Berliner Druck- und Verlagsgesellschaft stieg so mit „Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff“ in ein völlig neues aber vielversprechendes Gebiet für Heftrömane ein.

Wann „Der Luftpirat“ überhaupt geboren wurde ist unklar. Die besten Angaben nennen Ende September / Anfang Oktober 1908, aber wenn eine offizielle Angabe stimmt, dass am 11. Februar 1909 bereits 29 Titel existierten, dann muss dies – bei wöchentlichem Erscheinen rückgerechnet – ein Erscheinen von Heft eins im Juli oder August 1908 implizieren.

Anscheinend war „Der Luftpirat“ sogar die erste SF-Serie in Deutschland, noch vor der kurzen Serie „Im Zeppelin um die Welt“. Laut Angabe in der Robert-Kraft-Gesamtausgabe (2007) erschien diese zweiwöchige Serie erstmals am 2. Januar 1909, im „Verlag Moderner Lektüre Max Lehmann“. Dieser Konkurrent des „Luftpiraten“ brachte es nur auf fünf Hefte. Die Heftserie „Wunder der Zukunft – Romane aus dem dritten Jahrtausend“ kam 1909 auch nur auf vier ausgelieferte Nummern.

Der Verlag Max Lehmann, der eine Vielzahl von Heftroman-Themen abdeckte, übernahm auch die Serie „Der Luftpirat“ Ende 1909 oder 1910, zwischen Heft 67 und 88. Der Wechsel lag nicht an mangelndem Erfolg; laut Zeitzeugen waren die Hefte sehr gefragt. Während die Hefte von „Im Zeppelin um die Welt“ von Robert Kraft stammten, und „Wunder der Zukunft“ von Robert Heymann, ist der Autor (oder die Autoren) von „Der Luftpirat“ unbekannt.

(Man muss sich fragen, ob der Verlag den „Luftpiraten“ aufkaufte, weil der Versuch, mit Robert Krafts Zeppelin-Serie einen Konkurrenten aufzubauen, aus irgendeinem Grund nach fünf Heften im Sande verlief. Laut den Inhaltsangaben war „Im Zeppelin um die Welt“ ambitioniert genug angelegt, um ein erstklassiger Rivale des „Luftpiraten“ zu werden.)

Wer ist der Luftpirat?

Der Luftpirat – Kapitän Mors! Ein großer Unbekannter, dessen Identität nicht einmal seine engsten Vertrauten kennen, und der sich stets nur mit einer schwarzen Halbmaske vor dem Gesicht zeigt.

Kapitän Mors war einst ein harmloser, gesetzestreuer, wenn auch genial begabter Mann, der mit einer glänzenden Karriere als Ingenieur und einer glücklichen

Familie mit zwei Kindern gesegnet war. Ein Sohn deutscher Eltern, aber in Amerika geboren, hatte er offenbar als Ingenieur im Zarenreich Karriere gemacht, denn man hört von ihm, als er sich in Georgien niedergelassen hat. Dort wurde er offenbar von einem Kreis von Kriminellen angesprochen, die sich seines Erfinderkönnens für ihre verbrecherischen Zwecke bedienen wollten. Als er sich verweigerte, nahmen sie furchtbare Rache: Sie brannten sein Anwesen in einem Bergtal des Kaukasus nieder und ermordeten seine Familie, und sie brachten gefälschte Dokumente in Umlauf, die den Deutschen schwerster Verbrechen bezichtigten, so dass er von den Autoritäten als grausamer Mörder gesucht wurde. Er schwor nun über den Leichen seiner Angehörigen erbitterte Rache, und konstruierte im Geheimen ein lenkbares Luftschiff, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. (Woher er die Mittel dafür nahm und wo und wie er dies tarnen konnte, bleibt im Band eins, der mir zur Verfügung stand, unerklärt.)

Mit diesem Luftschiff machte er sich auf zu einem Rachefeldzug, zuerst der Verbrecherbande, die sein Unglück war, zu vernichten, und anschließend überall auf der Welt das Unrecht zu bekämpfen.

Diese Ursprungsgeschichte ist besonders interessant im Vergleich zu dem so ähnlichen Vorläufer „Frank Reade“ zu lesen. Frank Reade Sr. und Jr. haben keine besonders dramatischen persönlichen Hintergründe; sie tun einfach, was Erfinder und Amerikaner eben so tun. Erfinden, Pioniertaten, Abenteuer, und dazu Kampf für Gerechtigkeit – weil es sich eben so gehört.

Der Deutsche dagegen – er übt Rache an der Welt, die ihm bitteres Unrecht getan hat. Der wichtigste Zug überhaupt des deutschpatriotischen Nationalcharakters. Freilich: die Grundmotive von „Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff“ lassen sich aus Dumas' „Der Graf von Monte Christo“ und Vernes „20.000 Meilen unter dem Meer“ ableiten. Der unbekannte Schöpfer des „Luftpiraten“ bezieht sich ganz unverblümt auf Verne und Kapitän Nemo.

Aber was ist deutscher als der Reflex, dass die ganze Welt einem bitteres Unrecht getan hat, und Rache fällig ist? Vor 1914 beherrschte dies massiv das deutsche Denken. Nach 1918 dann sowieso. Seit 1945 ist dies zwar nicht mehr der Mittelpunkt deutschen Denkens (das mit der Rache ist ziemlich in die Hose gegangen), aber wohl jeder der älteren Generation West (Leser, die in der DDR aufgewachsen sind, können hier weghören) hat noch in der Schule die Geschichte vom guten Kaiser Heinrich und dem qualvollen Gang nach Canossa eingetrichtert bekommen. Erniedrigungen, seit tausend Jahren ungesühnt! Der Deutsche hat Rechnungen offen! Und sie werden eingefordert werden!!

Dass der gute Kaiser Heinrich IV. tatsächlich schon ein Jahr drauf brutale Rache übte, den Kampf mit dem Papst restlos gewann und sich dabei zutiefst kompromittierte, sprich, sich wie ein völlig ehrloser Lump aufführte, spielt keine Rolle. Schließlich haben uns die Briten und Franzmänner schon wieder neues angetan! Rache für Marokko!

Kapitän Mors immerhin ist ein braver Mann, der nur die aufs Korn nimmt, die es verdient haben. D.h. aus heutiger Sicht weit weniger Leute als es verdient haben, denn eine Heftromanserie will sich mit niemandem politisch anlegen und ist daher erzkonservativ. Kapitän Mors kämpft unermüdlich gegen private Verbrecher inklusive großer Verbrecherringe und Syndikate, aber niemals gegen den Kapitalismus an sich, und auch niemals gegen die staatliche Ordnung, zumindest der „legitimen“ europäischen Staaten. Freilich habe ich nur Stichproben überprüft, aber als in Heft 66 ein mitteleuropäisches Fürstentum von aufrührerischem Chaos überrollt wird, ist die Schilderung erzreaktionär, und Kapitän Mors erklärt dem König seine unverbrüchliche Loyalität und rettet ihn vor einem tückischen Verräter.

„Kapitän Mors entreißt denen, die nur mit der Macht des Kapitals enorme Reichtümer zusammenscharren, ihre Schätze, und verteilt dieselben an Arme und Elende. ... Der Luftpirat beschützt die verfolgte Unschuld, er bestraft heimtückische Verbrecher, er taucht auf und verschwindet spurlos, wie ein Schatten. NIEMAND WEISS WER ER IST UND WOHER ER GEKOMMEN! FÜR DEN LUFTPIRATEN GIBT ES KEIN HINDERNIS. ... Tausend Feinde trachten ihm nach dem Leben und wollen sein Wunderwerk, das lenkbare Luftschiff zerstören, doch Mors nimmt den Kampf mit seinen übermächtigen Feinden auf.“

Die tausend Feinde stellen sich deutlich nach Nationen auf. Handlungen, und damit Gegner, finden sich vor allem in Nord- und Südamerika, Australien und Asien; das verbindet sich ideal mit der Neigung, Feinde des Luftpiraten vor allem in Gestalt von Russen, Franzosen, Briten und Amerikanern zu finden, den Gegnern Deutschlands im internationalen imperialistischen Wettrennen. Aber vielleicht lese ich da zuviel hinein, da das Deutsche Reich es damals real geschafft hat, sich (ohne wirklich extremes dafür zu tun) mit absolut jedem anzulegen. Und es ist schlicht die einfachere Lösung: Das Vaterland bringt keine unanständigen Menschen hervor. Deutsche sind edel, hilfreich und gut. Schurken wachsen nur auf fremdem Boden.

Zugegebenermaßen treten Deutsche auch auf Seiten des Luftpiraten kaum je in Erscheinung – außer diesem selbst. Dafür darf das feindliche Ausland auch hin und wieder anständige Personen und Co-Luftpiraten hervorbringen, wo gerade keine rechtschaffenen Niederländer oder Buren zur Hand sind. Vor allem junge Frauen werden regelmäßig von erbitterten Feindinnen zu glühenden Anhängerinnen des Luftpiraten bekehrt.

„Es ging ja ein eigentümlicher Zauber von Kapitän Mors aus, ein Zauber, dem alle Frauen- und Mädchenherzen erlagen.“ (LP 56)

Das gibt dem Kapitän Mors schon ein wenig den Zug eines Sektenführers, allerdings lebt der Luftpirat persönlich strikt keusch. Oder jedenfalls will es uns der Autor so vormachen.

„Die beiden jungen Mädchen sind meine Gefährtinnen,“ sprach er. „Sie besitzen einen männlichen Charakter und wollen auch als Männer behandelt sein. Bei unseren Fahrten und Abenteuern spielt das Geschlecht keine Rolle, und nie wirst du gesehen haben, dass ich die beiden anders anblickte, wie euch alle hier.“ (LP 34)

Es fällt freilich auf – als Nelly, die Schwester des toten Erzfeindes Ned Gully, zu Kapitän Mors' Umfeld stößt, sind kurz darauf Anita und Lucy Long auf einmal mit Gefolgsleuten des Luftpiraten verheiratet. Klassische Sektenpraxis.

„Ihren dämonischen Bruder, den Kapitän Mors vernichtet, hatte sie längst vergessen und war mit Leib und Seele eine Anhängerin des Mannes mit der Maske geworden.“ (LP 56)

Geradezu ein Lehrbuchbeispiel für Gehirnwäschemethoden.

„Alle diese Gedanken kamen ihm durch den Sinn, als er die schmiegsame Gestalt seiner reizenden Begleiterin betrachtete.“ (LP 56)

Der Luftpirat im luftleeren Raum

Dabei ist Kapitän Mors ein ausgesprochen ambitionierter Charakter. Schon in

Band 1 grübelt er „In die unerforschten Regionen des Erdballs und vielleicht später, wenn mein Genie noch andere Verbesserungen getroffen, gar ins Universum, in die Sternenwelt. Mir ist nichts unmöglich!“ Er ist nämlich keineswegs allein auf die Rachegegeschichten abonniert; er sieht sich auch als Forscher und will das Universum erschließen.

Schon Heft Nr. 32 trägt den Titel „Kapitän Mors' erste Fahrt im Weltenfahrzeug“, und mit Band 34 folgt „Kapitän Mors im Meteorsteinregen“ und mit Band 38 „Kapitän Mors' Feind im Weltenraume“.

Mit Heft 32 machte die Serie also bereits den Sprung in den Weltraum. Es war kein glatter Bruch; die weiteren Abenteuer spielten abwechselnd auf der Erde und im All. Aber Kapitän Mors besaß nun ein „Weltenfahrzeug“, den „Meteor“.

Und die Bauweise des Weltenfahrzeugs folgte eng den Patenten Oskar Hoffmanns. In seinen Mac-Milford-Romanen hatte Hoffmann ein detailliert beschriebenes Weltraumfahrzeug vorgestellt, den „Sirius“, einschließlich einer Planzeichnung. Es ist beileibe kein ingenieurtechnisches Wunderwerk, und angelsächsische Autoren hatten seit zwanzig Jahren interessantere Modelle geflogen, aber für deutsche Leser war es neu, und die Planzeichnung, so schlicht sie ist, taugt unweigerlich dazu, die Phantasie gerade junger Leser zu beleben. Und Heft 42 des „Luftpiraten“ zeigt ebenfalls ein Schaubild von dessen Weltenfahrzeug „Meteor“, in derselben planen Seitenansicht, die offensichtlich direkt von Hoffmann entlehnt ist. Nur Details weichen ab, bei exakt gleichem Grundprinzip von Bau und Antrieb des Raumschiffs. Auch Einzelheiten wie die doppelten Wände und in den Wänden verlaufende Behälter flüssiger Luft sind direkt von Hoffmann übernommen.

Damit nicht genug – die Weltraumabenteuer des Luftpiraten folgen Punkt für Punkt Hoffmanns Vorbild, von einem Unfall mit flüssiger Luft in Heft 32 – „Kapitän Mors erste Fahrt im Weltenfahrzeug“, der direkt aus „Mac Milford Unter Marsmenschen“ entlehnt zu sein scheint, wenn auch breiter und dramatischer inszeniert, über Dramen um den berühmt-berüchtigten „toten Punkt“, an dem sich die Anziehung von Erde und Mond aufheben (Heft 32 und 40), bis zu der Entdeckung eines urzeitliches Leben tragenden Kleinplaneten zwischen Erde und Mond (Heft 42). Ja, selbst Hoffmanns Atomistikum scheint in Heft 64 aufgegriffen zu werden, auch wenn jede ausdrückliche Erwähnung fehlt – der bizarr unbegreifliche Roman wird allein dann fassbar, wenn man annimmt, dass ein Atomistikum eingesetzt wurde, das aus dem einen oder anderen Grund aus dem veröffentlichten Romantext gestrichen wurde. Man erkennt sogar die exakte Textstelle, an der die Streichung erfolgt ist.

Aber das Geschehen bleibt nicht rein bei seinem betulichen, beschränkten Vorbild. War es für Verlag und Autoren schon ein Zeichen von bemerkenswerter Ambition, so schnell den Sprung vom Luftschiff in den Weltraum zu machen, so bleibt die Serie dem Wagnis treu, und schreibt mit echten Pioniertaten Science-Fiction-Geschichte.

Denn der „Meteor“ ist allein schon dadurch revolutionär, das er ein Expeditionsschiff mit zahlreichen Räumen ist, wie vor ihm nur 1896 das Raumschiff des Nemo-haften Kapitäns Chlamyl in Edwin Pallanders „Across the Zodiac“. Zwei Stockwerke, isolierbare Schotten, Luftschleusen – hier ist kein Bastel-Dilettant sondern operative Kompetenz am Werk.

Vor allem aber: „der Luftpirat“ ist das erste Science-Fiction-Werk, in dem neben den irdischen Raumschiffen auch die Marsianer und die Venusier mit Raumschiffen im Weltall zugange sind. Binnen kurzem hat Kapitän Mors bewaffnete Auseinandersetzungen mit den Flotten des Mars und der Venus auszufechten, die im Sonnensystem kreuzen.

Es ist keine unbedingt sympathische Revolution – Krieg im Weltraum. Aber es ist

eine ungeheure, sprunghafte Erweiterung des Bewußtseinshorizonts der deutschen SF. Und ebenso wie viel später mit der Perry-Rhodan-Serie muss man wohl sagen: dieser Sprung in die Größe war nur deshalb denkbar, weil es eine fortlaufende Heftserie war, und der Autor der Weltraumromane sich ständig fragen musste, was er im nächsten Abenteuer an Größerem präsentieren konnte.

Natürlich hat der „Luftpirat“-Autor soviel Verstand, das Ausleben dieser Themen ordentlich zurückzuhalten, da er weiß, dass seine Leserschaft in den Dreißig-Seiten-Abenteuern schon allein die Landung auf einem vulkanischen Kleinplaneten sensationell finden wird. So sind die Portionen Handlung aus der modernen Perspektive stets spärlich, ehe es jedesmal erstmal wieder zur Erde zurück geht.

Das komplexe Bild mit venusischen und marsianischen Raumflotten im Konflikt miteinander und mit den Menschen ist nicht nur generell spannend, sondern ist vielleicht bewusst so angelegt, um den Fortschritt der Ereignisse zu hemmen, und möglichst viele Einzelepisoden der benötigten 30 Seiten zuzulassen. Denn die feindseligen, aggressiven Raumschiffe bilden immer wieder ein Hindernis dafür, einfach geradewegs zur Venus und zum Mars hinüberzufliegen. Es kommt immer zu Komplikationen.

Nach dem obskuren Robert William Cole, der 1900 in der Novelle „Struggle for Empire“ einen Kolonialkonflikt und Flottenkrieg zwischen zwei Imperien in den interstellaren Raum verlegt hatte, habe ich bis zum „Luftpiraten“ absolut nichts vergleichbares gefunden.

(Es finden sich auch keine Nachfolger. Imitatoren von „Der Luftpirat“ blieben noch 1948 darin stecken, auf Strickleitern unter Luftschiffen herumzubaumeln. Die Weltraum-SF in Deutschland blieb eine Quälerei, in der nicht viel mehr geschah, als den Flug zum Mond alle paar Jahre wieder nicht neu zu erfinden. Hans Dominik konnte sich selbst bei einem Flug zur Venus („Das Erbe der Uraniden“, 1926) eisern und erfolgreich dagegen wehren, auch nur ein einziges interessantes Wort über die Venus zu schreiben.)

Für den heutigen Leser sind diese Kurzromane nicht die große Offenbarung; gutes Handwerk sind sie indessen allemal. Wer da geschrieben hat, versteht seine Arbeit und weiß den Leser zu packen.

Wer war der Autor? Der Ursprung der Weltraumabenteuer

In der Frage nach dem anonymen Autor oder den anonymen Autoren gibt es wenig neue Ergebnisse zu vermelden. 32 Seiten wöchentlich über dreieinhalb Jahre ist für einen Einzelgänger möglich, aber ein Team scheint wahrscheinlicher, und ist am Schreibstil zumindest zu erahnen. Aber die Identität der Autoren? Was damals auf dem Heftromansektor geschah, bleibt hinter Schleiern verborgen. So ist die aktuellste Frage immer noch die Theorie, die Heinz J. Galle 2009 in seinem Auswahlband „Der Luftpirat“ aufwarf. Stammen die Weltraumabenteuer des Luftpiraten ganz oder teilweise aus der Feder von Oskar Hoffmann?

Die intensiven Ähnlichkeiten sind ganz und gar offensichtlich. Der Luftpirat im Weltraum ist in großen Teilen ein Ideenrecycling von Oskar Hoffmanns Werken. Heinz J. Galle leitete daraus die Hypothese ab, dass Hoffmann als Autor für die Serie „Der Luftpirat“ tätig war, und die Weltraumabenteuer aus seiner Feder stammen.

Da der Gedanke interessant ist, und niemand sonst mit dem Material eingehend vertraut war, setzte sich die Hypothese fest, und wird häufig kolportiert, ohne Fragen zu stellen. Auch in der Neuauflage der Mac-Milford-Romane findet sich die Hypothese genannt, ohne dahinter ein Fragezeichen zu setzen, und Hans Frey (2018) nennt sie als Tatsache, ehe er sie eine halbe Seite tiefer als „Vermutung“ präzisiert. Die Hypothese ist daher im Begriff, sich zu verselbständigen, je öfter sie

ohne den Argumentenstand dahinter zitiert wird.

Die Fragen stellen sich aber selbst. Heinz J. Galle hat als Verbindungen zwischen Hoffmanns zwei Mac-Milford-Romanen und „Der Luftpirat“ allein inhaltliche Parallelen angeführt. Es versteht sich aber von selbst, dass Inhalte von anderen Autoren übernommen werden können, ohne dass dieselbe Feder am Werk sein muss – zumal bei Groschenromanen. Die deutsche Science Fiction war um 1909 noch extrem rückständig, und während im angelsächsischen Raum jedem unbekanntem Autor jederzeit zugetraut werden konnte, seine eigene Raumschiffskonstruktion zu erfinden (siehe Lach-Szyrma, Greg, Cromie, Astor, Pope, Griffith, Serviss, Pallander, Douglass, Cole, Wells allein 1880 bis 1901), zeigten sich die deutschen Autoren vor 1910 keineswegs für diese Aufgabe bereit (als Ausnahmen Laßwitz, der rudimentäre Hertzka, sowie ab 1902 Oskar Hoffmann). Ein Autor einer Groschenheft-Serie über Luftpiraten, der in den Weltraum einsteigen wollte oder sollte, mochte daher leicht zum Nächstliegenden greifen und die Ideen Oskar Hoffmanns kurzerhand plagiiieren. Man konnte ihn sogar legitim dazu ermuntern, denn jede Neubearbeitung des Hoffmann-Stoffs konnte dessen Qualität nur verbessern.

Wenn Galle darauf verweist, dass der Autor des „Weltraum-Luftpiraten“ ein recht fundiertes Verständnis für die Astronomie und den Weltraum beweist, so hat er damit in der Tat recht. Jedenfalls auf eine sehr spezielle Weise (siehe unten). Das Problem dabei ist, dass ich bei der Lektüre von Hoffmann den Eindruck gewann, dass Oskar Hoffmann trotz seiner Co-Autorenschaft einer „Populären Himmelskunde“ sehr wenig Verständnis für den Weltraum besitzt.

So stand zwangsläufig der Gedanke im Raum, dass man die Autorenfrage klären müsste, indem die Texte Hoffmanns und des „Luftpiraten“ nach literarischen und sprachlichen Kriterien verglichen werden. Ein studierter Germanist stand bisher für die Klärung dieser Frage nicht zur Verfügung. Nur ich.

Alles bleibt an mir hängen.

Zunächst ist beim „Luftpiraten“ die Frage „Einzelautor vs. Team“ zu betrachten. Es ist oft postuliert worden, dass einige „Luftpirat“-Hefte von anderen als dem Hauptautoren verfasst wurden (auch unabhängig von Hoffmann, schlicht ausweislich der Leseerfahrung). Allerdings macht sich das bei den von mir untersuchten Weltraum-Heften kaum geltend. Überwiegend zeigen Sprache und Stil keine auffälligen Variationen, ja die Mehrzahl der Stil-Eigenheiten des „Luftpiraten“ gegenüber Hoffmann bilden geradezu einen klar definierbaren Luftpirat-Stil.

Aspekte, die der generellen „redaktionellen Linie“ der Heftserie zugeschrieben werden können, sind natürlich unbeachtet geblieben, so insbesondere die Tendenz, nach fast jedem Satz einen Absatz zu machen.

stilistische Eigenarten

Generell ist zum Stil festzuhalten, dass Oskar Hoffmann in den Mac-Milford-Romanen (Mac Milford 1: „Von der Terra zur Luna“, Mac Milford 2: „Unter Marsmenschen“) neben der sehr breit angelegten Volksbildung und einer extremen Umständlichkeit und Betulichkeit in Sprache, Ton und Tempo einen vorwiegend komödiantischen Ton anschlägt, wie es seinem Vorbild Jules Verne entspricht; der skurrile Diener Tom bekommt in „Mac Milford Luna“ einen ganzen eigenen Handlungsstrang auf dem Mond, während von den vier Marsfahrern zwei betont komische Figuren sind, deren Geplänkel große Teile des Romans bestreitet. Der dramatische Ton liegt Hoffmann bis auf seltene herausstechende Szenen völlig fern, ebenso wie jeglicher Spannungsaufbau.

„Der Luftpirat“ hingegen ist pausenlos und intensiv dramatisch betont, wie man

es bei 30-Seiten-Heften auch erwarten kann. Allerdings schafft es der Autor auch, kurze aber farbige bildhafte Schilderungen einzubringen, die Hoffmann auf breitem Platz nicht zuwege bringt. Humor fehlt. Jedenfalls fällt auf, dass in den Luftpiraten-Kreis um Kapitän Mors keine einzige komische Figur eingefügt ist.

„Der Luftpirat“ Heft 56 verrät in einigen Handlungspassagen eine hemdsärmelige Einfalt, die durchaus zu Hoffmann passt. Dafür enthält der Roman ein ausgiebiges Schwadronieren über die Religion der indischen Matrosen, und zwar als handlungstragendes Element, was zu Hoffmanns Gedankenwelt gar nicht passt, aber das so dumm und ignorant ist, wie Hoffmann es wäre, wenn er sich entschliesse, über Brahmanismus zu schreiben. Aber er würde es nie so ausgiebig tun. Als Konstruktion eines recht aufwendig angelegten Handlungs bogens wiederum ist es völlig un-hoffmännisch gut.

sachliche Unterschiede in den SF-Ideen

„Luftpirat“ Nr. 32 erklärt uns: „Vorerst kann ich ihnen nur verraten, dass durch diese sonderbare Vorrichtung, die nicht einmal eine Erfindung von mir ist, die Schwerkraft der Erde aufgehoben wird. ... Ich habe diese Entdeckung, welche ein genialer Mann machte, mit Millionen bezahlen müssen...“

Wenigstens in der Fiktion hat Hoffmann also seine Ideen-Tantiemen bekommen.

Hoffmanns Raumschiffantrieb ist in „Mac Milford“ sehr schlicht geschildert (im Marsroman absolut minimal), allerdings stellt er das Wirkprinzip einigermaßen klar. Mac Milford hat im Elektromagnetismus eine Komponente entdeckt, die der Gravitation entgegen wirkt. Die „Kathode“ am Raumschiffheck strahlt diese Antigrav-Wirkung ab. Ob sie nur die Schwerkraft neutralisiert oder eine direkte Abstoßung ausüben kann, wird schon nicht sehr eindeutig gesagt.

Die technische Konstruktion im „Luftpiraten“ ist demgegenüber stark ausgebaut, unter anderem mit dem spektakulären Merkmal von riesigen Diamanten als Widerlagern des Antriebssegments. Das Hauptelement des Antriebs wird im „Luftpiraten“ nicht als „Kathode“ sondern als „Riesenmagnet“ bezeichnet, obwohl die Wirkung das Gegenteil eines Magneten ist.

Im Schaubild des „Meteor“ gibt der Zeichner dem „Riesenmagneten“ eine Art runde Beilklingenform, die dem Steuerruder des Luftschiffs entlehnt zu sein scheint. Der völlige Unterschied zur „Antigravitationskathode“ des „Sirius“ legt nahe, dass der Zeichner ohne Verständnis und ohne Kontrolle Hoffmanns gearbeitet hat, auch wenn die Steuerstangen auffällig gleichartig sind.

Die Bewegungen des Raumschiffs sind im „Luftpiraten“ so komplex, wie es in Hoffmann nie geschah, Luftpirat Nr. 42: „Hierauf wendete es wieder und fuhr in anderer Richtung zurück, um bald danach eine neue Richtung einzuschlagen. es kreuzte also im Weltenraum wie ein Schiff auf offenem Meere. ... Der Riesenmagnet ... wurde nach verschiedenen Richtungen gedreht und gewendet und damit konnte man die Bewegungen des Fahrzeugs regulieren.“

Eine regelrechte Weiterentwicklung von Hoffmanns Ideen ist das nicht, da Hoffmanns Wirkprinzip grundsätzlich solche wendigen Manöver nicht zulässt. Man kommt zum „Luftpiraten“ also am leichtesten, indem man Hoffmann nicht versteht.

Die Bedienung von Geräten in Hoffmanns „Sirius“ erfolgt zumeist durch Kurbeln, was ich im „Luftpiraten“ erst überhaupt nirgends gefunden habe – dann allerdings doch, aber nie bei den Hauptkontrollen, sondern allein bei einigen Sonderfunktionen, wie den Fensterabdeckungen. Der Luftpirat-Autor weiß genau, wann er seine Figuren körperlich aktiv haben will; da stehen vier Mann am Fensterheber und kurbeln um ihr Leben, und das Ding bricht prompt ab.

Merkmale wie die Fensterkonstruktionen, aber auch der dramatische Vorfall um

ausgeströmte flüssige Luft, weichen von Hoffmanns Romanen solcherart in den Details ab, dass alles wie ein Aufgreifen durch eine andere Hand wirkt – eine bessere.

Hoffmann spricht häufig vom das All erfüllenden „Weltäther“, den ich in den „Luftpirat“-Weltraumromanen nirgends erwähnt finde, außer einmal „Äther“ als gedankenloses Synonym für „Luft“.

Hoffmann erklärt zunächst das Prinzip der geringeren Schwerkraft auf kleineren Welten, und dessen Konsequenzen für Besucher; aber beim ersten Abenteuer auf dem Miniaturmond Liliput zwischen Erde und Luna lässt er Mac Milford entdecken, dass die bekannte Auffassung von einer geringeren Schwerkraft auf kleineren Welten falsch sei, und läßt seine Raumfahrer fortan überall „normale“ Schwerkraft erleben. In „der Luftpirat“ dagegen wird dem allgemein anerkannten Modell gefolgt, und so wird in diversen Abenteuern einiger Effekt aus der geringen Schwerkraft diverser Weltenkörper herausgeholt (so der Miniaturmond in Heft 42) oder auch der erhöhten des Jupiters (Heft 56).

Die Problematik des Toten Punktes

Der Tote Punkt ist eine Art Gala-Motiv in der SF Oskar Hoffmanns und des Luftpiraten. Dieser tote Punkt geht freilich direkt auf Jules Vernes „Reise um den Mond“ zurück, aber Oskar Hoffmann behandelt das Thema ausgiebiger und stellt den völligen Unsinn in den Vordergrund, dass ein frei treibendes Raumfahrzeug an diesem Punkt zum Stillstand kommen muss, und dann dort gefangen ist. Dies kann natürlich nur passieren, wenn man mit äußerster Sorgfalt den Bewegungsimpuls des Fahrzeugs so bemisst, dass an diesem Punkt die Fahrt aufgebraucht ist – und man keinen aktiven Antrieb hat. Allerdings ist die Sache mit der Romanverwendung etwas kompliziert.

In Mac-Milford-Luna, sorgt der tote Punkt nur für Probleme, weil Mac Milford sich entschließt, dort zu Untersuchungen zu halten. Er weiß die Probleme, die daraus folgen, dann zu lösen. Am toten Punkt angelangt, wird das „antimagnetische Fluidum“, das im „Sirius“ aufgespeichert ist, explizit als Flüssigkeit beschrieben: Die Lösung des Toten-Punkt-Problems gelingt, indem das Fluidum nicht in der Kathode abgestrahlt, sondern wie ein Raketentreibstoff ausgestoßen wird.

In Mac-Milford-Mars folgt dann die Begegnung mit dem toten Punkt Erde-Mars. Der Fall bleibt unspektakulär und professionell:

„Da fällt mir eben ein, dass wir die Schwerkraftscheide zwischen Erde und Mars doch längst überschritten haben müssten.“ ... „Da die Herren zu jener Zeit, wo ich unser Fahrzeug über die schwerkraftlose Stelle im Weltall lanzierte, dem süßen Schlummer huldigten, so haben sie natürlich nicht bemerkt, wie das Vehikel eine kurze Zeit im Weltall still lag. Die Fahrt hatte sich vorher schon immer mehr verlangsamt. – Es ist nicht leicht, über einen solchen toten Punkt hinwegzukommen. ... Vom physikalischen Standpunkt aus betrachtet, ist der tote Punkt gewiss ein interessanter Ort, der aber durchaus nicht als ein absoluter Ruhepunkt im Weltall zu betrachten ist, denn wenn sich an einer solchen Stelle auch die Schwerkräfte zweier Planeten völlig aufheben, so treten doch von vielen Seiten mehr oder weniger schwache Fernwirkungen von Gravitationskräften verschiedener Gestirne auf.“

Sprich: für Hoffmann ist der tote Punkt ganz und gar kein Fall von tödlicher Gefahr. Das ist für den Vergleich mit dem „Luftpiraten“ von Belang.

In einer anderen Diskussion allerdings werden tote Punkte zwischen beliebigen Himmelskörpern, so diversen Asteroiden, postuliert: „... so könnte es andererseits doch wieder passieren, dass unser Vehikel mitten zwischen zwei außerhalb der

Flugbahn rechts und links liegende Himmelskörper gelangt, deren Anziehungskräfte sich das Gleichgewicht halten.“

„Dann wäre die Resultierende gleich null!“ rief Morton.

„Ganz recht,“ erwiderte Smith ... „Wir werden plötzlich wie festgenagelt stille stehen.“

Die Attraktivität dieser Toten Punkte für spannende Geschichten liegt auf der Hand – allerdings nur, solange man das Ausmaß der waltenden Kräfte nicht berechnet, was 1902 schon ohne weiteres möglich war. Das Kernproblem ist natürlich, dass die Beschleunigungskraft für den „Sirius“ durch all diese Kräfte einfach verschwindend gering ist.

Und der Autor vermeidet es auch geflissentlich, die einfache Lösung zu nennen, dass die Antigrav-Kathode des „Sirius“ ja jeden Toten Punkt effektiv aufzuheben vermag. Wenn nicht ohnehin das Gesetz der Massenträgheit lehrte, dass der einmal erreichte Bewegungsimpuls nicht einfach verschwindet.

Und genau dieser Unsinn vom Toten Punkt als einer unentrinnbaren Todesfalle wird in „der Luftpirat“ Heft 32 und 40 ausgiebig aufgegriffen. Die Handlung von Heft 32 wird in Heft 40 praktisch identisch abgeschrieben, mit zwei Meuterern statt einem, die Kapitän Mors aus dem Maschinenraum aussperren.

Die Idee des Toten Punktes ist hier nicht die originale, dass dort aufgrund der Anullierung der Gegenkräfte keine Anziehung existiert, nein: Es wird ziemlich eindeutig erklärt, dass die Anziehungskräfte der zwei Planeten irgendwie Objekte am Toten Punkt aktiv festhalten, so dass nur gewaltige Energien sie wieder befreien können.

„Sie wissen nicht, wie man die gefährliche Zone passiert, und da werden sie selbst ihr Todesurteil unterschreiben, aber zugleich auch das unsere.“ (LP 40)

Beide Male verläuft das Geschehen nach dem gleichen dubiosen Muster: der Tote Punkt wird als tödliche Falle hingestellt, und dann rotzt der Luftpirat mal eben eine beliebige Wundertechnik-Lösung hin, und zwar bei den zwei Gelegenheiten zwei verschiedene, die beide male nicht einmal versuchen, plausibel zu sein, sondern mittels undefinierbarer Schlagwörter achtlos hinimprovisiert sind, obwohl Oskar Hoffmann in Mac-Milford-Luna schon eine Lösung vorgelegt hatte – jenen improvisierten Raketenantrieb, der damals lächerlich klang, aber der vergleichsweise hierzu im Nachhinein auf einmal hervorragend plausibel klingt. Dem „Luftpirat“-Autor ist es egal, auch nur Oskar Hoffmann an Plausibilität ebenbürtig zu sein, obwohl man dachte, dass das so ziemlich die niedrigste mögliche Latte ist. Der Tote Punkt wird in ein reines Fantasiekonzept transformiert, das nur noch der Spannungswirkung geschuldet ist.

Luftpirat Heft 40: Am Toten Punkt bleibt unerfindlich, was die „Sonnenenergie-Maschine“ mit ihren furchtbaren Energiegewalten eigentlich macht, um das Weltenschiff wieder in Bewegung zu setzen; wie es auch unergründlich bleibt, was die Aufspeicherung und Abgabe von „Sonnenenergie“ mit der Bewegung von Kolben und Schwungrädern zu tun hat. Und noch unergründlicher bleibt, warum Kapitän Mors in Heft 32 noch eine Außenbordklappe hatte, um abenteuerlich in den Maschinenraum zu gelangen, aber sich in Heft 40 nicht mehr daran erinnern kann und die verriegelte Haupttür aufsprengen muss. „Scheißegal, hauptsächlich die Story wirkt!“

Die Story wirkt allerdings auch, und zwar prächtig, und da Hoffmann letztlich auch schon Quatsch erzählt hat, gewinnt der „Luftpirat“ durch skrupellose Lesbarkeit.

sprachliche Kriterien

Vielversprechend sind auch Kriterien der Wortwahl. Zu jeder „Partei“ lässt sich

eine lange Liste von sprachlichen Eigenheiten aufstellen, die zumeist als veraltete Wörter und Wendungen dem heutigen Sprachgebrauch fremd sind, die aber auch um 1902 bis 1909 nicht allgemein von jedem deutschen Autor verwendet wurden. Teils handelt es sich auch um flapsige, umgangssprachliche Begrifflichkeiten, die in „literarisches“ Deutsch eher nicht hineingehören. Da Hoffmanns Gebrauch solcher eigenwilliger Begrifflichkeiten von Werk zu Werk stark schwankt, hat ein Fehlen einzelner Beispiele im „Luftpiraten“ keinen starken Aussagewert; aber es sei vorweggenommen, dass „der Luftpirat“ auf seine eigene Weise an eigenwilligen Begrifflichkeiten reich ist. Aber auch Sonderbegriffe des Science-Fiction-Kontexts sind ein ergiebiges Feld.

Vorweggenommen: Es gibt größere Überschneidungen zwischen beiden „Parteien“ nur in sehr allgemeinem Vokabular von geringer Aussagekraft. Fast alle Eigenarten Hoffmanns, in denen man einen ausgesprochen persönlichen Zug erkennen möchte, kommen im „Luftpiraten“ nicht vor, und umgekehrt.

sprachliche Eigenarten Oskar Hoffmanns, die in „der Luftpirat“ nicht zu finden sind

technisch-wissenschaftliche Begriffe

das Raumschiff wird stets bezeichnet als „Vehikel“ oder seltener „Fahrzeug“, niemals „Weltenfahrzeug“,

„Stern“ für Heck,

„Weltenraum“, häufiger aber „Weltall“,

„Gestirn“ häufigste Bezeichnung für Planeten und Kleinplaneten, häufig auch „Weltscholle“, auch „Weltkugeln“, „Marskugel“; all dies im völligen Unterschied zum Luftpiraten. Nur ausnahmsweise „Weltkörper“.

In Hoffmann wird der Kleinmond zwischen Erde und Luna offiziell „Liliput“ getauft; sonst gibt es einen bunten Reigen von Bezeichnungen für Kleinplaneten: „Miniatursternchen“, „Sternlein“, „Taschenplaneten“. Im „Luftpiraten“ dagegen (der seinen eigenen Kleinmond-Roman hat) fehlt die Vielfalt, es gibt allein „Liliputplanet“ und „Miniaturplanet“, (ersterer Begriff offensichtlich Hoffmann-
inspiriert) anderswo überhaupt nur „Asteroiden“.

„Atmosphäriken“ für Wind und Wetter bzw. Erosionskräfte,

„Atmungsluft“ für Atemluft, (Der „Luftpirat“ hat dies explizit nicht, allerdings äquivalente Begriffe wie „Warnungszeichen“ und „Landungsstelle“.)

„Mac Milford sondierte eifrig das Weltall.“

„Fokusorien“ für „Strahlapparate mit todbringenden, wandernden Brennpunkten“
dazu passend: „Lloyd-Oszillator“ für Mikrowellenstrahler, in „Die Eroberung der Luft“ 1908

unübliche Verwendung von lateinisch/französischen Begriffen, teils in der dt. Militärsprache gebräuchlich

„Es wird aber sicher auf eine männliche Person reflektiert.“

„Gewiss, eine sehr scharfsinnige Logik,“ replizierte Miss Watson.“

„dass Tom schnell in die verhängnisvolle Holzzelle retiriert sei“

„Als er mit dem Fahrzeug über dem Hyginus(-Krater) lavierte“

„mit Hülfe ihrer superioren Teleskope“

„der unser Fahrzeug über die schwerkraftlose Stelle im Weltall lanzierte“

„dass ein Renkontre mit dem zunächststehenden Mond ausgeschlossen sei“

„die Passierung eines Sternschnuppenschwarms“ (in Luftpirat auch „passieren“)

„die Dirigierung des Fahrzeugs“

„Sie hatten bei dem Absturz einige Kontusionen davongetragen.“

alltags-sprachliche Merkmale

Zwecks des Vergleichs zwischen Hoffmanns Sprache und der des „Luftpiraten“ wurden ausgeschieden: Sächseleien und Kolloquialismen, humoristischer Gebrauch, formelle Floskelhaftigkeit, schiere Umständlichkeit, und Anflüge alter Dichtersprache.

Mit dem betulichen Erzähltemperament Hoffmanns, vor allem in „Mac Milford“, geht eine charakteristische Sprache einher. Oskar Hoffmann benutzt grundsätzlich immer die schwafelige, aufgeblähte Wortwahl bzw. Wendung. Wo man einfach „die“ sagen könnte, da wird er immer „diejenigen, welche“ sagen. Und zwei ganze einleitende Sätze davorstellen. Knackigkeit im Ausdruck scheint für ihn ein unbekanntes Land zu sein.

In den Mac-Milford-Romanen und „Goldtrust“ lassen sich mühelos an die 100 eigentümliche Wörter und Wendungen auflisten, die im „Luftpiraten“ nicht zu finden sind, wobei ein Drittel generell der umständlichen, aufgeblähten Sprache Hoffmanns oder als „flapsige“ Ausdrücke und Kolloquialismen seinem komödiantischen Modus entsprechen – was beides im „Luftpiraten“ zwangsläufig nicht auftreten kann.

wesentliche diagnostische Merkmale Hoffmanns:

Die Vorstellung, dass das Wort „Hülfe“ das markanteste Merkmal von Hoffmanns Werk wäre, hat ihren Charme, hält aber den Fakten nicht stand. Das auffällige „Hülfe“ verschwindet in Hoffmanns Werken nach 1902 nach und nach. (Im „Luftpirat“ heißt es stets „Hilfe“, aber einmal „behülflich“.) So kann man mit einer gewissen Berechtigung sagen, dass für Hoffmann jede Hilfe zu spät kommt.

Absolut charakteristisch sind indessen der Gebrauch von „frug“ (stets für „fragte“), sowie „pflog“ und „gepflogen“, (unbeständig neben „pflegte“ und „gepflegt“, alle Formen auch in den anderen Werken Hoffmanns).

Hochgradig diagnostische Wörter sind zudem:

„Geysirs“, (der „Luftpirat“ schreibt „Geyser“, Singular und Plural)

„Farne“ / „Farnbäume“, (der „Luftpirat“ schreibt „Farren“ – kein Druckfehler, sondern eine etablierte Alternativschreibung)

„starr wie Salzsäulen“, (der „Luftpirat“ hat stets „starr wie Bildsäulen“; beides des öfteren wiederholt).

Eine Auswahl von auffälligen Textstellen:

Mac-Milford-Luna

„Ich bitte – für mich giebt es keine Unmöglichkeit.“ (ab Mac-Milford-Mars „gibt“)

„Mary, steh von deinem gewagten Unternehmen ab“

„Trotz Ellis' Abreden fertigte die mutige Schottin die Meldung an.“

„um diese Adern zu verfolgen, benötigen wir eines Geologen.“

„bedenken sie doch, welche enormen Gewinnste für alle dabei abfallen!“

„...die die großen Aussichten kannten, welche sich ihnen eröffnet hätten, wenn der berühmte Forscher mit ihrer Sache Part gemacht hätte, zogen mitsamt lange Gesichter.“

„...dass es uns irgendwo im Universum an Nahrung gebrechen sollte.“

„...hatte zur Folge gehabt, dass Mary Watson vor Schreck in eine Ohnmacht verfiel.“

(zu ihrer Ehrenrettung: Sie hat sich tatsächlich böse den Kopf angeschlagen.)

„Mary errötete ob dieser Worte des Alten.“ (Nein. Es ist nichts unanständiges.)

„Geschwulst“ für Schwellung eines verstauchten Knöchels,
(schon wieder Mary Watson)

„Wie ein Blitz tauchte es in ihm auf, dass dort ein Weg ins Freie sein könnte.“

„...war es ihm doch darum zu tun, festzustellen, wieviel Gehirnmasse der Schädel bergen könne.“

„Er musste seine Führerschaft aufgeben, da er in den Hohlräumen keinen Bescheid wusste.“

„Sie lassen aber Ihre Gedanken adlermutig schweifen.“

„Der Schein war aber genügend hell, um dass sie tiefer und tiefer hinabdringen konnten.“

„Sie wollen den Burschen nochmals laufen lassen, dann wird er vollends üppig, und glaubt wir wagen es nicht.“

„So steht es also in der Absicht, ihn zu töten?“

„...dass es auch für uns übel auslaufen kann.“

Mac-Milford-Mars

„Wir würden über kurz oder lang sicher auf irgendeinem Gestirne Schiffbruch erleiden,“ sagte Palgrave, und der Ton seiner Stimme ließ darauf schließen, dass er bereits kurzer Hand mit dem Leben abgerechnet zu haben schien.“

„Deimos scheint weiter vom Mars abzustehen.“

„Deimos hieß jetzt die Parole.“

Gegenprobe – in Hoffmann und im „Luftpiraten“ zu finden:

„Kobold“ als Metapher, in Hoffmann etwa bei Asteroiden – „solche Kobolde“

„Rieseneidechsen“ für Saurier und andere Großechsen

„das Tagesgestirn“ für die Sonne (Im „Luftpirat“ allein bei Szenen auf der Erde, wo es einen Tag gibt, aber nie im Weltraum. Bei Hoffmann wie Kraut und Rüben.)

Unter den dramatischen Adjektiven ist der häufigste, „furchtbar“, in beiden Werken zu finden.

„Fürchterlich“, „grauenvoll“, „gräßlich“, „greulich“, „grausig“ und „gespenstisch“ kommen bei Hoffmann hingegen nicht vor, mangels passender Anlässe.

Hoffmanns Romane ebenso wie „der Luftpirat“ haben beide eine gewisse Vielfalt von Ausdrücken für große Geschwindigkeit; das Sortiment an Vokabeln ist exakt das gleiche, nicht unbedingt die Kombinationen. Der erste Eindruck war der einer völligen Verschiedenheit, aber das liegt eher daran, dass Hoffmann, selbst wenn er „ein höllisch rasendes Tempo“ anschlägt und „mit der Geschwindigkeit eines Blitzes die Marsatmosphäre durchheilt“, trotzdem imstande ist, betulich zu klingen. „Wir haben ein höllisch rasendes Tempo angenommen,“ meinte Palgrave, und sah bedenklich hinaus.“

Es ist auch nicht zu übersehen, dass „pfeilschnell wie eine Möwe“ kaum die richtige Metapher für ein Raumschiff beim Atmosphäreneintritt ist. Der Luftpirat hingegen „durchschoss mit Blitzesschnelligkeit die Luftzonen“ und „sauste mit furchtbarer Gewalt unter dem „Meteor“ hinweg“ und packt dabei einfach. Die beiden Autoren hätten bei einer Lesung zweifellos in sehr verschiedenem Tempo gelesen.

An weiteren normalen, aber heute eher unüblichen Wörtern und Ausdrücken werden etwa 80 von beiden Autoren geteilt – etwas die gleiche Zahl wie die jeweils individuell eigenen, und praktisch komplett unspezifisch. Ebenso unterlaufen beiden häufige als/wie-Fehler.

Unerwartet erwies sich auch der stereotype Ausspruch „Ist es möglich!“ nicht als eine alleinige Eigentümlichkeit des „Luftpiraten“. Dies war aber die einzige

Gemeinsamkeit, die man für eine spezifische Eigenart eines Autors halten könnte.

„Luftpirat“- Eigenarten, die bei Hoffmann nicht zu finden sind

Der „Luftpirat“ ist, wie schon angedeutet, reines Drama. Humor ist nicht eingeplant. Der „Luftpirat“-Weltraumautor setzt packend dramatische Situation auf dramatische Situation, auch überlappend, in einer Handlung von stringentem, überlegten, detaillierten Verlauf; das Drama wird über etliche Seiten in reichlichem Detail fortlaufend aufgebaut. All das ist Hoffmann vollkommen fremd. (Jedenfalls in „Mac Milford“; in „Der Goldtrust“ ist eine halbwegs akzeptable Fähigkeit zu Drama und farbiger Beschreibung erahnbar.)

Verblüffend ist, dass die Wissenschaft im „Luftpirat“ viel schlechter ist – der Autor pfeift sich schlicht einen drauf – aber der Weltraum ist trotzdem viel besser.

Der Luftpirat-Autor zeigt ein Verhältnis zu astronomisch-physikalischen Dingen, wie ich es noch nie erlebt habe. Wo immer ihm die Naturgesetze in die Quere kommen, hat er die Neigung, über ihre Leichen zu gehen. Aber wenn der „Luftpirat“-Autor auch völlig gleichgültig gegen wissenschaftliche Korrektheit zu sein scheint - er ist ein Genie des Weltraums. Es ist nur nicht der Weltraum der anerkannten Wissenschaft. Dieser Unterschied ist nicht leicht begreiflich zu machen. Der Luftpirat-Weltraumautor hat den Instinkt, Weltraumabenteuer in großen, gewagten Zügen anzulegen, und er ist ein Genie darin, die Handlungen aus dem Wirken physikalischer Kräfte zu entwickeln – aber es sind immer seine eigenen physikalischen Kräfte, so wie er sie haben will. Er versteht das Prinzip des Wirkens von Kräften. Und er versteht das Prinzip des Wirkens von Erzählgesetzen. Und er weiß beides perfekt zu kombinieren.

Seine Nutzung des Weltraums als Spielwiese der Phantasie-Physik ist raffiniert und komplex. In Heft 63, bei einem Gefecht von Weltenfahrzeugen, schildert er äußerst farbig, dass Mors' „Meteor“ Geschützluken hat, die so geschickt konstruiert sind, dass beim Schießen kaum Luft verloren geht. Der Gegner hat eine solche Einrichtung nicht; und so erlebt man in sehr bildhafter Schilderung, wie bei jeder Schußsalve des Gegners aus den Geschützluken Wolken von entwichener Atemluft hervorquellen. In einem anderen Gefecht kurz zuvor war davon mit keinem Wort die Rede. Nanu? Aber jenes andere Gefecht fand über einem Planetoiden statt, der eine Atmosphäre hatte, sodass natürlich das Problem der entweichenden Luft nicht auftrat! Auch bei anderen Gelegenheiten inszeniert er kunstvoll Effekte, dass eine Situation sich im luftleeren Raum abspielt, und eine andere in (imaginären) luftgefülltem Raum, woraus packende erzählerische Effekte gewonnen werden.

Immer wieder finden sich auch Passagen, die die absolute Fremdartigkeit der Weltraum-Erfahrung vermitteln. Immer wieder hört man, dass die ungeheure Geschwindigkeit des „Meteor“ nicht wahrzunehmen ist; man hat den Eindruck, dass das Weltenfahrzeug stillstehe, und allein die Anzeigen der Instrumente teilen mit, dass man mit tödlichen Geschwindigkeiten unterwegs ist. Immer wieder auch finden sich Schilderungen der Sonne, die vom Weltall aus, außerhalb der Erdatmosphäre, ein völlig fremdartiges Bild bietet. Die „tödliche Kälte“ außerhalb des „Meteor“, in die Kapitän Mors sich mit einem völlig unzureichenden, rudimentären Raumanzug (mit Pelzmantel) hinauswagen muss, tut ein Übriges.

Dieser Autor liebt seinen Phantasie-Weltraum! So etwas gibt es in der ganzen Science Fiction der Epoche nirgendwo wieder. Die provinzielle Science Fiction Deutschlands war durch den anonymen Weltraum-Luftpiraten auf einmal die konkurrenzlose Weltspitze!

Das wirkt sich auch außerhalb der Physik aus. Wenn der Autor über den Brahma-Kult von Kapitän Mors' indischen Matrosen schreibt (Heft 56), so ist jedes einzelne

Detail daran völlig absurder haarsträubender Blödsinn. Aber sein imaginärer Brahma-Kult hat seine eigene innere Logik, und er versteht daraus über fünfzehn Seiten verteilt eine äußerst sorgfältige Spannungsentwicklung zu konstruieren.

technisch-wissenschaftliche und SF-Begriffe im "Luftpiraten"

Weltenraum, seltener auch das Endlose, Himmelsräume, Weltraum, Weltall, Weltenwüste,

Weltenfahrt, Weltenfahrzeug, Weltenflotte,

Weltkörper / Weltenkörper, (für Planeten und Planetoiden)

„im Lufterkreis der Erde“,

„Luftzone“ für Atmosphäre, sowie „Eiszone“, „Sternschnuppenzone“,

„Meteorsteinzone“, etc.

„Lufthelme“,

„Registrierapparate“,

Der Luftpirat hat mehrere Energiewaffen, aber bei keiner wird der Hoffmann-Begriff „Fokusorien“ oder „Oszillator“ gebraucht. Lateinisch basierte Begriffe sind überhaupt unüblich. Am Gängigsten ist der Begriff „Vernichtungsapparat“.

„Geyser“ (als Plural; bei Hoffmann: Geysirs),

„Farren“ für Farne,

alltags-sprachliches Vokabular

Es ist zumeist schwer zu sagen, ob es sich um Eigenarten handelt, oder nur um zeittypische Ausdrucksweisen, die nur zufällig bei meinem Vergleichsfall Hoffmann nicht auftreten. Aber es gibt Ausnahmen. Eindeutige diagnostische Auffälligkeiten gegenüber Hoffmann sind:

„allgemach“ für „allmählich“ (aber beide Synonyme abwechselnd),

„mittelst“ für „mittels“ (immer),

„metallne“ für „metallene“ (unbeständig),

Darüber hinaus finden sich in den geprüften 18 Romanen an Alltagswörtern und Wendungen, die nicht bei Hoffmann vorkommen, (neben den ca. 80 gemeinsamen) an die hundert solche, die mehrfach bis häufig auftreten, und noch einmal so viele, die nur einmal erscheinen.

Viel aufschlussreicher ist es, über das Vokabular und Schreibweisen hinauszugehen:

originelle handlungstreibende SF-Ideen, die nicht allein aus Volksbildungsgedanken motiviert sind

Ein länger angelegtes Motiv: Die Mannschaft indischer Abstammung hat größte gesundheitliche Probleme im Weltraum und kann die dünne Luft eines Kleinplaneten nicht vertragen.

sinnliche Qualität der Schilderungen und wenigstens etwas poetische Wortwahl

„Schwarz war der Himmel, nachtschwarz, die Sterne funkelten nicht, sie standen da wie weiße, schimmernde Punkte, seitwärts sah man die gelbe, strahlenlose Scheibe der Sonne.“ (LP 42)

„Da schien es, als würde das Fahrzeug von einem heftigen Schlag getroffen, als zitterte es und unmittelbar danach schallten im Verbindungsgang die hastigen Schritte eines herbeirennenden Mannes. Es war Star.“ (LP 42)

„Gleich darauf hörte man das eigentümliche Singen, welches entstand, als sich die Lenkstangen des Magneten auf dem riesigen Diamanten drehten.“ (LP 40)

Die Diamanten sind Widerlager, wie bei einem Uhrwerk. Etwas anders, aber ebenso farbig klingt es bei Betriebsstörungen:

„Mors ergriff die Hebel, die den Riesenmagneten in Bewegung setzten. Er riss und zog daran, alles gehorchte. Man hörte deutlich, wie sich die Diamanten laut knirschend drehten. Man sah, wie sprühende Blitze aus den großen Edelsteinen hervorführen. Aber es war umsonst. Vergebens wurde der Magnet gegen die grauen Felsspitzen gerichtet. Tiefer sank der „Meteor“, immer tiefer.“ (LP 63)

„Dass dieser Mond keine Luft besaß, sah man, denn hier war keine Spur einer Hülle vorhanden, hier leuchtete alles in reinstem für die Augen geradezu schmerzlichem Weiß und alle Schatten waren so pechschwarz wie die ägyptische Finsternis. Dieser kleine Mond war eine Welt des Todes.“ (LP 63)

All das ist nicht sensationell, aber bei Hoffmann undenkbar.

Zum Vergleich – Hoffmann gibt eine ungewohnt bildhafte Beschreibung der Mondkrater:

„Eine Unzahl kesselartiger Löcher verliehen dem Trabanten der Erde das Aussehen eines durchlöcherten Siebes.“

Hoffmanns stereotypes „Summen und Surren“ der Maschinen, nahezu der einzige Sinneseindruck, zu dem er in „Mac Milford“ fähig ist und stets exakt wörtlich wiederholt, wird in „Luftpirat“ Nr. 32 zu: „Es ließen sich sonderbare Töne hören, ein Rauschen und Klappern, dann ein Summen und Surren, als ob ein gewaltiges Räderwerk in Tätigkeit sei“. Im Weiteren gibt es etliche Abwandlungen wie „Summen und Schwirren“, „Summen und Schnurren“, „Summen und Brummen“. Tatsächlich sind paarweise Sinnesschilderungen eines der prägendsten Stilmittel des „Luftpiraten“: „Das Sausen und Heulen des Sturmes, das Knarren und Ächzen der Palmen,“ ... „es sauste und brauste, es zischte und knatterte, es sprühte und donnerte“.

sonstige Stileigenarten das atomisierte Weltenfahrzeug

Eigenartig charakteristisch für den Luftpiraten ist eine Äußerung über Weltraumreisen, die in ganzen dreizehn von sechzehn Weltraumromanen wiederkehrt, auch schon mal dreimal in einem Heft:

„Bis es dereinst in Atome zerfetzt wird, muss das Weltenfahrzeug mit uns an jener geheimnisvollen Grenze ... jahrhundertlang unbeweglich schweben bleiben.“

„...wenn es mit vollster Schnelligkeit gegen einen Weltenkörper sauste. Dann wäre dies Wunderwerk sicherlich in Atome zersplittert worden.“

„Entweder kommen wir jetzt aus dem Krater heraus, oder wir werden samt dem Weltenfahrzeug in Atome zerschmettert.“

„Selbst Mors gab alles verloren und erwartete den Augenblick, wo der „Meteor“ in Atome zertrümmert werden musste.“

„Bei einem Zusammenstoß wäre das Weltenfahrzeug in Atome zermalmt worden.“

„Der Komet wird unser Fahrzeug in Atome zermalmen.“

In dem einen der drei Hefte, in denen diese Untergangspanthasie fehlt, stößt der „Meteor“ gar nicht bis in den Weltraum vor. Mit einer so morbiden Erwartungshaltung ist es erstaunlich, das Mors immer wieder heil davonkommt.

Aber ausgerechnet diese Eigenart ist offenbar von Hoffmann gestiftet worden:

„Deimos... er wird unser Fahrzeug in Atome zerschmettern.“

Verkürzte Sätze im Plusquamperfekt (auch bekannt als Jetzt-weiß-ich-endlich-

warum-ichs-in-der-schule-hatte), die mit „hat“, „hatte“ oder „war“ enden, und bei denen dieses Wort weggelassen wird.

Als freies Beispiel: „Er weinte, nachdem er den Roman zu Ende gelesen.“
ist bei Hoffmann ganz vereinzelt zu finden, so:

Mac-Milford-Luna „Solcher Verrat, wie er ihn geübt, ist nicht schwer genug zu bestrafen.“

im „Luftpirat“ dagegen gängiger Standard:

LP 42 „Kapitän Mors hörte jetzt selbst die Töne, die er für Täuschung gehalten.“

„möchte“ als Konjunktiv-Konstruktion für „würde“ u.ä.

LP 42 „In der Nacht möchten wir den Ungetümen fast wehrlos gegenüberstehen.“

LP 40 „Er glaubte, dass Kapitän Mors in den letzten Zügen liegen möchte.“

Eine **typische Satzbildung** sind die „**Genug**“-Sätze.

Die Satzform ist heutigen Lesern bekannter in der Form mit „allein, ...“ wie z.B.

„Er wollte einen spannenden Marsroman schreiben, allein, ihm fehlten jegliche Mittel dazu.“

(Der Beispielsatz gilt inhaltlich nur für Hoffmann, nicht den „Luftpiraten“.)

„Genug“ wird hier im Sinne von „kurz gesagt“ verwendet:

„Sie können von Strömungen, vom Wogendrang abgetrieben worden sein, genug, ich werde mich selbst von ihrer Absicht überzeugen.“

„Da unten in dem Krater sind vielleicht die unterirdischen Gewalten tätig. Genug, da könnte es leicht sein, dass uns plötzlich ein Lavastrom überrascht.“

„Auch mag der feurige Glanz die Beobachtung erschweren. Genug, die Sache ist folgendermaßen: Einer dieser Kometen besteht aus einem dunklen, massigen Körper, der gar kein Licht verbreitet. In einiger Entfernung von ihm folgt die eigentliche feurige Gasmasse.“

Satzketten und Dopplungen

Ein weiteres zentrales Stilmittel ist die Verwendung von Hauptsatz- und Nebensatz-Ketten (zwei bis drei), die ohne Bindewort nur mit Komma verbunden werden, aber auch Nebensätzen, die als eigener Satz ohne Subjekt und Prädikat dastehen.

Dies verbindet sich oft mit einem weiteren Charakteristikum, nämlich Doppelungen verschiedener Art: Wortdoppel (W-W), indirekte Wortdoppel, Phrasen-Doppel, Hauptsatz-Doppel (HS), Objekt-Doppel (O), Nebensatz-Doppel (NS), dieselben mit separatem zweitem Teil (NS-sNS), seltener Tripel und kompliziertere Formen. Da ich mir schon die Arbeit gemacht habe, offeriere ich hier meine persönliche Collage eines idealen Luftpirat-Romans, komplett aus Doppelungen und einem Genug-Satz:

HS-HS „Noch standen die Zeiger still, noch war das Weltfahrzeug nicht in Bewegung.“

HS-HS-HS „Nun, Professor, richten sie ihre Instrumente, nun schauen sie die Wunder der Welt, jetzt wird das Weltenfahrzeug durch den Himmelsraum fliegen.“

NS-sNS, HS-NS-sHS-NS, NS-NS

„Was war das Ungeheure, was da mit fabelhafter Geschwindigkeit emporschoß? Was sich unbekümmert um die Gewalt des Sturmes von der Erde entfernte?

Menschenwerk war es, das Werk eines genialen Mannes. Ein metallnes Fahrzeug war es, das Weltenschiff des Kapitän Mors.

Mit furchtbarer Schnelligkeit schoß das Fahrzeug hinauf, den Luftozean durchkreuzend, dem Weltenraume zustrebend.“

G „Auch dich will ich in das Geheimnis einweihen, aber du sollst es für dich behalten. Genug, die Instrumente verraten gewaltige Störungen...“

(HS-)HS-sHS „Wir kennen die Kräfte noch nicht, die dort tätig sind, wir wissen nur wenig von diesem hellen Stern, der sich von der Erde aus der Beobachtung entzieht. Wir wissen wenig oder nichts von der Beschaffenheit seiner Oberfläche, von seiner Anziehungskraft, von seiner Umgebung...“

(HS/NS-HS-)HS-NS „Der Professor beobachtete die Eiszone des Planeten und erkannte, dass es auf dem Mars verhältnismäßig wenig Wasser geben müsste, die Meere waren seicht, dort führte man sicherlich einen Kampf ums Dasein, einen Kampf um das kostbarste Lebenselement, Wasser.“

W-i-W „Tiefer sank der „Meteor“, immer tiefer.“

W-W „Kommt rasch, rasch, hier ist etwas seltsames...“

HS-(normales Bindewort)-HS-HS-sNS „Da unten war ein ganz anderes Leben und da sah Mors zunächst eine Menge Algen und Tang, er sah auch lebende Geschöpfe, die dort ihr Wesen trieben. Fischartige, anscheinend mit Knorpeln und Horn gepanzerte Ungetüme.“

O/NS-sO/NS „Das ist hier eine Epoche, die man auf Erden längst überwunden hat. Eine Zeit, die noch der Steinkohlenperiode voranging.“

W-W, W-i-W „Umkehren! Umkehren! Noch ist es Zeit! Rasch, Kapitän, rasch!“

O/NS-O/NS „Da sah man Wellen, gegen die die irdischen Gewässer harmlos erschienen, Riesenwellen, die das Fahrzeug wie einen Spielball hin- und herwirbelten.“

Phr-Phr-sHS „Bald wurde er hierhin, bald dorthin geworfen. Bald richtete er sich ... in die Höhe.“

W-W „Ihre Kräfte drohten zu erlahmen, jetzt, jetzt musste das Fahrzeug umschlagen...“

W-W „Wohl war man ... tüchtig herumgeschüttelt worden, aber das war Kinderspiel ..., alles, alles war glatt gegangen.“

W-i-W „Weiter flog es, immer weiter“

W-i-W „Kleiner, immer kleiner wurde der seltsame Planet.“

W-i-W „Stunden vergingen, lange Stunden, während derer man nur das eintönige Summen und Schnurren vernahm.“

HS-HS „Ich weiß nicht, welche Abenteuer uns bevorstehen, ich weiß nicht, was geschieht, es ist auch noch gar nicht gewiss, dass wir die Zone dieses Planeten erreichen, aber ich will es wenigstens versuchen.“

W-W „Dort, dort, in der Nähe der ungeheuren Berge. Da sind die von uns Verfolgten.“

HS-HS „Dort liegt der höllische Stoff, den die Gegner holen wollten. Dort liegt die furchtbare Materie, die in ungerechten Händen grauenvolles Verderben anrichten kann.“

HS-HS-sHS „Ihr könnt später im Überfluss leben, Ihr braucht nichts zu entbehren. Ihr könnt nach längerer Prüfung sogar unter meine Gefährten aufgenommen werden.“

NS-NS „...sie sehen jetzt, dass wir auf Erden Schätze erwerben, dass wir die mächtigsten Leute des Erdballs werden können.“

HS-sHS und HS-HS, „Dann wird er noch dort sein. Dann geschieht das, was der fremde Sahib begehrte. Niemand wird es merken, niemand wird Verdacht schöpfen.“

HS-i-sHS „Aber du schweigst darüber, verstehst du mich? Schweigst wie ein Grab.“

W-W „Empörung, Empörung!“ stieß Terror hervor. „Die neue Mannschaft rebelliert!“

W-i-W „Nein, O nein, Kapitän“, rief Lindo. „Die lauern noch draußen!“

HS-HS „Ich habe mein Wort gegeben, ich hoffe dass ich es einlösen kann. Oder mein Glücksstern wäre erloschen.“

HS-sHS-sHS „Sie waren es, die Kapitän Mors die Nachricht von der vermeintlichen Rebellion überbrachten. Sie waren es, welche Kapitän Mors nach der Diamantenschlucht geleiteten. Sie waren es auch, welche Kapitän Mors in die Tiefe hinabstürzten.“

sNS-NS „Es hatten sich ...Soldaten versammelt. Alle in gespanntester Erwartung, alle die Waffen bereithaltend.“

HS-HSObjekt-sHS „Sie kannten den Kapitän, seine Kraft und Entschlossenheit. Sie kannten auch seine fürchterlichen Waffen.“

Phr-Phr „Aber ich fürchte, ich fürchte unser Gegner wird im Vorteil sein.“

NS-NS „Man wusste nicht einmal, ob diese Gestalten menschliche Gesichter besaßen, ob ihre Hände und Füße menschenähnlich gebildet waren.“

NS-NS „...aber sie kamen nicht dazu, die Waffen zu gebrauchen, sie kamen auch nicht dazu, sie gegen Mors zu kehren.“

Phr-Phr „Ihm nach, ihm nach!“

R.I.P. Oskar Hoffmann, veränderter Luftpirat

In vielen Aspekten zeigt sich ein gewisser, ferner Zusammenhang zwischen dem Stil und Inhalt Hoffmanns und dem des „Luftpiraten“. Ein äußerst heller, ambitionierter und flexibler Geist könnte sich binnen sechs, sieben Jahren vom Stadium von „Mac Milford Luna“ zum Stil des „Luftpiraten“ entwickeln. Aber Hoffmann zeigt in sechs Jahren keine Entwicklung nennenswerter Art, und kein Anzeichen eines hellen, ambitionierten und flexiblen Geistes. Eine Entwicklung innerhalb eines Jahres von „Goldtrust“ und „Die Eroberung der Luft“ zum „Luftpiraten“ ist schlicht undenkbar. Und es bleiben einige Punkte des „Luftpirat“-Stils, wo Hoffmann nicht einmal einen denkbaren Ausgangspunkt zeigt.

Der Autor oder die Autoren

Die Frage „Hoffmann gleich Luftpirat?“, die an sich leicht zu klären war, leitete prompt in die nächste Stilforschungsfrage über: Luftpirat einer oder zwei? Oder gar mehr?

Marianne Sydow fügte an den Nachdruck von „Luftpirat“ Heft 29 einen Artikel an, in dem sie über verschiedene Autoren der Serie sprach, insbesondere den völlig aus der Reihe fallenden Autor von Nr. 29. Das hat mich absolut heiß gemacht, in meiner Testreihe unterschiedliche Autoren zu identifizieren.

Damit bin ich krachend gescheitert. Soviel ist klar: es gibt jede Menge dicke Indizien dafür, dass nicht alle Weltraumromane von demselben Autor stammen. Und sie führen alle in die Irre.

Eine erste Untersuchungsphase führte mich schnell zu der Hypothese, dass ich in der Lage sei, zwei Autoren zu unterscheiden. Ich schrieb in einer früheren Textfassung: „In Heft 32, 34, 42, 56, 63 und 66 ist deutlich ein und derselbe Autor am Werk. Die Venus- und Mars-Abenteuer, d.h. Hefte 38 und 40 sowie 52 und 54, wohl auch 64, scheinen einer zweiten Autorenhand zu entstammen, was sich überdeutlich daran zeigt, dass der in Heft 32 eingeführte Professor van Halen sich in Nr. 38/40 auf einmal „Van Haalen“ schreibt. Zweites Hauptindiz ist, dass die Handlung von Heft 32, um das markante Motiv des Toten Punktes im All, schon in Heft 40 nahezu identisch wiederholt wird – wobei jede Faktenaussage aus Heft 32 kurzerhand in ihr Gegenteil verkehrt wird, um die Auflösung anders aufziehen zu können. Eine solche Selbstkopie in kürzester Zeit wird man kaum ein und demselben Autor zuschreiben. Manches an „Luftpirat B“ weckt den Eindruck eines

externen Hilfsautors, der nur schwer auf Linie zu bringen war. Nicht nur Schreibweisen von Namen; wo immer ihm die Naturgesetze in die Quere kommen, hat er die Neigung, über ihre Leichen zu gehen.“

Davon bleibt nur soviel: Die Hefte 32 und 40 mit der plagiierten Handlung und krassen Selbstwidersprüchen sind ein Fakt, an dem es keine Abstriche zu machen gibt.

Doch keines der beiden Hefte läßt sich als Werk einer externen Aushilfskraft ansprechen.

Heft 32 ist das erste Weltraumabenteuer überhaupt mit Einführung des Weltenfahrzeugs und Professor Van Halens,

Heft 40 führt die mysteriöse „Sonnenenergie“ ein, die auf etliche Hefte hinaus von Bedeutung ist, und einen Haufen anderer Details, die in der Folge ausgiebig aufgegriffen werden.

Und am Schreibstil der beiden Hefte ist absolut kein Unterschied zu erkennen. Ich hatte geglaubt, solche sprachlichen Unterschiede ausmachen zu können. Aber als ich die Hefte nochmal gründlicher, und dann nochmal viel gründlicher las, zeigte sich, dass praktisch jedes Merkmal, das ich für charakteristisch für den einen Autoren gehalten hatte, tatsächlich in beiden Heften bzw. Heftgruppen vorkommt. Die große Bilanz hat fünf stilistische Merkmale und 25 charakteristische Wörter als gemeinsam für die ganzen „Luftpirat“ Hefte ausgewiesen, während bei weiteren 50 Vokabeln, die verstreuter vorkommen, die Verteilung völlig undefinierbar ist und keinerlei Muster mehrerer Autoren ergibt. Was den Eindruck eines extrem individuellen Merkmals macht, sammelt sich nirgends in klaren Gruppen. Auch die Verteilung der Hauptfiguren führt da keinen Schritt weiter.

Die Tatsache, dass Professor Van Halen kurz nach seiner Einführung in vier Heften Van Haalen heißt (eins davon das notorische Heft 40), schien eine knallrote Flagge zu sein, und einen perfekten Ausgangspunkt zu bieten, den „Luftpirat B“ zu erschließen – aber die Überprüfung der Sprache besagte: Es gibt keinen erkennbaren Unterschied. Es gibt keinen zweiten Autor. Die Sprache weist exakt dieselben charakteristischen Eigenheiten wie die anderen Hefte auf, die „Luftpirat A“ sein sollten.

Heft 40 sticht zwar nach reiner Zählung der Sprach-Eigenheiten aus den anderen heraus und hat relativ die wenigsten Gemeinsamkeiten mit anderen Heften. Aber in den größeren stilistischen Eigenarten sticht es absolut nicht heraus, sondern teilt die auffälligen guten – die farbigen, bildhaften Schilderungen, die zahlreichen Satzketten und Dopplungen, sowie etablierte Sprach-Eigenheiten wie den Atome-Satz, „möchte“ als Konjunktiv, „jedenfalls“ im Sinne von „auf jeden Fall“, die Schreibweise „metallnes“, „mittelst“ und „allgemach“, „Knicken und Knacken“ wie in Heft 52 und 66, und den Spruch „Der Mensch gewöhnt sich ja an alles“ wie in Heft 56 – Hefte, die nicht als abweichend herausstechen.

Fazit: Nr. 40 stammt aus derselben Hand wie die anderen. Der Autor „Luftpirat A“ hat aus unerfindlichen Gründen in vier Heften den Namen seiner eigenen, vier Hefte vorher erfundenen Figur falsch geschrieben. Nicht nur, dass in zwei Heften beide Schreibweisen vorkommen – es ist eine Reihe von direkt aufeinanderfolgenden Heften, so dass hier eine Aufteilung in abwechselnde Autoren unmöglich ist.

Und Luftpirat A hat dasselbe Szenario in kurzer Zeit zweimal verbraten. Dieses Thema ist bei näherer Betrachtung ein Wespennest, das ich erst richtig aufrührte, als ich einige Lücken in meiner Lektüre auffüllte. In der frühen Serienphase hagelt es nur so Selbstplagiate. Alles wird drei- oder viermal verwendet, solange es nicht als spezifische Eigenart eines Planeten unplagierbar ist.

Der größte Teil der sprachlich-stilistischen Gemeinsamkeiten innerhalb der Weltraumromane findet sich übrigens auch schon in Heft 1 und durch eine Anzahl

von Luftschiff-Romanen. Bisher bin ich bei keinem angekommen, wo ein anderer Stil ins Auge springt – oder vielmehr schon, aber was man als Abweichung des Stils im Verdacht hat, hält niemals einer strengeren Prüfung stand.

Nach dieser detaillierten Sprachuntersuchung wäre nochmal ein kontrollierender Blick zurück zu Oskar Hoffmann fällig gewesen. Aber nach all der Weltraumpiraterie wurde mir die Lektüre von „Mac Milford“ schwer wie Blei.

„Mac Milford nickte, als er dies gesehen, und gab dann Anzeichen von sich, die darauf hindeuteten, dass er zu seinem Sitze zurückzukehren wünschte. Morton begriff dies und geleitete den Alten zum nächststehenden Sessel.“

Der Luftpirat – Die Weltraumabenteuer Episode Guide

Die Weltraumromane erschienen im Wechsel mit den Luftschiff-Romanen, in der Regel jedes zweite Heft. Davor gab es mehrere Luftschiff-Abenteuer, in denen der Luftpirat entscheidende Hilfsmittel für die Konstruktion des Weltenfahrzeugs erbeutet.

Heft 27 – Der Goldberg im Korallenmeer

Der Romanaufakt lässt den Blick über die geheimnisvolle Insel des Luftpiraten im Südmeer schweifen – und da, abseits der bekannten Bauten, steht nun eine zweite Luftschiffhalle! Das neue Werk des Genies von Kapitän Mors nähert sich seiner Fertigstellung: das wunderbare Weltenfahrzeug!

Schon Heft eins der Serie endete mit den Worten: „zu neuen Abenteuern, zu furchtbaren Erlebnissen aller Art, auf der Erde, über dem Meere, ja sogar im unbekanntem Weltraume.“

Und nun ist das Fahrzeug für den Weltraum fast vollendet. Der Rumpf ist so weit fertiggestellt, dass Mors bereits mit äußerster Sorgfalt die absolute Luftdichtigkeit prüfen kann. Nur der einzigartige, revolutionäre Antrieb fehlt noch, den Mors bisher nicht besitzt. Dies ist freilich eine etwas seltsame Reihenfolge, aber Mors hat schon in früheren Zeiten das verschrobene Genie besucht, das das Antriebsprinzip entwickelt hat, das er braucht: der unzugängliche, menschenfeindliche Eigenbrötler Lecomte, der an einem der abgelegensten Orte Schottlands ein kleines Landhaus für seine Forschungsarbeiten eingerichtet hat. Bevor Mors dieses Häuschen betritt, hat er zur Vorsicht eine seltsame Art von Panzerhemd angelegt. Denn Lecomte duldet keine unangemeldeten Besucher, und er nimmt keine Anmeldungen entgegen. Als Mors das Häuschen betritt, sieht er sich Lecomte und einer seltsamen Maschine gegenüber – und der Franzose schießt eine tödliche Blitzentladung auf ihn ab. Mors' Panzerhemd ist aber eigentlich ein Isolatorhemd, und der Luftpirat übersteht den ersten und zweiten Blitzstrahl ohne Schaden, ehe er Lecomte überzeugen kann, auf die höchste Einstellung zu verzichten. Es kommt tatsächlich zur Verhandlung, dem Luftpiraten die Antriebserfindung Lecomtes zu überlassen – für 500 Millionen Francs. Lecomte ist entschlossen, seinen Lebensabend mit dem Reichtum eines Fürsten zu verbringen. Und er hat sich den richtigen Kunden gesucht. Mors ist durchaus geschockt; er ist sich nicht sicher, ob er in seiner Luftpiratenkarriere jemals eine solche Summe erbeutet hat. Aber Mors weicht vor keiner Herausforderung zurück. Auf dem Rückweg schmiedet er Pläne, wie dieses Vermögen zu beschaffen ist. Da melden seine Spione ihm, dass im Norden Australiens eigenartige Dinge vorgehen. Die dortigen, eher kleinen Goldminen sind auf einmal fast verlassen, weil die Arbeiter nach einem unbekanntem Ort verschwunden sind.

Nachforschungen ergeben, dass im Korallenmeer nördlich Australiens ein Goldberg mit ungeheuerlichen Lagerstätten entdeckt wurde. Es dauert nicht lange, und Mors hat alle Informationen und spürt den Inselberg in der Korallensee auf. Er verrät sich durch einige Merkwürdigkeiten: dem Berg selbst sieht man nichts an, aber aus einiger Höhe an seiner Flanke kommt eine Seilbahn hervor, an der in regelmäßigen Abständen Loren mit glitzernder Ladung zu einem Leuchtturm mitten im Meer herabgelassen werden. Neben dem Leuchtturm steht so etwas wie eine Fahrstuhl-Anlage, mit der die gefüllten Loren auf dem Meeresboden deponiert werden, bis die Transportschiffe eintreffen. Es stellt sich heraus, dass Mors' Erzfeind Ned Gully wieder einmal sein Genie den amerikanisch-australischen Minengesellschaften geliehen hat. Und Mors weiß bereits, dass die leicht erhaltenen Informationen über die Insel verraten, dass ihm hier eine Falle gestellt werden soll. Deshalb macht er einen seiner berüchtigten Alleingänge, und springt mit dem Fallschirm vor der Insel ab. Seine Getreuen Terror und Star bekommen fast einen Herzinfarkt; und aus gutem Grund. Kaum sinkt Mors am Fallschirm hernieder, (in dieser Zeit machte man das so – man sank hernieder), tauchen an den Bergflanken zahlreiche Bewaffnete auf, die sofort ein erbittertes Feuer eröffnen, und den Mann am Fallschirm mit unzähligen Kugeln durchlöchern – bis die Kapitän-Mors-Puppe an ihrem Fallschirm ins Meer fällt und spurlos versinkt. Das Luftschiff gibt daraufhin alle Anzeichen der Panik zu erkennen, macht einige ziellose Manöver, und verschwindet schließlich auf Nimmerwiedersehen über der Wolkendecke. Die Mannschaft des Goldberges stürzt sich daraufhin in eine enthemmte, alkoholische Feier. Der große Feind ist ausgelöscht! Außer dass dieser Feind in der Nacht wiederkommt, und der echte, lebendige Luftpirat mit seinen Mannen den Goldberg entert, und die ebenso trunkene wie von Anblick des untoten Mors verstörte Mannschaft überwältigt. Nur Ned Gully erweist sich als unauffindbar. Aber Mors kann ungestört eine ungeheure Goldladung abtransportieren. Die zweite Begegnung mit Lecomte wird nicht mehr erzählt, aber es hat den Anschein, dass Mors sich als Dreingabe Lecomtes Blitzkanone ausbedungen hat, denn sein Weltenschiff ist später mit ähnlichen Geräten ausgerüstet.

Heft 29 – Das Diamantenfeld in Transvaal

Die Engländer haben im Norden Transvaals eine neue Diamantenmine aufgetan, in der Steine von ungeheurer Größe gefunden werden – so groß wie Kinderköpfe. Kapitän Mors weiß, dass er die unbedingt in seinen Besitz bringen muss, denn er entwickelt gerade das Weltenfahrzeug, und der Antrieb bzw. das Lenkgestänge des Antigrav-Magneten muss mit der Präzision eines Uhrwerks konstruiert werden. Und Uhrwerke werden zwecks höchsten präzisen Laufs auf Edelsteinen montiert. Ohnehin ist es stets die Haltung des Luftpiraten, dass die Bodenschätze der Welt rechtmäßig ihm zustehen, um seinen Kampf für die Gerechtigkeit zu finanzieren. So hört Mors sich inkognito in Pretoria um, da er auf das Gerede von Leuten setzt, die in der Mine gearbeitet haben. (Die Serie stützt sich seit Heft eins auf den Dreh, dass es gelingt, Schurken dabei zu belauschen, wie sie all ihre üblen Machenschaften ausplaudern.) So kommt er auf die Spur des braven Buren van Neel, der allerdings nach seinem Zwangsarbeitseinsatz in der Mine als gefährlicher Mitwisser ins Gefängnis von Mafeking gesteckt wurde. Dort trifft Mors gerade rechtzeitig ein, um ihn zu befreien, ehe er von einem drahtziehenden Mischling und einer Horde angestifteter blutgieriger Neger ermordet wird. Van Neel führt Mors zu der Mine, wo der Luftpirat seine reiche Beute an kopfgroßen Diamanten machen kann; allerdings kommt es kurz vor dem Hauptgewinn noch zu einem

blutigen Gefecht mit der Wachmannschaft, und van Neel kommt dabei ums Leben. Marianne Sydow hat hier einen Begleittext geliefert, in dem sie über die unterschiedlichen Autoren des „Luftpiraten“ spricht, da sie diesen Roman als völlig untypisch ansieht.

Dazu ist zu sagen: Ihr Vergleich galt Nr. 29 gegenüber den vorhergegangenen Nummern. Von denen kenne ich nur Nr. 1, 21 bis 23 und 27. In meiner Untersuchung stimmt Heft 29 vollkommen mit allen 21 getesteten Romanen von 21 bis 66 überein.

Wenn Sydow an der Sprachqualität moniert, dass es als/wie-Fehler gibt, habe ich in 16 Heften nur fünf ohne als/wie-Fehler gefunden.

Die eigentümlich saloppe Sprache, die sie als so untypisch besonders für Star moniert, ist charakteristisch für fast alle Hefte von 21 bis 54. Dabei ist sie primär Stars Eigenart und stark situationsbedingt und kann gar nicht immer auftreten, mangels passender Szenen.

Die untypische Brutalität, die sie in Heft 29 im Autor und in der Figur Kapitän Mors' sieht, bringt uns direkt zurück zu der Frage, dass Heft 32 und 40 einfach nicht vom selben Autor sein können, vor allem in der absolut gegensätzlichen Charakterzeichnung Kapitän Mors' – aber zwei verschiedene Autoren mit einem so identischen Stil gibt es nicht. Die Frage bleibt ein unlösbares Rätsel.

Bei ihrem Argument, dass der Roman durch hässlichen Rassismus ungewohnt heraussticht, habe ich meine Zweifel. Unter den Romanen, die ich gelesen habe (davon fünf vor Heft 29), ist keiner, der „Neger“ und Mischlinge freundlich behandelt. Der koloniale Rassismus hatte komplexe Abstufungen. Mors' achtungsvoller Umgang mit seinen Indern und Persern (untergeordnet, notorisch irrational und abergläubisch) ist kein starkes Indiz für eine anti-rassistische Haltung.

So konnten in der Kolonialzeit friedliche vs. brutale und rassistische Haltungen eine äußerst komplexe Angelegenheit sein, die Raum für manche (meist unangenehme) Überraschung bot, so dass ein und derselbe Autor plötzlich Haltungen zeigen kann, die man für unvereinbar halten könnte, es aber gar nicht sind.

Heft 32 – Kapitän Mors erste Fahrt im Weltenfahrzeug

Mors und seine Leute werden davon überrascht, dass ein Segelboot ihre Insel ansteuert, obwohl weithin bekannt ist, dass niemand von dort zurückkehrt. Die Insassen sind der Astronomieprofessor Van Halen und sein Assistent Dr. Cagno. Kapitän Mors erklärt beeindruckend, dass sie, einmal an Land gegangen, seine Gefangenen sind, ihr Leben in seinen Händen liegt, und sie sein Herrschaftsgebiet für den Rest ihres Lebens nie mehr verlassen können. Van Halen überwältigt ihn mit der Erklärung, dass er allein durch seinen Scharfsinn durchschaut hat, dass Mors ein Weltenfahrzeug baut, und dass ihm sein Leben nichts bedeutet, wenn er nur Mors ins All begleiten darf. Mors ist so beeindruckt, und so davon überzeugt, dass die beiden Neuankömmlinge niemals der Welt etwas über ihn verraten können, dass er ihnen gestattet, den Erstflug des Weltenfahrzeugs mitzumachen.

Bei der Führung durch das Raumschiff bemerkt der Leser allerdings, dass Cagno nicht so vertrauenswürdig ist wie van Halen. Er beginnt zu sich selbst zu sagen „Wenn das Weltenfahrzeug doch nur mein allein wäre!“ Als das Raumschiff seine ersten Probefahrten macht und die beiden Neulinge schließlich in alles eingeweiht worden sind, kommt der Moment, wo die ganze Mannschaft in der Messe versammelt ist – und Cagno einen der Behälter mit flüssiger Luft aufbricht und diese in den Saal ausströmen läßt. Er stürmt hinaus und hält gewaltsam die Tür zu. Die flüssige Luft von 200 Grad Kälte überwältigt schnell alle Männer in dem Saal.

Nur Mors war noch abwesend, stürmt hinzu, sieht und handelt. Es gelingt ihm, das Ventil zu schließen. Die Inder der Mannschaft sind bereits alle in der tödlichen Kälte erstarrt, nur Ingenieur Terror und Van Halen kann Mors retten. Als ihm endlich klar wird, was geschehen ist, hat Cagno sich im Maschinenraum verbarrikadiert, und den „Meteor“ in den freien Weltenraum hinaus gesteuert. Beim Versuch, durch die Tür mit ihm zu reden, zeigt sich, dass Cagno immer mehr vom Wahnsinn überwältigt wird. Van Halen erinnert sich nun daran, dass Cagnos Familie notorisch für sowohl Genie als auch geistige Instabilität ist. Die Lage wird kritisch als Mors erkennt, dass Cagno im Begriff ist, den „Meteor“ an den Toten Punkt zwischen Erde und Mond zu steuern, wo das Weltenfahrzeug für immer gefangen liegen muss, da sein Antrieb dort wirkungslos ist. Mors greift zu einem Verzweiflungsakt: Es gibt eine Außenklappe, durch die man in den Maschinenraum eindringen kann.

SPOILER

Er legt den Lufthelm mit seiner Gummimanschette an, und geht durch die Luftschleuse ins freie Weltall hinaus, wo er, gegen die Todeskälte ankämpfend, die Zugangsklappe zu öffnen sucht. Schließlich kann er sich in den Maschinenraum retten, wo ihn die Manschette des Lufthelms davor bewahrt, von dem irren Dr. Cagno erwürgt zu werden. Einen Moment später gerät Cagno in eine Starkstromleitung und wird von dem Stromschlag grausig getötet und in eine „kaum noch menschenähnliche Masse“ verwandelt. Van Halen weiß nun eine Methode zu ersinnen, wie Mors den „Meteor“ wieder vom Toten Punkt weg befördern kann. (Alle elektrische Energie auf den Riesen-Scheinwerfer zu leiten, erzeugt irgendwie einen „Gegenstrom“, durch den der Antigrav-Magnet wieder kann. Weiß der Teufel.)

Heft 34 – Kapitän Mors im Meteoriten-Regen

Rama dreht durch: Einer der getreuesten Perser unter Mors' Männern verfällt in einen Amoklauf, in dem er nur mit aller Gewalt gebändigt werden kann. Er war schon immer besessen davon, dass er ein Nachkomme von Fürsten sei und ihm Großes zustehe, und nun hat ihn die Besessenheit gepackt, die Ingenieurstöchter Anita und Lucy Long gleichzeitig zu seinen Frauen zu machen. Mors muss ihn von der Bordliste streichen und im Gefängnis zurücklassen, als der den nächsten Testflug des „Meteor“ unternimmt.

Der „Meteor“ kreuzt nun in den höheren Schichten der Atmosphäre, um ihn auf Herz und Nieren zu testen. Da kommt es an Bord zu einem grausigen, unerklärlichen Todesfall! Bald schon wird der zweite und dritte von Mors' Indern tot aufgefunden, ohne erkennbare Todesursache, und der Kapitän fragt sich immer mehr, ob ein rätselhafter Einfluss der Hochatmosphäre gerade für die Inder tödlich ist. Auf der Außenplattform des „Meteor“ setzt er sich selbst der Luft dort aus, um zu prüfen, ob sie gefährliche Auswirkungen hat. Nichts. Da stellt er fest, das jemand die Schleusentür versperrt hat! Und ein Blick durch ein Fenster zeigt ihm – an Bord ist Panik ausgebrochen! Genau in diesem Moment gerät der „Meteor“ in einen Meteoritenhagel.

SPOILER

Die Lebensgefahr bringt zugleich Rettung. Einer der Meteoriten zerschmettern ein Fenster, und Mors kann unter größten Mühen in den „Meteor“ zurückgelangen. Wo er dem Teufel begegnet! Mors glaubt indessen nicht an den Teufel, und überwältigt den Mann im Teufelskostüm, der sich als – Rama herausstellt! Der hatte sich aus Mors Gefängnis befreien und an Bord schleichen

können, um Anita und Lucy Long und den „Meteor“ gleich dazu zu seinen Frauen zu machen. Alle anderen mussten sterben, wofür er eine traditionelle persische Giftnadel zur Hand hatte, deren Stich in die Kopfhaut zwischen dem Haar nicht zu erkennen ist.

Dies ist die erste von drei mir bekannten Geschichten, wo die außereuropäischen Gefolgsleute Kapitän Mors' wegen irgendwelcher religiöser oder anderer irrationaler Gründe durchdrehen (ebenso in Heft 38 und 56).

Heft 36 – Eine Fahrt mit dem Tode

Der getreue Inder Talimbo ist gestorben, nachdem eine Wunde, die er im Dienst für Mors erhielt, niemals heilen wollte. Seine Witwe Siva zeigt sich entschlossen, sich verbrennen zu lassen, um ihn in den Tod zu begleiten. Das lässt Mors nicht zu. Er versucht schließlich, die Untröstliche auf andere Gedanken zu bringen, indem er sie am neuen Testflug des „Meteor“ teilnehmen lässt. Die Inder der Mannschaft haben sich zuvor unwillig gezeigt, weil sie sich ihre Mahlzeiten selbst zubereiten mussten; und diese kulturelle Eigenart ist der Luftpirat offenbar willens zu respektieren. Kleinere Übel sozusagen.

(Marianne Sydow neigt im Kommentartext dazu, aus der etwas herablassenden Behandlung der Frauen an Bord einen anderen Autor am Werk zu sehen, aber ich habe in den von mir gelesenen Heften keinen Widerspruch dazu gefunden. Anita und Lucy Long haben in den Weltraumromanen nie eine substantielle Rolle. Und die Gummizellen sind auch für die indischen Männer da. Als Prallschutz wohlgemerkt.)

Mors stößt diesmal in höhere Atmosphärenschichten vor, und er hat bereits Hinweise, dass die Bedingungen dort dramatisch sein könnten. Das fordert er nun direkt heraus. So fliegt er direkt ins Nordlicht hinein, wo der „Meteor“ heftige elektrische Entladungen verkraften muss, und oberhalb von 11.000 Metern Höhe wird das Weltenfahrzeug von heftigsten Wirbelströmen erfasst, regelrechten Hurrikans, die das Schiff brutal umherschleudern. Völlig unerwartet wird das Geschehen aber erst, als Mors und seine Leute dort in der Hochatmosphäre Leben entdecken. Diese Region besitzt eine eigene Tierwelt von schwebenden, quallenartigen aber raubtierhaften Lebewesen, die über alles herzufallen versuchen, was in ihren Lebensraum eindringt. Der „Meteor“ ist freilich dagegen unempfindlich. Nicht aber andere Luftfahrer. Was die Erkunder wirklich schockiert, ist die Entdeckung eines Heißluftballons in dieser Höhe – oder vielmehr das zerfetzte Wrack eines solchen, das in den Wirbelströmen gefangen ist, und nun auf ewig hier in Kreisen herumgewirbelt wird. Als sich das Ballonwrack an den Aufbauten des „Meteor“ verfängt sieht man, dass sich im Ballonkorb die Leichen zweier Ballonfahrer befinden – oder vielmehr ihre Skelette, denn die Bewohner der Lüfte haben sie offenbar restlos abgenagt.

Inmitten dieser Ereignisse sieht Siva ihre Stunde gekommen, denn sie hat sich darauf versteift, dass Ingenieur Terror seinem Gebieter eingeredet hätte, er solle ihr die Witwenverbrennung verbieten. So hat sie sich in den Beobachtungsraum geschlichen, und ist im Begriff, Terror niederzustechen – als eine Bö der Wirbelströme dazu führt, dass sich die zwei Skelette direkt vor dem Beobachtungsfenster zu bewegen scheinen. Siva wird davon völlig in Panik versetzt und erleidet einen Nervenzusammenbruch. Vermutlich ist sie danach, wie Mors es wünscht, von ihrer Todesobsession geheilt.

Die Entdeckung des treibenden Ballonwracks mit den Leichen zweier Ballonfahrer ist völlig unverkennbar direkt aus Oskar Hoffmanns „Mac Milford zur Luna“ entlehnt. Allerdings wird das Motiv kreativ ganz anders eingesetzt. Die exotischen Lebewesen in der Hochatmosphäre sind ein sensationeller Zug; man kann den

Verdacht fassen, dass sie von Maurice Renard inspiriert wurden, aber Renards „Peril Bleu“ erschien selbst erst 1909, und ich weiß von keinen deutschen Ausgaben vor 1989. Es gibt eine Kurzgeschichte von Arthur Conan Doyle mit einer ganz ähnlichen Handlung, aber die erschien gar erst 1913. Der Luftpirat könnte hier original sein, aber ich weiß nicht recht, ob man dem Autor eine solche gewagte Erfindung allein zutrauen kann.

Freilich: Man kommt nicht um die Beobachtung herum, dass dieser Roman etwas an Handlungselementen überladen ist. Das wunderbar interessante Motiv der Luftlebwesen in der Hochatmosphäre wird fast völlig weggeworfen.

Die Handlung um Siva ist der mittlerweile vierte Fall, dass der „Meteor“ gefährdet wird, weil Inder oder Perser durchdrehen.

Heft 36 ist ein recht interessantes Bindeglied zwischen den scheinbar unvereinbaren Heften 32 und 40. Zunächst lautet der Name des Professors auch hier van Haalen, wie in Heft 38, 39 und 40 – oder vielmehr kommen in 36 und 38 beide Schreibweisen gleichzeitig vor, was die Angelegenheit gründlich verwässert. Was wiederum die gegensätzliche Charakterisierung Mors' betrifft, so wird in diesem Heft wieder in aller Ausgiebigkeit betont, dass nicht nur jeglicher Fremde, der die Insel Mords' betritt, des Todes ist, sondern auch, dass, wenn Mors nie zurückkehrt, nach einer Frist alle Bewohner der Insel Selbstmord begehen und die Insel komplett vernichtet wird, um von Mors' Lebenswerk keine Spur zu hinterlassen. Das ist spezifisch die morbide Gedankenwelt von Heft 32, der das Heft 40 so sehr zu widersprechen scheint.

Zugleich: Wenn Heft 32 und Heft 40 die exakt gleiche Handlung zweimal bringen, mit anderen Figuren, so enthalten Heft 34, 36 und 38 alle hintereinander eine Nebenhandlung von einem Inder oder Perser aus Mors' Mannschaft, der/die durchdreht und Mord und Totschlag begeht oder begehen will. Und das ist gar nicht so völlig verschieden von der Geschichte eines bzw. zweier Neurekruten, die meutern und den Maschinenraum in ihre Gewalt bringen (Heft 32 und 40). Selbstwiederholungen sind offenbar ein ausgesprochen prägendes Element dieser Luftpirat-Phase. Uns werden noch weitere Beispiele begegnen.

Heft 38 – Kapitän Mors' Feind im Weltenraume

Dem Weltraumabenteuer geht ein Vorfall auf Erden voraus: Die Ingenieure Star und Terror haben ihre Arbeit auf der Insel, da stört sie ein seltsames Schauspiel: der Parse Firdus betreibt auf einer Bergkuppe der Insel seine Sonnenanbetung. Dabei verwendet er nicht nur Linsen, die er von Fernrohren abgeschraubt hat – er spiegelt auch konzentrierte Lichtstrahlen hierhin und dorthin, so auch in ein Zelt, wo er Bauzeichnungen in Flammen setzt. Star stellt ihn zur Rede, es gibt ein hin und her, und zwei heftige Ohrfeigen für Firdus – der seinerseits Star umstößt, der sich den Kopf blutig schlägt. Mors vermittelt und stellt sich auf den leichtfertigen Stand „beide hatten Schuld“. Firdus gibt klein bei – aber nur für den Augenblick.

So unternimmt Kapitän Mors seinen nächsten Flug, erstmals ins All – und gleich zur Venus! Und das geht böse in die Hose, denn kaum ist der „Meteor“ so richtig unterwegs, da gerät er schon in den Bann einer so heftigen Anziehung der Venus, dass der Riesenmagnet wirkungslos ist und das Raumschiff hilflos auf den Planeten zu rast. Alle rechnen damit, dass es dort zu Atomen zerschmettert wird. Aber kurz vor dem Aufschlag wird der „Meteor“ unerwartet in eine Kreisbahn um die Venus gezwungen. Man spekuliert kurz über Einflüsse der Venusmonde (es gibt zwei, den schon länger postulierten Neith und den neu getauften Mors) und Mors (dem Luftpiraten, nicht dem Mond) kommt die Idee, den Toten Punkt zwischen Planet und Monden auszunutzen, wo hoffentlich die Einflüsse neutralisiert werden und der Riesenmagnet wieder funktioniert. Das klappt auch.

Ehe aber alles gut ist, entschließt Firdus sich, nun endlich Star zu ermorden. Er ist besessen von seiner Erniedrigung im Angesicht seines Sonnengottes, geht mit einem meterlangen Dolch auf Star los, und ein verzweifelter Kampf entbrennt.

SPOILER

Mors kommt dazwischen, Firdus flüchtet aus der Luftschleuse des „Meteor“, Mors setzt ihm nach. (Nur Mors setzt vorher einen Lufthelm auf.) Er findet auf der Plattform den ersticken Firdus – und wird von einem Scheinwerfer angestrahlt! Er blickt einem fremden Weltenschiff in die Augen. Das Weltenschiff der Venus hat etwa Fischgestalt, aus bläulich-silbrigen Rumpflplatten, eine Art U-Boot-Turm mit Scheinwerfer, zwei Bugvorsprünge wie riesige rote Augen, und einen Rammsporn. Mors eilt ins Innere zurück und läßt den „Meteor“ vorsichtshalber flüchten. Sein Glaube an das Schlechte im Nichtmenschen bewährt sich; die Venusier unternehmen heftige Rammstöße auf den „Meteor“, und es wird brenzlich – bis das feindliche Schiff mit dem Rammsporn den Riesenmagneten des „Meteor“ berührt, und dabei offenbar so eine gewischt bekommt, dass es Hals über Kopf davontaumelt. Man sieht noch von Ferne zwei weitere Venusschiffe, aber der „Meteor“ ist nun schnell genug für ein Entkommen.

Mors' Theorie über die Venus: „Der Planet ist kleiner wie die Erde und muss demzufolge früher erkaltet sein, daher ist das Leben dort auch älter als auf der Erde und existiert dort eine Kultur, muss sie die unsere bei Weitem übertreffen.“ Später wird sich zeigen, dass die Venusier im Krieg mit dem Mars stehen, und ihre Aggressivität verständlich ist.

Typische Luftpirat-Raumfahrt: völlige Gleichgültigkeit gegenüber bekannten Naturgesetzen, aber eine äußerst geschickte Fantasie für Action mittels imaginären Naturgesetzen.

Heft 40 – Die Empörung im Weltenfahrzeug

Ein feindliches U-Boot strandet auf Mors' Insel. Während die Offiziere dabei ums Leben kommen, kann die Mannschaft in einer dramatischen Aktion von den Klippen gerettet werden. Anscheinend gibt es zwei Kapitäne Mors – denn die Schilderung seiner Persönlichkeit ist radikal anders als zuvor. In Heft 32 deklarierte der Luftpirat furchtbar, dass niemand, der den Fuß auf seine Insel gesetzt, sie jemals verlassen dürfe, ja, dass die Ankömmlinge Glück hätten, dass er ungeplant etwas länger auf der Insel geblieben, denn hätten seine Männer alleine entschieden, hätten sie das Boot vor seiner Landung versenkt und alle Insassen massakriert. Ja, als der Gedanke aufkommt, dass Mors von seiner Mission nicht zurückkehren könnte, wird betont, dass dann seine Leute auf der Insel kollektiven Selbstmord begehen werden.

Nun hingegen herrscht die unverwässerte Humanität: es gibt eine große Rettungsaktion für die armen auf den Felsen gestrandeten feindlichen Matrosen, selbst als klar wird, dass sie die Besatzung eines U-Bootes in feindlicher Mission waren (die Offiziere sind ersoffen), gibt es kein Wort der Schreckensrhetorik, und schließlich redet Mors davon, ob man sie alle in ein Boot setzen und zu den Südseeinseln schicken sollte.

„Was soll ich mit den Leuten anfangen? Gesehen haben sie nichts. Ich hätte fast Lust, sie mit einem Eingeborenenboot über kurz oder lang nach Australien zu senden. Aber ... weiter hinten wohnen noch kannibalische Stämme, da könnten die Leute in die Hände der Menschenfresser fallen.“

Sprich: wenn sich Mors in Heft 32 mit morbider Paranoia fast überschlagen hat, überschlägt er sich hier fast mit Gefühlsduseligkeit.

Ingenieur Star erinnert ihn dann daran, dass es doch mal eine Politik des

„niemand darf je wieder hier weg“ gab.

„Hört, hört, Herr!“ rief ihm der Wortführer der Geretteten nach. „Was geschieht mit uns? Hat man unseren Tod beschlossen?“

„Ich lasse nicht nutzlos morden,“ gab Mors zurück und verließ unmittelbar darauf das Zimmer.“

Mors zeigt sich mehr als human; da ihm ein Großteil seiner Leute getötet wurde, und die Gestrandeten alle eine Ingenieursausbildung haben, dürfen sie den Flug im „Meteor“ mitmachen. Die Folge: Die zwei Iren, die von Anfang an am dubiosesten wirkten, bringen den „Meteor“ in ihren Besitz und landen damit am Toten Punkt zwischen Terra und Luna; sie setzen die „Sonnenenergiemaschine“ in Gang

SPOILER

und werden von den Energieflüssen erfasst und getötet. Mors nutzt die Kräfte derselben Maschine, um den „Meteor“ freizubekommen.

Der Roman ist das exakte Duplikat von Heft 32. Nur mit zwei Meuterern statt einem. Allerdings weiß Kapitän Mors nun auf einmal nichts mehr davon, dass er vor ein paar Heften die Wartungsklappe des „Meteor“ benutzt hat, um von draußen in den Maschinenraum zu kommen, und Ingenieur Terror weiß nichts mehr davon, dass das Raumschiff schon einmal an den Toten Punkt geraten ist, und nicht zum Untergang verurteilt war.

„Aber wir befinden uns im Weltenraum. Da kann ich nicht in den Maschinenraum vordringen. Das ist unmöglich, denn dadurch würde ich den Raum luftleer machen.“

Als Ersatzlösung verfällt er darauf, die Tür des Maschinenraums aufzusprengen.

„Die Tür ist nicht zu sprengen.“ (LP 32)

In Heft 40 sprengt Mors die Tür.

Ansonsten ist das Heft durchaus genauso packend geschrieben wie sein Vorgänger.

Heft 42 – Im Todeskrater des Neuen Planeten

Der „Meteor“ fliegt in Richtung Mond, aber als Van Halen Bahnstörungen anmisst, findet er ein Zwischenziel: einen belebten Kleinplaneten, der „zeitweise“ zwischen Erde und Mond durchfliegt.

Der „Meteor“ überfliegt einen Riesenvulkan dort, unterschätzt einen Vulkanausbruch, ein hochgeschleudertes Gesteinstrümm zerschlägt die Steuerstangen des Riesens magneten, der „Meteor“ schmiert ab und strandet auf einem Kraterrand. Die Mannschaft muss eilends den Schaden reparieren, da Van Halens Messungen ergeben, dass auch dieser Vulkan bald ausbrechen wird. Nebenbei werden Farnwälder besucht, und Mors und Lindo leisten sich einen Messerkampf mit absurden Sauriern (bezeichnet als der Theropode „Laelaps“ = Dryptosaurus, aber sie sehen aus wie landlebende Plesiosaurier – oder vielmehr so, als hätte der Autor ein Paläontologiebuch, einen Aal und alle seine Alpträume in einen Mixer getan).

Die interessanten Zeilen über die Inder, die die Raumfahrt nicht vertragen, sind im Serienzusammenhang etwas rätselhaft. In Heft 34 wurde lediglich spekuliert, dass die Todesfälle an Bord an einer besonderen Empfindlichkeit der Inder lägen – aber dann waren es Giftanschläge. Meine Annahme, da sei was in Heft 36 gewesen, wurde durch die nachgeholte Lektüre desselben widerlegt. Nix. Die Zeilen hier klingen so, als wäre da noch ein Manuskript gewesen, das die Thematik weiter behandelt hatte, das aber nie gedruckt wurde. (Marianne Sydow vermutet ähnliches an anderen Stellen der Serie.) In den Folgeromanen heißt es kurzerhand,

die Gurkhas aus dem Hochgebirge seien völlig robust.

Heft 44 – Im Bannkreis der Vernichtung

Kapitän Mors macht einen neuen Anlauf, nun einmal den Mond zu erkunden. Dabei kommen ihm wieder Loyalitätsprobleme in der Mannschaft in die Quere. Aus der Mannschaft des gestrandeten Unterseeboots von Heft 40 galten die braven Normannen, im Gegensatz zu den Iren, als strikt loyal. Aber so was kann sich abnutzen. Der Autor investiert diesmal einige Aufmerksamkeit darin, ein psychologisch überzeugendes Bild aufzubauen.

Die Mannen des Luftpiraten haben auf seiner einsamen Insel im Südmeer ja alles, was man nur zu einem guten Leben braucht. Wenn man ein Leben in puritanischer Manneszucht befriedigend findet. Leute, die sich aus Not oder Überzeugung willentlich dem Luftpiraten angeschlossen haben, und gerade Leute aus stillen indischen Provinzen, sind dafür gerade recht. Männer, die aus Seenot gerettet wurden, und nun hören, dass sie die Insel nie wieder verlassen dürfen, es sei denn als Mannschaft von Mors Gefährten, sind da schwieriger. Für so einen gestandenen Seemann ist es das Wichtigste im Leben, alle paar Wochen oder Monate in den Häfen der Welt einen draufmachen zu können. Alles andere ist kein Leben, egal was man gesagt hat, als man frisch vor dem Ertrinken gerettet wurde. Nun gibt das allein noch keinen Grund für Meuterei. Aber dann finden Norbert und Breton eine Felsentür offen stehen, und werfen einen Blick auf die Berge von Kisten voller Gold in Mors Schatzhöhle. Das kann auch Brave erschüttern. Und als die Fahrt zum Mond geht, und die beiden in weitere technische Geheimnisse des „Meteor“ eingeweiht werden, kapierten sie erstmals, dass die kinderkopfgroßen Steine, die als Widerlager dienen, riesige Diamanten sind. (Ungeschliffene Diamanten sehen halt nach nichts aus.) Und sie erfahren, dass der „Meteor“ reichlich Reservesteine geladen hat... Unterdessen stößt der „Meteor“ zielstrebig zum Mond vor, der Tote Punkt wird energisch und gewaltsam überwunden, und als man dem Erdtrabanten nahe kommt – stellt man plötzlich eine unerklärte Kursabweichung fest. Der „Meteor“ wird von den Gebirgen des lunaren Südpols angezogen, und diese Anziehungskraft wird binnen kurzem so stark, dass das Weltenfahrzeug unaufhaltsam auf diese Gebirge zurast. Jedoch: Anstatt tödlich an den Bergen zu zerschellen, endet die Irrfahrt damit, dass der „Meteor“ in eine Kreisbahn um den höchsten der Bergriesen gezwungen wird. Offenbar halten sich hier eine Anziehungs- und eine Abstoßungskraft die Waage. Und als man diesen Bergriesen von Nahem betrachten kann, beobachtet man, dass große Teile seiner Bergflanken aus gediegenem Silber bestehen. Weitere Beobachtungen entdecken immense Goldadern dazwischen. Dieser Berg bildet ein unvorstellbares Vermögen.

Als die zwei Normannen Norbert und Breton das sehen, ist mit ihnen alles aus. Ihre schon längst bis an die äußerste Grenze gereizte Gier lässt sie nun völlig durchdrehen. Denn Mors rühren diese immensen Schätze überhaupt nicht. Er bereitet sich nur darauf vor, mittels der Sonnenenergie-Maschine den „Meteor“ aus dieser Anziehungsfalle herauszukatapultieren, zu den äquatorialen Maren des Mondes, wo diese Kraft sich nicht mehr auswirken dürfte. Das bedeutet Meuterei. Die beiden Normannen machen sich über die Steuerung des „Meteor“ her, in der Erwartung, dass die übrige Mannschaft, sobald die Dinge einmal in Bewegung kommen, sich völlig auf ihre Seite stellen werde. Aber da sie diese Anlagen nicht beherrschen, lassen sie den „Meteor“ kippen, und er schmiert auf die Bergflanke ab. Als Mors damit kämpft, die verzogene und blockierte Tür des Lenkraums zu öffnen, hört er auf der anderen Seite Anzeichen einer Katastrophe. Die Seite des „Meteor“ wurde eingedrückt, und obwohl die Außenhülle noch die Atemluft hält, sind die Leitungen flüssiger Luft zertrümmert und diese hat mehrere Räume des

„Meteor“ geflutet und die Insassen tiefgefroren. Mors hat zum Glück mittlerweile reichlich Heizeinrichtungen, darunter einen elektrischen Hitzestrahler zum Handeinsatz, und er kämpft sich durch und befreit die Opfer aus dem Eis. (Alle, die zehn Minuten lang in Eis aus Flüssigluft eingehüllt waren, können wiederbelebt werden.) Einer der beiden in ihrer Wahngier gefangenen Normannen stürzt aus einem zertrümmerten Fenster auf Nimmerwiedersehen in die Bergklüfte. Fatalerweise haben die zwei vor dem Absturz den einzigen zugerichteten Reservediamanten gestohlen, und eines der Widerlager wurde beim Absturz zerstört. Ohne den Ersatzdiamanten ist der „Meteor“ verloren. Befand er sich in den Taschen des Normannen, der in die Mondklüfte gestürzt ist? Versäumt nicht, dieses Heft von der „Villa Galactica“ zu bestellen, um es herauszufinden!

Dieser Roman ist eine Zuspitzung aller bemerkenswertesten Merkmale der Weltraumromane: Die Sinnlichkeit und Bildhaftigkeit der Schilderung ist so ausgeprägt wie nie. Die Einzelheiten der physikalischen Fakten sind so absurd und die Glaubwürdigkeit wird so achtlos missachtet wie nie. Und die Dramatik des Geschehens, gerade auch durch die absurd falsche Physik, ist so packend wie selten.

Die extreme Anziehungskraft der lunaren Südpolberge, die den „Meteor“ unaufhaltsam einfängt und scheinbar in die Katastrophe führt, und die keine Schwerkraft ist, sondern ein unbekannter Magneteffekt, ist eine fast exakte Wiederholung des Motivs in Heft 38, wo diese Anziehung von der Venus ausgeht. Und in Heft 46 und Heft 56 wiederholt sich dies mit anderen Himmelskörpern. Man könnte hier geradezu ein neues Naturgesetz der Luftpirat-Welt postulieren, das man nach dem Luftpirat-Weltraumautor benennen könnte, wenn man denn nur seinen Namen wüsste...

Wie bei anderen mehrfach wiederholten Handlungsmotiven wird die Geschichte von Version zu Version besser und detaillierter auserzählt. Zumindest besser als beim flüchtigen und wenig verständlichen ersten Mal.

Heft 46 – Die Geheimnisse des Meteoriten

Und noch einmal macht Mors sich zum Mond auf, und noch einmal tut sich ein Hindernis auf: Diesmal wird im Lauf des Mondfluges wieder ein Kleinplanet beobachtet, und Mors sieht keinen Grund, nicht wenigstens in eine Umlaufbahn zu gehen, um ihn näher zu untersuchen. Das erweist sich aber als eine Falle der Natur, denn der „Meteor“ wird wieder einmal von einer unwiderstehlichen Anziehungskraft gepackt und auf den Kleinplaneten hinabgezogen. Jeder Startversuch ist aussichtslos. Der „Meteor“ liegt unwiderruflich fest. Diesmal ist es keine Dschungelwelt: Dieser Kleinplanet hat mehr zu bieten als Blödosaurier.

Der Planetoid wirkt wüstenhaft, und obwohl er eine Atmosphäre hat, ist sie nicht atembar. Es zeigt sich, dass größere Stellen des Kleinplaneten von ausgedehnten funkelnden Kristallwäldern bedeckt sind. Dazwischen erstrecken sich Ebenen mit einem aschenartigen Wüstenboden. Der „Meteor“ geht auf einer solchen Ebene nieder, und man entdeckt, dass er sich unbedingt von den Kristallformationen fernhalten muss, von denen ein unheilvoller Einfluss ausgeht.

Mors, van Halen und zwei Inder unternehmen mit Lufthelmen einen Erkundungsgang. Die scharfkantigen Kristallformationen scheinen zunächst völlig undurchdringliche blockhafte Massen zu bilden, aber schließlich entdeckt man doch eine gangbare Schneise, die in die Tiefen der Kristalllandschaft hineinführt. Dort tief im Innern macht Mors mysteriöse Beobachtungen der magnetischen

Eigenschaften der Kristalle. Aber sie sind dort nicht sicher: Unvermittelt fallen riesige spinnenartige Wesen über sie her. Ein wilder Kampf entbrennt, indem Mors mit seiner großen Axt die Spinnenglieder zu Dutzenden abhackt, bis sich die drei Überlebenden aus deren Reichweite zurückziehen können. Man erkennt jetzt, dass die Kristallwälder doch reichlich Klüfte und Höhlen enthalten – voll von Riesenspinnen.

Der Autor hat genügend Überblick, um die Frage zu stellen, wovon diese Raubtiere sich normalerweise ernähren – es muss hier noch viel mehr unbekanntes Fauna geben.

Und auf der Flucht aus dem Kristallwald hinaus wälzen sich prompt riesige Kreaturen aus dem „Wald“ heraus, die wie irgendwas zwischen Riesenschlange und Saurier wirken, und blockieren den Fluchtweg. Die drei Entdecker sind zwischen Monstern gefangen.

SPOILER

Da macht Mors, geführt von seinen chemischen Kenntnissen, eine Entdeckung: durch die Kristallformationen ziehen sich einige extrem ausgedehnte liegende Kristallsäulen. Und Mors denkt daran, dass die größten Kristalle manchmal hohl sind. So bearbeitet er eine der Säulen mit seiner Axt, hackt ihr Wand in Stücke – und das Innere der Säule erweist sich tatsächlich als ein hohler Tunnel, durch den die Flüchtenden kriechen können. Er führt sie sicher an den Monstern vorbei, bis an dessen Ende Mors sich einen Weg ins Freie hackt.

Der Erkundungsgang hat entscheidende Erkenntnisse ergeben. Der Kleinplanet wird von zwei gegenläufigen Prinzipien der Natur beherrscht: Die Kristalle üben die extreme Anziehungskraft aus, die den „Meteor“ gefangen hält. Die Aschenebenen haben eine Art Isolierwirkung; die Asche vulkanischen Ursprungs ist sozusagen antimagnetisch. Ein unerklärtes Gespür führt Mors dazu, mit seinen Indern einen Stollen tief in die Aschenebene hinein abzuteufen, wo der Boden von einer seltsamen klebrigen Flüssigkeit durchtränkt ist. Mithilfe dieser Flüssigkeit ist es möglich, den ganzen „Meteor“ mit einer Schlammkruste einzuhüllen, die ihn von der Magnetwirkung der Kristalle abschirmt. So kann der „Meteor“ ungehindert starten und sich von dieser Falle der Natur freifliegen.

Abgesehen davon, dass die Anziehungsfalle nun zum dritten Mal in kurzer Zeit verwendet wird, nehmen sich die Einzelheiten vielfach besonders dämlich konstruiert aus. Wenn Mors die Schleusentür unverschlammt gelassen hätte – was sollte diese eine kleine Lücke im Schlammpanzer schon ausmachen? Aber irgendwie muss man ihn ja sein Leben aufs Spiel setzen lassen.

Der Fluchtweg durch das Innere eines Kristalls zeigt immerhin die (pseudo-)wissenschaftliche Fantasie dieses Autors von ihrer besten Seite.

In der Folge bricht im Verlag des Luftpiraten das Chaos aus. Heft 54 hätte eindeutig vor Heft 49 erscheinen müssen. Die relative Reihenfolge und der Zeitabstand von Heft 49 und 52 bleibt völlig im Dunkel.

Heft 54 – Ein Verzweiflungskampf im Weltenraum

Dieser Roman hätte vor Heft 49 und 52 erscheinen müssen (und hier erscheint er auch so). Kapitän Mors entschließt sich endlich, einen Flug zum Mars zu machen. Man hat einen Zeitpunkt gewählt, an dem die Venus recht nahe seitab steht. Die ganze Zeit über wird streng nach fremden Weltenfahrzeugen Ausschau gehalten – und da sind sie auch schon: eine ganze Flotte, aber nicht auf Kurs zum „Meteor“. Was die Besatzung sieht, ist ein Kampf im Weltall: venusische und – vermutlich –

marsianische Raumschiffe liefern sich eine Raumschlacht mit unbekanntem Energiewaffen! Man kann sehen wie von erst acht Schiffen zwei in einem Aufblitzen verschwinden, ehe beide Parteien voneinander flüchten. Niemand hat sich um den „Meteor“ gekümmert, aber Mors zieht daraus kein Vertrauen: Er läßt das Weltenfahrzeug lange vor dem Mars im Weltall kreuzen, da er voll damit rechnet, dass die Marsianer ihn bemerkt haben. Und schon kommt ein Raumschiff, um ein Mehrfaches größer als der „Meteor“, auf einem Suchflug heran. Mors läßt völlig passiv die Annäherung der Fremden zu. Er hat vor dem Flug massiv die Panzerung des „Meteor“ verbessert, und sieht sich imstande, den kommenden Dingen zu harren. Als das Mars-Raumschiff nahe heran ist, und den Fremden inspiziert, läßt Mors Flaggensignale setzen. Natürlich verstehen die Marsianer die nicht, aber man darf ja hoffen, dass dies ihre Neugier weckt, und die Bereitschaft zu friedlichem Austausch weckt. Was die Marsianer austauschen, sind vernichtende elektrische Entladungen. Mors hält das zunächst einfach aus, da er sich unwillig zeigt, den Kontakt mit Außerirdischen mit einem ernsthaften Kampf zu beginnen.

„Eure geheimnisvolle Maschine, das ist doch sicher ein Verteidigungsmittel?“ rief Star.

„Aber nur für den Notfall,“ erwiderte Mors. Diese Maschine möchte ich nur im Falle der äußersten Gefahr anwenden. Mir liegt nichts daran, die Bewohner dieser fremden Welt zu Feinden zu haben, denn das würde meinen abenteuerlichen Fahrten jeden Zweck rauben. Ich bin doch nicht dazu da, um hier im Weltenraum herumzuirren und Krieg gegen unbekannt, intelligente Wesen zu führen. Im Gegenteil, ich suche nach einer Verständigung. Wenn die da drüben merken, dass ich ihre feindliche Begrüßung unbeantwortet lasse, so versuchen sie es vielleicht in anderer, freundlicher Weise.“

SPOILER

Nix ist mit freundlicher Weise. Als die Marsianer schließlich zu größerem Kaliber greifen, eine gewaltige Bresche in den „Meteor“ schießen und einen von Mors Männern zerfetzen, schlägt er doch zurück, und seine eigene Version einer elektrischen Entladungs-Kanone wirkt so durchgreifend, dass das Marsschiff schwer angeschlagen abzieht. Notgedrungen muss Mors mit seinem zerschossenen Schiff dasselbe tun.

Der Held macht entschiedene Friedensbekenntnisse – aber die Gegenseite ist aggressiv und macht Kriegshandlungen unausweichlich. Mag Karl-Herbert Scheer in Kindertagen vielleicht den „Luftpiraten“ gelesen haben? Für dessen Erscheinungsdatum war er dreißig Jahre zu jung, aber jemand kann ja eine Sammlung Hefte aufbewahrt haben.

Nach Heft 42 hört man hier kein Wort mehr über die Empfindlichkeit der Inder gegenüber den Verhältnissen im Weltall. Ein anderer Autor? Nicht laut Sprachtest. Hat er von der Thematik einfach genug? Es sind diesmal Gurkhas, und die „Berg-Inder“ sollten ja ohnehin robuster sein.

Heft 49 – Die Reise nach dem Feuerplaneten

Der Feuerplanet ist die Venus. Und der Roman ist ein Wunder: Die Romanhandlung baut systematisch auf Errungenschaften aus früheren Romanen auf. Und noch ein Wunder: Die Ingenieurstochter Anita Long präsentiert sich als fähige Wissenschaftlerin, die nicht nur dem Professor seine Fernröhre halten und für die Mannschaft kochen kann, sondern eigene Untersuchungen ausführt und Ergebnisse vorlegt! Die Forschungsdaten ließen das nicht erhoffen, denn nach der zweiten Annäherung an die Venus (auf dem Flug zum Mars, Heft 54) gab es das schwere Gefecht mit dem Marsianer-Schiff, und nach dem schweren Treffer auf

dem „Meteor“ gab der Kapitän die Fotoplatten der vorherigen Beobachtungen verloren. Aber einige hatten das Desaster überstanden, und Anita Long erklärt nach deren ausgiebiger Analyse, dass laut ihren Untersuchungen die Venus erhebliche Phasen hat, in denen ihre Bevölkerung spurlos verschwunden ist – wohin, lässt sich nicht sagen. Und gerade aktuell ist so eine Phase. Da das Lenkbare Luftschiff gerade ausgedehnte Reparaturen unterläuft, lässt Mors sich das nicht zweimal sagen. Der „Meteor“ fliegt zum zweiten Mal zur Venus. Und, tja, *hüstel* die verheerende Anziehungskraft, die beinahe dem „Meteor“ zum Verhängnis geworden war, ist kein Thema mehr. Es heißt kurzerhand, der „Meteor“ könne nun schnell genug fliegen, um die „gefährliche Zone“ folgenlos zu durchqueren. Dieser Autor kann viele tolle Dinge, aber wo es darum geht, eine Romanhandlung überhaupt erst einzuleiten, ist ihm alles egal.

Beim Anflug auf die Venus hängen alle Augen an den Kometensucher-Fernrohren (denen mit weitem Winkel zur Flächensuche), aber zur allgemeinen Verwunderung gibt es keine Spur von den fischförmigen Weltenschiffen der Venus. Niemand bewacht diese Welt. Mors & Co bestaunen die immense Wolkendecke des Planeten, und finden schließlich äquatornah wolkenarme Gebiete, die große Meere enthüllen – die aktuell völlig still sind, obwohl die Küstenformen enorme Gewalten sturmgepeitschter Fluten offenbaren. Landeinwärts liegen zunächst weite monotone Wüstengebiete – die schließlich, wo das Land zu immensen Gebirgen anzusteigen beginnt, von Wäldern ungeheuer riesiger Bäume abgelöst werden. Abgesehen von den Bäumen ist das Land völlig leblos.

Der „Meteor“ landet nicht allzu weit vom Waldrand, und man beschließt, die gerade hereinbrechende Nacht abzuwarten, ehe es zu größeren Erkundungen kommt. Aber bald drauf gibt es interne Probleme. Einer der neueren Rekruten unter den Gurkhas hat sich in Anita Long verguckt, macht ihr einen Antrag, und nimmt die Zurückweisung nicht gut auf. Geraume Zeit später fällt jemandem auf, dass Anita, die sich wie viele andere außerhalb des Schiffs umgesehen hatte, verschwunden ist. Und – auf einen Appell hin – auch der Gurkha Pun-Sing. Mors und der Professor machen sich sofort auf die Suche, und der Gurkha hat zum Glück übersehen, dass er Fußspuren hinterließ die in die Wüste führen.

SPOILER

Als die Verfolger die Gesuchten bei einer Felsengruppe aufspüren, geraten sie in ganz andere Schwulitäten. Sie werden von einem ausgedehnten Vulkanausbruch überrascht. Die ganze Ebene platzt allenthalben auf und speit Lava. Nun zeichnet es sich ab, was mit der Venus los ist – in vermutlich beständigen Intervallen kommt es zu so immensen Vulkanausbrüchen, dass die Bevölkerung und anscheinend auch die Fauna sich in noch unbekannte Refugien zurückzieht, und das Katastrophengebiet sich selbst überlässt. Nur Mors & Co. spazieren in den Vulkanebenen umher und retten entführte Frauen. Die genannte Felsengruppe bietet ihnen gerade noch genug Zuflucht, um auf deren Gipfel mitten in einem Lavameer auszuhalten, bis der „Meteor“ sie dort herunterpflückt.

Einmal wieder hoch im Himmel, ist die Ruhezeit für die Expedition zu Ende: Die Venusier haben nun doch ihre Existenz bemerkt, und die Weltenfahrzeuge der Venus tauchen auf, auf Konfrontationskurs. Der „Meteor“ gibt Fersengeld. Sechs Gegner sind zuviel für einen Kampf. Die Chance, eine unbewachte Venus zu erkunden, ist vorüber.

Der Autor beweist hier neben manch anderem, dass er sich mit intelligenten Überlegungen über geologische Vorgänge und theoretische Geographie zu befassen weiß. Ebenso wie er in Heft 46 aus obskuren Fakten der Kristallkunde eine glänzende Handlungsidee herausgeholt hat. Selbst wenn er das wo gelesen

hat – andere SF-Schreiber an seiner Stelle hätten derlei Lektüre überhaupt nicht gedanklich zu verarbeiten gewusst.

Ansonsten ist dies das fünfte Mal, dass ein Inder oder Perser durchdreht und lebensgefährlichen Ärger macht. Die Geschichte von Rama aus Heft 34 wird teils fast wörtlich wiederholt. Und die Tendenz des Autors, den Indern und Persern dämliche Namen zu geben, setzt sich ungebrochen fort (Ausnahme: Firdus – Kunststück, das ist der persische Nationaldichter).

Heft 52 – Im Kampf mit den Bewohnern des Kriegs-Planeten

Kapitän Mors macht einen neuen Anlauf, den Mars zu erforschen – obwohl die Marsianer sich bereits feindlich gezeigt haben. Er fliegt zuerst den Nordpol des Mars an, zur Zeit wo dort Winter herrscht. Die Kalkulation, dass er dort unbemerkt bleibt, geht auf. Bis in erhebliche Breiten wirkt der Mars trotz seiner Kanäle wie ausgestorben, da die Bevölkerung entweder in ihren unterirdischen Bauten lebt oder im Winterhalbjahr diese Hemisphäre gar nicht bewohnt. Von marsianischen Raumfahrzeugen keine Spur. Schließlich werden vom „Meteor“ aus scheibenförmige Unterseeboote gesichtet. Diese schwärmen sofort unter dem „Meteor“ und beginnen ihn prompt mit Blitzwaffen zu beschießen. Ein nochmaliger Versuch, mittels Flaggensignalen Friedfertigkeit zu signalisieren, führt zu allem, aber nicht zu Frieden. Der halbe Mars schießt aus Blitzkanonen, Energiemörsern und Flakscheinwerfern blindlings um sich. Ich glaube, es war auch eine Pokemonschleuder dabei. Man weicht in die Wüstengebiete abseits der Kanäle aus (Landverkehr wird auf dem Mars nicht beobachtet) und Mors beschließt, es nahe des Äquators nochmal zu versuchen. Auf dem Weg dorthin entdeckt man riesige Pyramidenanlagen, die offenbar Sender für den Kontakt mit den Weltenfahrzeugen sind – in vollem Betrieb. Offenbar ist die Marsflotte gerade komplett auf Missionen unterwegs. Mors stellt fest: Solange sie senden, ist eine Rückkehr der Flotte nicht zu befürchten. Aber die Kontaktversuche führen auch weiter zu nichts außer wilden Abwehrmaßnahmen. Als die Türme aufhören zu senden, gibt Mors auf. Aber er zieht sich nur zum Nordpol zurück – da die alarmierten Mars-Schiffe wohl den Weltraum durchsuchen werden. Indessen hat Mors Pech: Über der Eiskappe des Nordpols funktioniert der Antigrav-Magnet nicht so wie gewünscht, und prompt wird der „Meteor“ von einem Suchschiff entdeckt. Zum Glück ruft das keine Hilfe herbei, sondern greift alleine an, und da der „Meteor“ eine neue Isolierschicht bekommen hat, kann Mors die Feindaktionen ruhig abwarten. Der „Meteor“ wird geentert. Die Marsianer haben irgendein Mittel, um die Riegel der Schleusentüren zu lösen, es liest sich wie Telekinese. So brechen sie den „Meteor“ auf, und greifen sofort mit Blitzgranaten an.

SPOILER

Aber Mors hat ein Sortiment von mörderischen Abwehrgeschützen, und das Enterkommando wird dramatisch in die Flucht geschlagen. Man schafft es nicht einmal, einen der Marsianer von nahem zu sehen, da der Schleusenraum qualmerfüllt ist. Sie schaffen ihre Verwundeten und Toten davon, und es bleiben nur einige Blutflecken zurück. Während das Marsschiff davonhinkt, schafft der „Meteor“ den Sprung in den Raum, und Mors wählt einen Riesenumweg abseits der direkten Linie zur Erde, um unentdeckt zu bleiben. Van Halen kann ihn im letzten Moment davon abhalten, dem Jupiter nahe zu kommen, dessen gewaltige Anziehungskraft tödlich wäre.

Heft 56 – Die Weltenfahrer auf dem Riesenplaneten

Nachdem in Heft 52 panisch davor gewarnt wurde, Jupiter anzufliiegen, macht Mors nun einen Forschungsflug zum Saturn. Aber der „Meteor“ kommt nie dort an. Auf dem Weg dorthin folgen dem Weltenfahrzeug eine Formation rot leuchtender Objekte. Nach einigen Ausweichmanövern steht fest, dass es Raumschiffe sein müssen – und sie sind bis zu 50mal größer als der „Meteor“. Es sind eindeutig weder Venusier noch Marsianer. Mors gibt Fersengeld und hängt sie ab; aber dabei gerät der „Meteor“ in die Anziehungszone des Jupiter und kann ihm nicht mehr entkommen. Es gelingt eine Notlandung; der Jupiter hat eine erdähnliche Oberfläche, befindet sich aber „noch im Devonzeitalter“. Der „Meteor“ ist sogar beweglich, und Mors und Van Halen schließen, dass die Superanziehungskraft auf elektrischen Strömen beruht, die sich über Sandflächen weniger bemerkbar machen.

Zwischenspiel: Als der „Meteor“ landet, stellen seine indischen Matrosen fest, dass der Jupiter exakt dem „Paradies Brahmas“ entspricht. Insbesondere die zahlreichen Geysire scheinen das zu beweisen. Die Brahmanen beschließen, dass sie hier ins Paradies Brahmas eintreten können, aber wie die alten Heiligen Bücher besagen, ist es notwendig, dafür eine Frau zu opfern. Sie entführen Nelly, die neue Begleiterin Mors', und schleppen sie zwischen die Geysire, um sie dort zu opfern, SPOILER

aber Mors hat ihren einen Schrei gehört und kommt gerade noch rechtzeitig. Die drei Rädelsführer sterben im kochenden Wasser der gerade ausbrechenden Geysire.

(Und wer jetzt sagt, ich habe das Wort „Brahmanen“ falsch verwendet, dem erwidere ich: das ist exakt werkgetreu. Was der Autor über Brahmanismus zusammenschwadroniert ist völliger Irrsinn. Aber es ist wie bei der Physik: Der Autor muss sich echte Götterbilder des Hinduismus genau angesehen haben, um daraus seine eigenen Phantasieprodukte konstruieren zu können.)

Bei Versuch, mit dem „Meteor“ vom Jupiter freizukommen, hat die Wolkendecke des Planeten so weit rotiert, dass der Große Rote Fleck das Landegebiet des „Meteor“ erfasst. Der Rote Fleck entwickelt ungeheure elektrische Ströme, und deren Störungen erlauben es dem „Meteor“, sich wieder aus dem Jupitersystem zu lösen.

Dies ist ein Idealbeispiel für die Mors-Weltraumabenteuer: die physikalischen Vorgänge sind absurd inkorrekt geschildert, aber zugleich wird eine äußerst wirksame Handlung aus physikalischen Vorgängen aufgebaut – auch wenn es Fantasiephysik ist.

Heft 58 – Eine Rebellion in der Sternenwelt

An den Klippen von Kapitän Mors' geheimnisvoller Insel strandet und zerschellt ein größerer Dampfer. In einer großen Rettungsaktion können zwei Ingenieure, ein chinesischer Passagier und zwölf chinesische Kulis gerettet werden, denen am nächsten Morgen eröffnet wird, dass sie, wie in solchen Fällen üblich, die Insel nie wieder verlassen dürfen.

Die zwei irischen Ingenieure sind hochkarätige Spezialisten, die einen neuen Turbinenantrieb betreut haben. Einige Tage später spricht Mors mit van Halen darüber, dass er neue Weltraumfahrten plant, aber bei den immer höheren Geschwindigkeiten des „Meteor“ die Reibungshitze beim Flug durch Gaswolken fürchtet. Die Ingenieure hören dies zufällig mit, und informieren ihn, dass erst unlängst eine neuartige Kühltechnik erfunden wurde, die exakt Mors Probleme lösen könnte. Bald kann diese Technik tatsächlich im „Meteor“ eingerichtet werden, und Mors lässt sich dadurch überzeugen, die Ingenieure in seinen engeren Vertrautenkreis aufzunehmen. Außerdem scheinen die anspruchslosen,

gehorsamen und dankbaren Kulis eine gute Hilfsbesatzung abzugeben. So nimmt Mors beide auf seine nächste Weltraumfahrt mit. Wenn das an etwas erinnert, der hat recht: Das ist praktisch exakt der Plot von Heft 40. Mit kleinen Varianten. Der chinesische Passagier Liu, ein hochgebildeter Adelige aus Szechuan, derselben Provinz wie die Kulis, fliegt auch mit. Kunststück; er ist sprachenhalber der Einzige, der sich mit den Kulis verständigen kann. Leider hat Mors eine Neigung dazu, Entscheidungen zu treffen, denen „Desaster“ auf die Stirn geschrieben steht. Auch wenn nicht alle Iren verräterisch sind – und da hier ein tückischer Chinese dabei ist, darf der eine Ire sich diesmal auch als anständiger Kerl erweisen.

Der Grund, warum Mors eine verbesserte Kühlung will: Er macht den ersten Flug über die Grenzen des Sonnensystems hinaus in die Fixsternwelt. Die Fahrt geht auf das Ziel eines Sterns im Sternbild Schwan,

Natürlich hat noch niemand die Lichtgrenze erfunden, und so besteht der interstellare Flug darin, per direkter Beschleunigung extrem schnell zu fliegen. Ich hab's nicht ausgerechnet, aber der „Meteor“ fliegt klar mit Überlichtgeschwindigkeit. Das Ziel ist vermutlich der Bessel-Stern 61 Cygni, 11.4 Lichtjahre entfernt. Bei anscheinend vier Wochen Flugzeit macht das 5 Lichtmonate pro Tag bzw. 2.5 Lichtminuten pro Sekunde. Stattlich.

Aber immer noch langsam genug, um irische Ingenieure in die Langeweile zu treiben und auf dumme Gedanken zu bringen. Bzw. spielt der tückische Liu die Schlange im Paradies. Er trimmt die Kulis auf treue Ergebenheit, und setzt dem einen, energisch-skrupellosen aber kurzsichtigen Iren Bob den Floh ins Ohr, wenn Liu mit dem Weltenschiff die Herrschaft über sein heimatliches Szechuan erobern könne, dann bekämen die beiden Iren je ein Königreich in Südchina. Bob macht hemmungslos gemeinsame Sache mit ihm.

Indessen erreicht der „Meteor“ das System von 61 Cygni, und wie von Mors vermutet, ist es von ausgedehnten „Luftinseln“ durchzogen, jenen Ballungen atembare Luft, die nicht an Planeten gebunden sind, wie wir aus Heft 54 wissen. Die neuen Kühleinrichtungen des „Meteor“ bewähren sich bestens, und eine Planetenscheibe steht nicht weit voraus.

Doch in der letzten Schlafperiode vor der Ankunft schleichen sich Bob und Liu in die Kabine des Kapitäns, und ermorden Mors im Schlaf! Die entfesselte Horde der Chinamänner erreicht aber nicht viel mehr – Sowohl die Inder als auch der Professor verbarrikadieren sich in ihren Räumen, und die Kulis dringen auf die Schotttüren ein, unter wüsten Drohungen, dass man die Türen öffnen solle, andernfalls werden alle Inder niedergemacht! Die Nachricht vom Tod des Kapitäns macht die Inder schon schwankend, ob man sich nicht ergeben solle.

SPOILER

Professor van Halen hat in seinem Beobachtungsraum eine Notklappe ins Untergeschoss, und er geht, sich selbst vom Schicksal des Kapitäns zu überzeugen. Unten stößt er auf den anderen Iren, Fed, am Rand eines Nervenzusammenbruchs, der sich willig dem Professor unterstellt. In der Schlafkabine des Kapitäns – finden sie Mors lebend vor! Der Hammerschlag auf den Schädel und der Messerstich hatten nicht richtig gesessen, und die zwei Schurken sind drittklassige Mörder, die sich nach dem ersten Zuschlagen von der Stätte ihrer ruchlosen Tat davonmachten. Doch während der halbtote Kapitän verarztet wird, kommen Liu und zwei Kulis hinzu, die sofort auf die Männer in der Kabine eindringen, um das Geschäft zu vollenden. Mors aber hat immer noch seinen linken Arm, und Van Halen hat ihm die elektrische Pistole gebracht. Die zwei Kulis werden von den Kugeln völlig zerfetzt. Liu holt weitere Helfershelfer heran, aber Mors kann allein durch sein furchterregendes Auftreten die wankelmütigen Kulis in Angst und Bann schlagen. Liu und Bob stehen allein. Als Mors die Tür ihres letzten Zufluchtsraums

sprengt, zerschlagen sie in ihrer Panik ein Fenster, und stürzen sich aus dem Weltenfahrzeug hinaus – mitten in die gigantische Luftinsel, die der „Meteor“ gerade durchfliegt. Einige hundert Meter treiben sie unversehrt dahin, in warmer, atembare Luft, ehe sie von der Anziehungskraft des „Meteor“ gefesselt und quasi zu seinen Satelliten werden. Da verändern sich die Geräusche der Fahrt des „Meteors“. Mors lässt eiligst die Fensterklappen schließen. Das Weltenfahrzeug erreicht die Grenze der Luftinsel! Unaufhaltsam werden die beiden Meuterer im Schwerkraftbann des „Meteor“ aus der Luftinsel hinaus ins luftleere All gerissen. Angesichts der schwersten Verletzungen des Kapitäns muss natürlich sofort der Rückweg eingeschlagen werden. Es bleibt beim Fernblick auf die Planeten des Cygnus.

Dies ist einer der Fälle, wo ein Motiv wiederholt wird – aber detaillierter, und eine detailliertere Behandlung muss bei einem halbwegs fähigen Autor immer besser geraten.

Unter anderem weckt der Autor wieder einmal das Gefühl, ganz bewusst mehr zu implizieren, als ausdrücklich gesagt wird. Man kann sich sehr klar denken: Der Ire Bob (und zeitweise Fred) lässt sich mit der Aussicht auf ein chinesisches Königreich betören, und stellt sich nie die Frage, wie er ein Reich beherrschen soll, wo kein Mensch seine Sprache versteht – und warum Liu, der dort alles unter absoluter Kontrolle hat, die Iren länger als unbedingt nötig am Leben lassen soll.

Aber kaum trifft diese erzählerische Steigerung mal zu, findet der Autor auch einen zeittypischen Weg, die Verbesserung zu vergiften.

Denn in diesem Heft bietet sich eine der wenigen Gelegenheiten in den Weltraumabenteuern, deftig rassistisch zu werden. Dabei bietet sich ein kuriose Bild: Kapitän Mors ist erklärtermaßen und demonstrativ kein Rassist. Aber sein Autor – aber hallo! „die Gelbhäute“, „ihre natürliche Feigheit“, „hündischer Gehorsam“, „kamen winselnd und jammernd angekrochen“; aber der halbtote Mors sagt: „diese armen, unwissenden Menschen sind betört worden“.

So hat diese Epoche ihre interpretatorischen Tücken. Selbst hat der Autor keine Hemmungen, vom Leder zu ziehen – nur Mors wird die Rolle zugewiesen, edler zu sein als sein eigener Autor.

In **Heft 60** gibt es einen weiteren Flug zu Mond, um eine neue Mannschaft von Indern einzufliegen, was bei dieser offenbar auf Widerstände stößt. Heft 44 gab eine kurze Aufzählung, was es auf dem Mond alles interessantes zu entdecken gebe, bevor man von dem Kristallplanetoiden abgelenkt wurde; die Liste klang recht beeindruckend.

Heft 62 – „Das Geheimnisvolle Haus auf dem Monde.“ spielt ebenfalls auf dem Mond, wo sich offenbar Konkurrenz für Mors breitmacht.

Heft 63 – Die Schreckensreise des Weltenfahrzeuges

Der Flug zum Saturn steht immer noch aus. Da wird Mors zum Handeln gezwungen: ein französischer Ingenieur kontaktiert ihn. Unbekannte, offenbar Amerikaner, haben in verschiedenen Fabriken Bauteile herstellen lassen, die offenbar zum Bau von Weltenfahrzeugen ähnlich dem „Meteor“ dienen. Der Ingenieur Reymond konnte die Auftraggeber belauschen und erfuhr, dass sie planten, ein neuartiges Element von unbeheurer Zerstörungskraft zu beschaffen, das nur in den Ringen des Saturn vorkommt. Ihr Plan ist, mit dieser Substanz die Weltherrschaft zu erobern, und dabei die Menschheit womöglich um die Hälfte zu dezimieren. Natürlich soll als erstes der Luftpirat vernichtet werden, um die einzige Konkurrenz auszuschalten.

Mors entdeckt zu spät den Bauplatz in Nordmexiko, und rast den drei Weltenfahrzeugen der Amerikaner hinterher. Im Asteroidengürtel kann eines der drei Schiffe bei einem Planetoiden gestellt werden, da es Defekte repariert, und es wird in einem heftigen Schusswechsel vernichtet. Den anderen beiden muss man bis zum Saturn nachfliegen; da der Saturn keine feste Oberfläche hat, wird zuerst ein kleinerer Mond angefliegen. Dort stößt Mors auf den Gegner,

SPOILER

und ein Kampf mit dem ersten der beiden nahe der Mondoberfläche endet damit, dass der Gegner einen Berg rammt, und völlig aufgeschlitzt wird, so dass man sieht, wie aus seinen Trümmern am Boden die Besatzung hervorkriecht und jämmerlich erstickt (keine Sorge, es sind nur Neger). Der Schlussskampf hindert daran, dem Sterben bis zu Ende zuzusehen. Aber der letzte Gegner gibt nach ersten Beschädigungen Fersengeld – dem größten Saturn-Trabanten zu (das wäre Titan), einer gelbrotten Welt, von „Urstoff“ bedeckt, der glühend wirkt, aber nicht heiß ist; die Substanz des Mondes macht den Antigravtrieb unwirksam. Der Feind stürzt ab und versinkt im Urstoff; kurz darauf stürzt der „Meteor“ ebenfalls ab. Der „Meteor“ versinkt bereits, da kommt Mors der rettende Gedanke: der fatale Einfluss wirkt auf das Metall der Lenkstangen – wenn der Riesenmagnet nur von den isolierten Ketten gehalten wird, läuft er wieder. So kämpft sich Mors durch das letzte freie Fenster ins Freie, und hebt die Lenkstangen aus – und der „Meteor“ hebt sich aus der Glutflut.

Hier kommen keine Themen-Kopien vor, soweit ich die Serie bislang kenne, außer der rätselhaften Anziehungsfalle des Jupiter, die im „Luftpiraten“ mittlerweile als anerkanntes Naturgesetz gelten darf.

Heft 64 – Die Todesfahrt auf dem Marskanal

Der Roman ist ein Unding; es ist kaum ersichtlich, dass der Autor auch nur annähernd wusste, was er da zusammenschrieb.

Da sendet ein Deutscher Notsignale vom Mars, wo er Gefangener der Marsianer ist. Im ganzen Roman erfolgt keinerlei Erklärung, wie er dahin gekommen ist.

„Aber wie ist er dahingekommen?“ fragte Star.

„Die Antwort werde ich mir an anderer Stelle holen,“ entgegnete Mors.

Diese Stelle findet sich nicht in diesem Roman. Alles, was sich findet, ist die Zeile: „Zweifellos hatte auch Dr. Werner damals eine Maschine gebaut, mit der es ihm gelungen war, den Mars zu erreichen.“

Merke: Es ist nicht von einem Fahrzeug die Rede. Der Experte kann so die Vermutung anstellen, dass der Autor hier an Oskar Hoffmanns „Atomistikum“ gedacht hat, mit dem Dr. Richard Werner sich zum Mars gebeamt hätte. Gesagt wird das nicht. (Dass die marsianischen Kanalschiffe in diesem Roman von Hoffmann inspiriert wären, ist hingegen weniger zwingend ersichtlich.)

Der Verlauf der Rettungsaktion verrät auch nicht wirklich Sinn und Verstand, sondern läßt eher daran denken, dass der Autor sich blindlings von Seite zu Seite durchgehängt hat.

Dr. Werner hat signalisiert, sein Gefängnis befinde sich an einer bestimmten Kanalkreuzung. Sehr nützlich als Wegweiser für Erdenmenschen, da er natürlich die irdischen Kanal-Namen benutzt. Mors beschließt, von einem Versteck auf der Polkappe aus mit einem Boot über die Marskanäle zu fahren. Auf halbem Weg stellen sie fest, dass die Radioverbindung zum „Meteor“ nicht mehr funktioniert, dass das Wasser des Marskanals unerwartet ungenießbar ist (am Polarmeer war es noch gut, und so haben sie der Zuladung wegen keinen Wasservorrat mitgenommen – und das aufgewühlte Polarmeer in der beginnenden Schneeschmelze macht eine Rückfahrt undenkbar), und bei einem Unfall geht

ihnen auch noch der Proviant über Bord. Mors befiehlt: Nur vorwärts!

Nach einem ersten Kampf mit einem Patrouillenboot erreichen sie das Ziel – eine der Sender-Pyramiden des Mars, womit klar ist, wie Dr. Werner seine radiotelegrafische Botschaft senden konnte. Es gibt keine strenge Bewachung – wozu auf dem Mars? – und Dr. Werner kann von einem Balkon hinab in den Kanal springen, aber binnen kurzem wird das Boot von alarmierten Patrouillenschiffen gestellt. Zum Glück taucht der „Meteor“ auf, der eigentlich im Polareis hätte bleiben sollen, aber der sich nach Abbruch der Radioverbindung mit Mors auf die Suche nach dem Kommandoboot gemacht hatte.

So klingt das alles ganz ordentlich. Ich habe das Irritierende mal weggelassen. Bis auf die Frage, dass nie jemand Dr. Werner die Frage stellt, wie zum Teufel er auf den Mars gekommen ist. Und schließlich hat man den Mann, der lange in Gefangenschaft der Marsianer war – und niemand stellt die Frage, die jedermann brennend bewegen müsste: Wie sehen die Marsianer aus? Er beherrscht doch nun die Marssprache! Und, und...

Nun ja, an dieser Stelle wechselt der Text abrupt vom Mars nach Heidelberg. (Oder Hanau?) Ohne eine Kapitelmarke. So setzt man den Mann bei seiner armen Mutter und seinen Schwestern ab, damit Mors einen heroischen Abgang machen kann, ohne seine Visitenkarten zu hinterlassen.

Aber auf dem Rückflug vom Mars hatten sie doch unendlich Zeit, mit ihm zu reden? Nun, es ist freilich möglich, dass der Autor einen ordentlichen Atomistikum-Roman geschrieben hat, dass ihm aber gegen Ende aufgegangen ist: Wenn man das Hoffmann-Atomistikum in die Welt des Luftpiraten einführt, dann hat das unabsehbare und unbeherrschbare Folgen.

Es ist auch zu bilanzieren, dass der Autor hier wieder zu jedem erdenklichen Trick greift, um nur zu verhindern, dass man jemals einen Marsianer von Nahem sieht. Die Auflösung des großen Geheimnisses, wie die Marsianer von Angesicht zu Angesicht sind, sollte offenbar noch gründlich weiter hinausgezögert werden. Unter diesen Umständen durfte es natürlich keine Szene geben, wo man mit Dr. Werner über seine Erlebnisse redet.

Oder der Roman war einfach eine Seite zu lang.

Band 66 – Das Weltenfahrzeug zwischen den Riesenkometen

Ein Komet bedroht wieder mal die Erde. Mors fliegt hin, um nach dem Unrechten zu sehen. Es geht nur darum, herauszufinden, ob die Welt untergeht; man hätte keine Mittel dagegen.

Dort stellt Van Halen fest, dass der Komet doppelt ist – aus unbekanntem Gründen hat sich die „Flammenhülle“ von dem Gesteinskern abgelöst, und beide fliegen exakt hintereinander auf die Erde zu. Das heißt, der „Meteor“ kann auf dem Gesteinskern landen. Dies hat nur einen wirklichen Zweck: Ein Verräter hat einen Zeitbombe auf den „Meteor“ geschmuggelt, die nach den veranschlagten 14 Tagen bis zur Landung explodiert und einen Start unmöglich macht. Es kommt wieder einmal zu einem Rennen gegen die Zeit, da die Flammenhülle des Kometen nicht weiß, was sie will, und im Begriff ist, den Gesteinskern wieder zu umhüllen. Der „Meteor“ schlüpft gerade noch davon, und die Wiedervereinigung von Komet und Komet stört den Lauf des Kometen genug, um die Erde zu retten.

Die Physik ist hier besonders wenig durchdacht. Wenn sich die Flammenhülle erst unlängst von Gesteinskern gelöst hat, wieso hat der dann eine atembare Atmosphäre? Solche grellen Gedankenlosigkeiten sind nicht unbedingt typisch für die Luftpirat-Phantasiophysik. Und da der „Meteor“ von betont luftdichten Schotten unterteilt ist, und die Explosion am Vorderteil den Antrieb nicht beschädigt hat: Warum muss man den Schaden unbedingt vor dem Start

reparieren?

Außerdem hat der Roman einen Anfangs- und Endteil, wo ein (deutscher?) Fürst, dessen Staat in Unruhen unterzugehen droht, den Luftpiraten um Hilfe bittet; und dabei erlaubt sich der Autor wilde ultrareaktionäre hetzerische Ausfälle gegen die Aufrührer, und läßt Kapitän Mors fast schon devot gegen einen echten Fürsten von blauem Blut auftreten.

„Der Pöbel, das Gesindel, welches durch die Aussicht auf Beute aus seinen Verstecken hervorgehört wurde, erhielt einen furchtbaren Denkbettel, die wankenden Soldaten kehrten zu ihrer Pflicht zurück und schützten so gut als möglich die bürgerlichen Kreise. Freilich mußte man ganze Horden von Verbrechern und raubsüchtigen Übeltätern niederschließen, aber das war kein Verlust für die Menschheit. Dennoch flatterte die Fahne des Aufruhrs immer wieder empor ... überall trieben sich arbeitsscheue Elemente umher, welche den allgemeinen Schrecken zur Befriedigung teuflischer Lust zu benutzen suchten.“

Wenigstens wird Mors nicht dazu rekrutiert, unter dem tobenden Aufrührerpack aufzuräumen. Das wäre dann doch ein bisschen dick... Alles wirkt irgendwie unstimmig. Aber die Sprache des Romans gibt keinen Hinweis darauf, dass ein anderer Autor am Werk wäre.

„Was war denn nur geschehen, dass das Volk meuterte, dass offene Rebellion und Aufruhr herrschte?

Es war ein Naturereignis...“

Damit endet die Reihe der Romane, die ich gegenwärtig zur Verfügung habe.

„Ich habe nach meiner Meinung genug geantwortet,“ sprach der Seltsame. „Jetzt sage ich nichts mehr. Das, was ich gesprochen, muss genügen.“

(LP 21, „Das Gefängnis auf der Teufelsinsel“)

Quellen

Dieter von Reeken Verlag www.dieter-von-reeken.de/#KH 1

Kollektion Hoffmann Bd. 1 – Mac Milfords Reisen ins Universum. Von der Terra Zur Luna.

Kollektion Hoffmann Bd. 2 – Mac Milfords Reisen ins Universum. Unter Marsmenschen.

Kollektion Hoffmann Bd. 3 – „Der Goldtrust“ & „Die Eroberung der Luft“.

Kollektion Hoffmann Bd. 5 – Phantastische Novellen. incl. „(Lormier) Unter Marsmenschen“.

Den folgenden Band finde ich nicht mehr im aktuellen Verlagsangebot Dieter von Reekens:

Heinz J. Galle (Hrsg.): Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff. Auswahlband. Mit den Nachdrucken von Heft 1, 40, 42, 56, 63, 66 – in moderner Schrift. erschienen 2009.

Villa Galactica www.villa-galactica.de

Einzelnachdrucke sämtlicher Hefte des „Luftpiraten“, in Original-Fraktur reproduziert.

Heyne-Verlag

Susanne Päch (Hrsg.): „Als der Welt Eisen und Kohle Ausging.“ Erzählungen aus „Das Neue Universum“ 1887-1915. Heyne SF 3754, erschienen 1980.

(enthält: P. Meyer – „Der Flug zum Monde“)

STAR WARS THE MANDALORIAN

© Disney

EIN ÜBERBLICK VON BULLY!

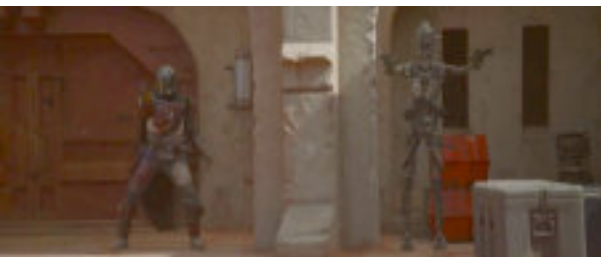
Dieser neueste Ableger des StarWars-Universums ist im November auf der Streaming-Plattform Disney+ gestartet. Und eine Fortsetzung soll im Herbst 2020 starten.

Die Serie startet nach dem Fall des Imperiums und bevor die First Order auf den Plan tritt.

Ich mochte als kleine Junge schon Boba Fett in der ersten Trilogie, seine Art und seine Rüstung. Und da die Hauptfigur in etwa das Verspricht, was man sich wohl mal von Boba Fett erwartet hat, ist die Serie natürlich ein Muss für mich:-) (Ansonsten bin ich nicht so der StarWars-Jünger. Klar, bis auf Episode 1-3 sind die anderen Filme ganz gut, aber ich bin für keinen der neuen Trilogien ins Kino gegangen, habe bei allen gewartet bis sie auf Sky liefen.)

Die Serie wartet immer wieder charmant mit altbekannten Dingen und Völkern auf und hat immer wieder einen humorvollen Unterton. So mag ich StarWars :-)

© Disney



S01E01 - Chapter 1: The Mandalorian

Nachdem unser Kopfgeldjäger seine frisch gefangene Beute abgeliefert, nimmt er einen etwas ungewöhnlichen Auftrag an. Dabei wird er von seinem 'Agenten' an einen Klienten vermittelt, der einerseits zu einer unangenehmen Sorte gehört und ihm andererseits einen unorthodoxen Auftrag erteilt. Und nicht nur das nicht genau klar ist wer

oder was die Zielperson ist, vor Ort taucht auch noch ein weiterer Kopfgeldjäger auf. Die grösste Überraschung ist dann jedoch die Zielperson.

Vertraut wirkende Ort, Völker und andere Kleinigkeiten die einen an die Zeit der ersten Filme (Episode IV - VI) erinnern.

Ich bin entzückt □ Der Serienauftakt hat schonmal viel Spaß gemacht, auch dank des flotten Erzähltempo.

S01E02 - Chapter 2: The Child

Als der Mandalorian nach dem Auftrag zu seinem in der Wüste geparkten Raumschiff zurück kehrt erwartet ihn dort eine Böse Überraschung.

Er muss einen weiteren Auftrag übernehmen um



nicht in der Wüste fest zu sitzen. Diesmal geht es jedoch nicht um ein Kopfgeld.

Wieder eine sehr unterhaltsame Folge. Und der neue kleine Begleiter zeigt was in ihm steckt. Auch wenn Mando zuerst seine Bemühungen missversteht.



S01E03 - Chapter 3: The Sin

Mando liefert seine Beute beim Auftraggeber ab und streicht das enorme Kopfgeld ein. Anschliessend lässt er damit seine Rüstung ausbessern und komplettieren. Doch es plagen ihn Zweifel, ob er richtig gehandelt hat. Es kommt wie es kommen muss.

Auch die Mandalorian sind nicht Herzlos, wengleich sie es wohl nicht grade so bezeichnen

würden.

© Disney

S01E04 - Chapter 4: Sanctuary

Mando sucht für sich und seinen Schützling eine geeignete Zuflucht. Ein Hinterwälderplanet scheint das Richtige zu sein. Auf dem auserwählten Planet sucht allerdings schon jemand anderes Schutz. Doch wenn er schon mal da ist und um Hilfe gebeten wird...

Als alles ausgestanden ist und eine Lösung für Mandos Problem gefunden scheint, kommt es dennoch anders.



Mandos Schützling hat während einer kleinen Schlägerei mal wieder einen überaus witzigen Auftritt □

© Disney



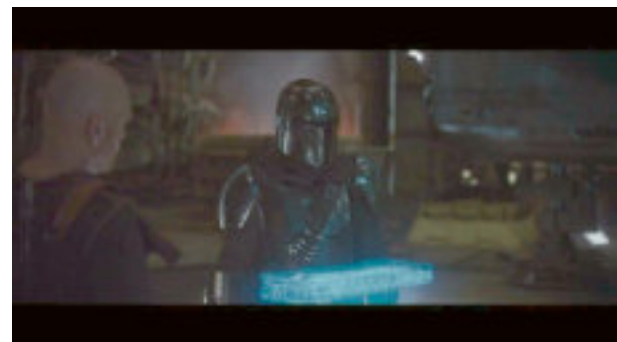
S01E05 - Chapter 5: The Gunslinger

Nachdem sein Schiff, die Razor Crest, bei einer Verfolgungsjagd etwas gelitten hat, landet er in Mos Eisley auf Tatooine um es reparieren zu lassen. Das Geld dafür will er sich durch ein Kopfgeld verdienen. Nur ist die Gilde auf Tatooine nicht mehr aktiv. Da kommt ihm der Zufall in Gestalt eines Gildenanwärters zur Hilfe. Dessen Zielperson ist jedoch alles andere als eine leichte Beute.

© Disney

S01E06 - Chapter 6: The Prisoner

Ein alter Kumpel heuert Mando an. Er soll als Mitglied eines fünfköpfigen Teams einen Gefangenen von einem Gefangenentransportschiff befreien, bei dem auch der Einsatz der Razor Crest von Nöten ist. Natürlich läuft die Aktion alles andere als geplant.





S01E07 - Chapter 7: The Reckoning

Mandos ehemaliger Chef hat ein Angebot für ihn. Da nach seiner Aktion gegen den Imperialen auf Nevarro die Lage für die Gilde etwas schwierig geworden ist soll er zurück kommen und den Imperialen beseitigen. Dadurch könne er sich auch rehabilitieren. Der dazu ausgeheckt Plan riecht zwar nach Falle, aber schauen kann man ja mal.

Da ja allgemein bekannt ist das aus dem Imperium die Erste Ordnung hervorgeht, ist es nicht überraschend, dass der Imperiale nicht der wirkliche Drahtzieher ist. Der wahre Auftraggeber hat in dieser Folge seinen eindrucksvollen Auftritt.

Whow, der landende TIE-Fighter ist schon klasse anzusehen.

© Disney

S01E08 - Chapter 8: Redemption

Mando, Greef Karga und Cara Dune sitzen in der Falle. Es kommt zum großen Showdown im Domizil der Imperialen. Hilfe von den Mandalorianer kann dabei nicht mehr erwartet werden, wie sich herausstellt.



Diese Folge beschert uns dann doch noch einen Blick in das Gesicht des Mandalorianers.

Und er bekommt sein Rocket-Pack.

Ausserdem gibt es noch kurz in einem Rückblick die Geschichte, wie er zu den Mandalorianern kam. Auch sein Name wird genannt, was auf eine Verbindung von Moff Gideon und dem Mandaloriner hindeutet, die jedoch noch im Dunkeln bleibt.

STAR TREK PICARD

AMAZON ORIGINAL

© CBS

Ein Überblick von Bully!

Jean-Luc Picard ist zurück!

Lange kursierte das Gerücht, dass sich eine Rückkehr Picards auf die Grosse Bühne der Föderation anbahne. Nun ist es soweit: Der wohl beliebteste Captain der ENTERPRISE kehrt aus dem Ruhestand zurück. Und auch das eine oder andere bekannte Gesicht aus der Geschichte der Föderation macht der Serie seine Aufwartung.

Und kaum ist die Serie im Januar gestartet, da gab es auch schon die Info das bereits eine zweite Staffel bestellt ist.

Nette Idee übrigens, dass Picard seinem Hund den Namen Nummer Eins gegeben hat :-)

Und ein nettes Schiff, das Picard für seine Mission zur Verfügung bekommt. Insgesamt hat sich das gesamte StarTrek-Universum weiter entwickelt, logisch. Ob es gefällt mag jeder für sich entscheiden. Hi und da verschwinden StarTrek-Exklusiven Details und gleichen sich der gängigen SF-Entwicklung an. Was sicherlich nicht zuletzt daran liegt das es inzwischen reichlich andere Serien mit innovativen Ideen gibt und auch das StarTrek-Universum sich zwangsläufig weiter entwickeln muss.

The Next Generation ist nicht unbedingt meine liebste ST-Serie, eigentlich steht sie bei mir fast ganz hinten in der Gunst, nur gefolgt von DISCOVERY (konnte mit der zweiten Staffel und den Gästen von der Enterprise zwar bei mir Punkten, aber insgesamt werde ich mit Burnham und der Crew der DISCOVERY nicht so richtig warm). Star Trek: Picard hingegen gefällt mir bisher wirklich gut.

Und darum hier erstmal die ersten fünf Folgen dieser neuen Serie vorgestellt:

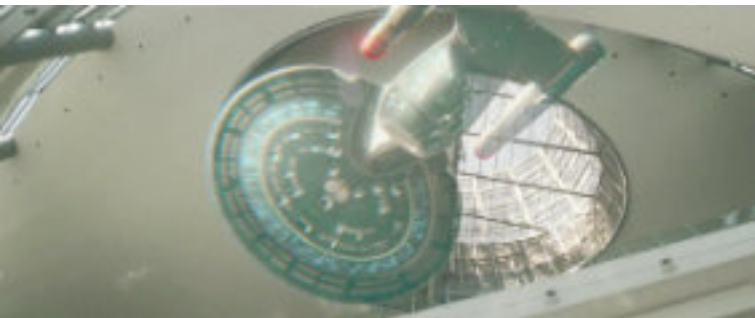


S01E01 – Gedenken (Remembrance)

Jean-Luc Picard hat vor Jahren seine Karriere bei der Sternenflotte aufgrund von Differenzen beendet und sich auf das Familiäre Weingut zurückgezogen. Die Vergangenheit holt ihn allerdings in Form von Alpträumen ein. Und plötzlich steht

ihm die Frau, die er von einem Gemälde Datas kennt, leibhaftig gegenüber und bittet um seine Hilfe.

Androiden (seit ihrem Aufstand, der den Mars in ein Flammenmeer verwandelte, geächtet), Romulaner und die Sternenflotte. Picards Interesse ist geweckt.



S01E02 - Karten und Legenden (Maps and Legends)

Picard stösst bei seinen Nachforschungen auf immer bedenklichere Hinweise, dass die Romulaner in die Angelegenheit verwickelt sind. Dabei sind romulanische Geheimaktivitäten auf der Erde eigentlich

undenkbar. Es sei denn, an dem Gerücht eines Geheimdienstes hinter dem Geheimdienst Tal Shiar sind wahr.

Picards vorsprechen diesbezüglich bei seinem alten Arbeitgeber verläuft anders als gedacht.

Auf dem Borg-Würfel, der unter der Aufsicht der Romulaner von diversen Zivilisationen untersucht wird, werden Weichen für die Zukunft gestellt. Aber stehen sie richtig?

Diese Serie bringt uns endlich mal wieder schöne Bilder von der Erde der StarTrek Zukunft. Und obwohl alles nach Friede-Freude-Eierkuchen aussieht ist die Gefahr doch nah. Oder grade deswegen?

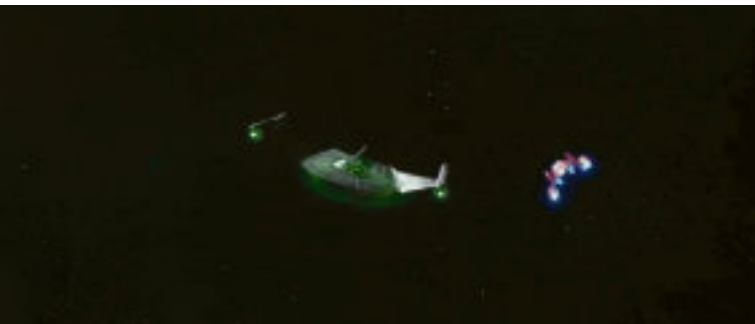


S01E03 - Das Ende ist der Anfang The End is the Beginning)

Um die Suche nach Bruce Maddox, dem verschwundenen Leiter des Androidenprogramms, aufnehmen zu können, sucht sich Picard ausserhalb der Sternenflotte Hilfe. Schnell muss er

erkennen, dass auch er dadurch nun in die Schusslinie geraten ist.

Auf dem Borg-Kubus gelingt es Soji, dem Zwilling der auf der Erde umgekommenen Androïdin Dahj, durch ihre einfühlsam Art Kontakt zu einer ehemaligen Borg genehmigt zu bekommen. Mit explosivem Ergebnis. Dennoch lässt der romulanische Geheimdienst sie vorerst weiter gewähren und bleibt im Verborgenen.



S01E04 – Unbedingte Offenheit (Absolute Candor)

Bevor es nach Freecloud zu Maddox geht, lässt Picard noch Zwischenstopp auf dem Planeten Vashti machen. Dorthin wurden unter Picards Leitung vor 14 Jahren romulanische Flüchtlinge nach der Zerstörung ihrer Heimat umgesiedelt. Mit

dem Aufstand der Androiden auf dem Mars wurde das Projekt jedoch eingestellt und die Romulaner auf Vashti mehr oder weniger sich selbst überlassen. Daher sind diese nicht grade gut auf die Föderation und Picard zu sprechen. Dennoch hat er hier spezielle Freunde die er aufsuchen will, in der Hoffnung Hilfe für seine Mission zu finden.

Als in dieser Folge von einem alten Bird of Prey die Rede war, habe ich gehofft das sie genau den Schiffstyp meinten, der nachher aufgetaucht ist. Cool ☐



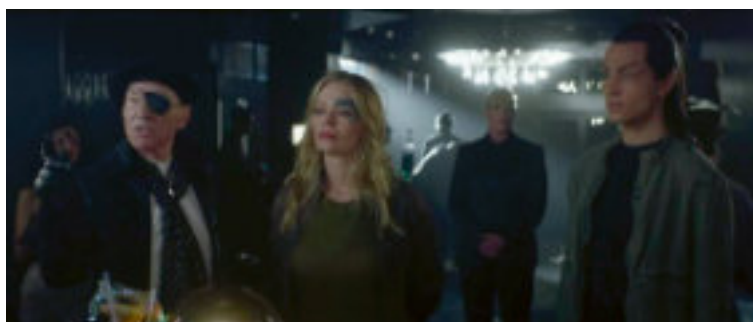
S01E05 – Keine Gnade (Stardust City Rag)

Als man Freecloud erreicht hat, gibt es ein kleines Problem bei der Kontaktaufnahme zu Maddox. Dessen Finanzier hat andere Pläne mit ihm. Undercover versucht man nun an Maddox heran zu kommen. Seven of Nine, die sie

bei ihrem Zwischenstopp auf Vashti nach einem kleinen Techtelmechtel über dem Planeten aufgelesen haben, bietet sich dabei als Köder an - nicht ganz uneigennützig.

Seven sinniert mit Picard über die Deassimilierung. Ausserdem hat Seven nach der Rückkehr in den Alpha-Quadranten ihren eigenen Weg eingeschlagen um für Frieden zu sorgen.

Und es zeigt sich in dieser Folge, dass die Sache, der Picard auf der Spur ist, sehr viel grösser ist als er bisher auch nur ahnen kann.



STAR TREK SHORT TREKS

Ein Überblick von Bully!

© CBS

Eine zweite Staffel der Kurzgeschichten aus dem ST-Universum um auch diesmal wieder die Zeit zwischen den Staffeln von Star Trek: DISCOVERY überbrücken.

Statt von gut bis nicht so gut sag ich einfach mal, das wohl für jeden Geschmack was dabei ist ;-)



S02E01 - Q&A

Nummer Eins empfängt den neu auf die ENTERPRISE kommenden Fähnrich Spock. Bevor es auf die Brücke geht gestattet sie Spock bis dahin Fragen zu stellen die ihm auf dem Herzen liegen. Als der Turbolift aufgrund einer Fehlfunktion stecken bleibt, nimmt das Frage und Antwort Spiel

© CBS ein unbeabsichtigtes Ausmaß an.

S02E02 - Das Problem mit Edward

Lynne Lucero wechselt von der ENTERPRISE auf das Forschungsschiff CABOT um dort das Kommando zu übernehmen. Schon in der Begrüßungsrunde fällt Wissenschaftsoffizier Edward Larkin durch seine ureigene Art auf, wie er das Problem der Nahrungsmittelknappheit eines Planeten lösen will. Obwohl seine Idee nicht angenommen wird, lässt er sich nicht davon abbringen.



© CBS

Tribbels, niedlich aber immer Problematisch :-)



S02E03 - Frag nicht

Starbase 28 wird angegriffen und Kadettin Thira Sidhu bekommt plötzlich von Vorgesetzten einen Gefangenen überstellt auf den sie aufpassen soll. Dieser entpuppt sich als kein anderer als Captain Pike. Dieser versucht sie zu überzeugen ihn frei zu lassen. Eine

knifflige Situation für Sidhu.

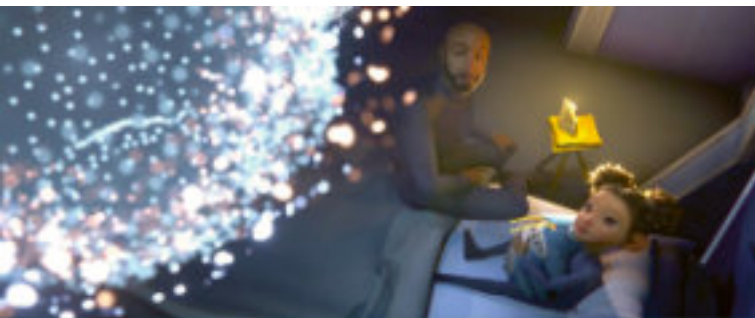
S02E04 - Ephraim und Dot

Auf der Suche nach einem geeigneten Ort für die Eiablage gelangt die Tardigrade Ephraim an Bord der ENTERPRISE 1701. Dort bekommt sie es allerdings mit einer Wartungsdrohne zu tun die sie als Fremdkörper einstuft und dementsprechend handelt.



© CBS

Eine Comic-Episode mit irrwitzigen Verfolgungsjagden und einem Happy End. Das ganze gewürzt mit kurzen Einlagen denkwürdiger Momente aus der Classic-Serie und den dazugehörigen Filmen.



S02E05 - Das Mädchen, das die Sterne gemacht hat

Die junge Michael Burnham hat Angst vor der Dunkelheit. Eines Abends erzählt ihr Vater daher die Geschichte eines kleinen Mädchens und wie es die Angst vor der Dunkelheit besiegte.

© CBS

S02E06 - Kinder des Mars

Während ihre Eltern auf bzw. über dem Mars arbeiten eskaliert auf der Erde der Streit zweier Schulmädchen. Doch ihr Streit wird zur Nebensache, als alarmierende Nachrichten von Mars sie erreichen während sie auf eine Strafpredigt ihrer Lehrer warten.



© CBS

THE EXPANSE



Ein Überblick von Bully!

© SyFy

Mitte Dezember ging auf Amazon Prime die vierte Staffel an den Start und bringt die Menschheit nun auch über ihr eigenes Sonnensystem hinaus ins All. Neben Erde, Mars und dem Ring spielt nun ein weiterer Planet eine Rolle. Und wie in der Geschichte der Menschheit üblich, wird sich erst einmal zünftig darum gestritten wem was gehört.

Nachschub in Form einer fünften Staffel ist bestellt, aber ihr könnt anhand der folgenden Folgenanrisse erstmal schauen was euch in der vierten Staffel erwartet...

So4E01 – Neuterra

Trotz der Abriegelung des Ringes durch Wachschiffe versuchen immer wieder Schiffe der Gürtler durchzubrechen um ihr Glück auf der anderen Seite zu suchen.

Im inneren werden, mit der BEHEMOTH als zentrale Relaisstation, nach und nach in den einzelnen Durchgängen Kommunikationsrelais installiert.

Da es einigen Gürtlern bereits gelungen ist durch eines der Tor zu fliegen und auf

einem nahegelegenen Planeten zu landen, ohne das sich alle Beteiligten auf ein abgestimmtes Vorgehen geeinigt haben, wird die Crew der ROCINANTE beauftragt vor Ort zu sondieren und die Lage gegebenenfalls zu kontrollieren.

S04E02 – Strandgut

Holden und seine Crew versuchen auf Neuterra nach dem Absturz einer Landefähre die angespannte Lage zwischen den Wissenschaftlern und den Gürtlern nicht eskalieren zu lassen und herauszubekommen, was die Ursache des Absturzes war. Das Ergebnis trägt jedoch nicht unbedingt zur Besserung der Lage bei.

Und Holdens Erkundung der Protomolekülkonstrukte bleibt, wie zu erwarten war, nicht folgenlos.

Auf dem Mars versucht Bobby sich ein neues Leben aufzubauen, wird jedoch immer wieder von ihrer Vergangenheit eingeholt.



© SyFy



S04E03 - Dunkle Vorahnung

Bobbys Versuch ihren Neffen zu schützen misslingt, nun gibt es nur noch größere Probleme. Bobby ist gezwungen etwas gegen ihre Überzeugung zu tun um ihren Neffen zu retten.

Holdens Handeln zieht weit grössere Folgen nach sich als man ahnen konnte.

Darauf hin greift er zu drastischen Mitteln.

In der Kolonie spitzt sich die Lage zwischen den Gürtlern und der RCA weiter zu, als diese in einer Notlage ihre Hilfe verweigern.

Auf der Erde steht die Wahl zum UN-Generalsekretär an und Avasarala sieht sich mit einer nicht Chancenlosen Gegenkandidatin konfrontiert.

Holdens Vertrauen in Miller ist jetzt tatsächlich wohl mal angekratzt. Dabei hat Millers Handeln bisher nicht wirklich zu Holdens Nachteil gereicht. Allein das er Holden jedes mal im Unklaren über das zu erwartende Ergebnis seines Handelns lässt und Holden sich dennoch dafür hergibt ist schon bemerkenswert.

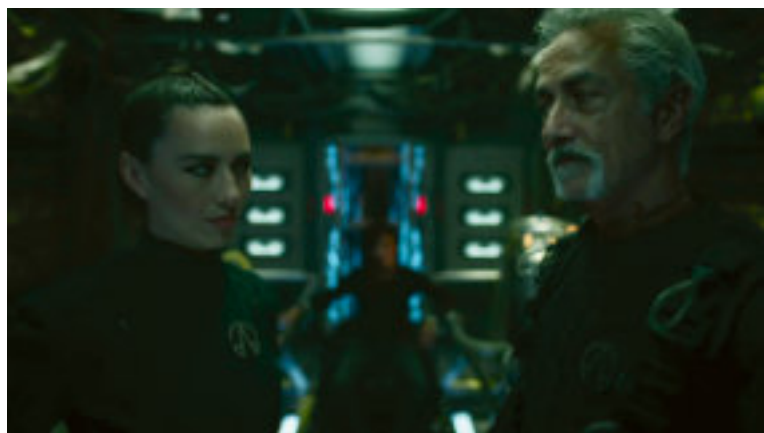
S04E04 - Geist der Vergangenheit

Bobby versucht ihre Verfehlung wieder gut zu machen, doch sie muss erkennen, dass das Leben auf dem Mars nicht mehr das ist, was sie einmal gekannt hat.

Während Holden versucht das Protomolekül in Schach zu halten, eskaliert die Lage in der Kolonie.

Die Gürtler hingegen haben mit der neuen Situation ihre eigenen Probleme.

Alte Handlungsweisen sind nicht mehr gefragt, müssen gar bestraft werden. Doch auch das stellt sich als ebenso Problematisch dar und könnte einen neuen Keil zwischen Drummer und Ashford treiben.



© SyFy



S04E05 - Zwischen den Fronten

Auch als Holden auf Neuterra / Ilus die Katze aus dem Sack lässt und den Gürtlern und der RCE erklärt welche reale Bedrohung die Protomaterie auf dem Planeten für sie darstellt, wollen sie dennoch den Planeten nicht verlassen.

Auf der Erde steckt Avasarala mitten im Wahlkampf und sieht sich mit verschiedenen Bedrohungen konfrontiert. Und egal worauf sie reagiert, es kann nur

zu ihrem Nachteil sein.

Grade wenn ein Politiker versucht das Richtige zu tun, gereicht es oft nicht zum eigenen Vorteil.

S04E06 – Zuflucht

Als hätten die Gürtler und RCEler nicht schon genug mit sich selber zu tun, eskaliert die Lage durch das Protomolekül noch weiter. Eine Chance die beiden Lager zu einen?

Auf dem Mars geht Bobby neue Wege, die offenbar ihre Lage verbessern - sowohl Finanziell als auch Emotional. Der Angriff auf die UN bleibt derweil nicht ohne Folge für die OPA und ihre Station im Ring.



S04E07 - Gefährliche Mission

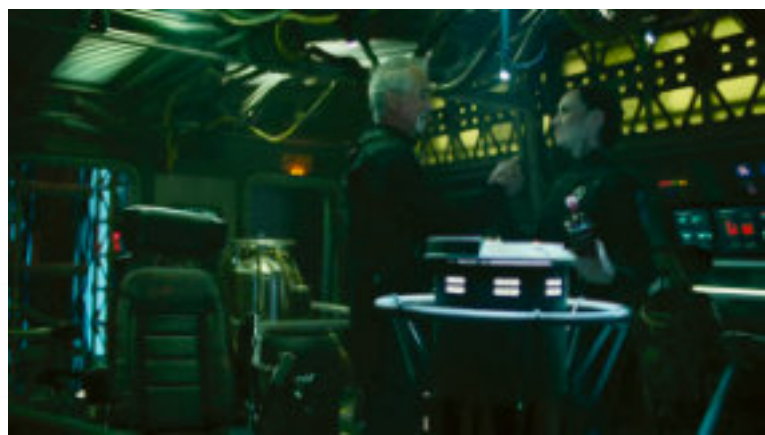
Der Sturm auf Ilus ist zwar vorüber, dennoch kann man die Zuflucht noch nicht verlassen. Während die RCEler sich darauf vorbereiten ihre Vorräte gegen die Gürtler notfalls zu verteidigen, wird eine Bedrohung entdeckt die für beide Gruppen viel katastrophaler ist.

Im Orbit arbeitet man derweil an einer Lösung für den kollektiven Reaktorausfall aller drei Schiffe um sie im Orbit zu halten.

Auf der Erde trifft Avasarala eine Entscheidung die sie die Wiederwahl kosten könnte.

S04E08 – Heilungsprozess

Auf Neuterra / Ilus ist Holden inzwischen der Einzige der noch sehen kann. Da ist die Freude darauf, bald wieder ans Tageslicht zu kommen, getrübt. Und dann ist es auch Holden, der wieder Licht ins Dunkel bringt.



Über ihnen ist derweil die Rettungsmission der ROCINANTE angelaufen, die BARB vor dem Absturz auf Ilus zu bewahren.

Auf der Erde greift Avasarala erneut in die Trickkiste, um die Wahl noch zu ihren Gunsten zu beeinflussen, sehr zum Missfallen ihres Mannes.

Auf der BEHEMOTH ist Drummer mit der aktuellen Entwicklung nicht einverstanden und schmeißt hin.

Und auf dem Mars bringt Bobby ihr neuer Job nicht nur Vorteile.

© SyFy S04E09 – Saeculum



Miller taucht wieder auf. Und diesmal hilft er Holden tatsächlich. Er will verhindern dass der Planet erwacht. Murtry hingegen will Holden endlich aus dem Weg schaffen.

Über dem Planeten droht derweil die Lage zu eskalieren, denn die RCEler schrecken vor nichts zurück um ihre

vermeintlichen Ansprüche durchzusetzen.

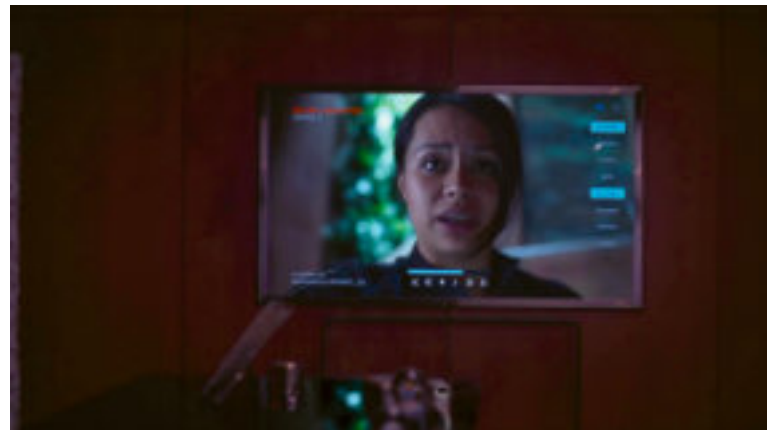
S04E10 - Cibola brennt

Auf dem Mars wird Bobbys Warnung ignoriert und das geht nicht gut aus.

Die Annahme eines Angebotes von Avasarala kommt zu spät, denn diese hat inzwischen ganz andere Probleme.

Auf Ilus / Neuterra kommt es zu Show Down zwischen Holden und Murtry ... und dem Protomolekül.

Ashford auf der Jagd nach Terroristen kommt derweil einer gewaltigen Sache auf die Spur.



© SyFy

Als jemand der die Buchvorlage nicht kennt bin ich nach dem Ende der zehnten Folge jetzt richtig gespannt auf die Fortsetzung.

PERRY RHODAN IN DER ZEROZONE

PR-REZENSIONEN 3040-3049

Die Hefte steuern auf Großes zu, entscheidende Weichenstellungen bahnen sich bereits an. Aufs Ganze gesehen, gibt es somit wenige Hefte, die den Leser hängen lassen, und man kann wohl zugeben, dass die Einzelhandlungen ordentlich gelungen sind. Obwohl ich jemanden kenne, den die Hefte 3043-44 tierisch genervt haben; aber da mag ich ihm nicht zustimmen. Jeder Jeck is anners.

3040, Kai Hirdt - Arkons Admiral

Atlas kümmert sich weiter um die schwierigen Verhältnisse in M 13. Grenzsicherungsadmiral Markul da Fermi tut sich währenddessen in der Verteidigung der Kristallbaronien hervor; der Mann minderer Herkunft bringt es soweit, dass der recht hilflose Kristallbaron ihm bei einer Audienz das Oberkommando über die Flotte anbietet, da er sonst niemanden mehr weiß, dem er vorbehaltlos vertrauen kann. Das traut sich Fermi allerdings nicht zu. Stattdessen dehnt er weiterhin massiv den Rahmen seines Grenzsicherungsauftrags, um dubiosen Vorgängen auf die Spur zu kommen. Das gelingt ihm auch ganz gewaltig. Aber zu spät: der verräterische Ex-Admiral Jarak da Nardonn erweist sich nicht bloß als Kopf einer Verschwörergruppe. Nein; er ist der Kopf eines schockierend weitreichenden Bündnisses. Und dessen Zug ist nicht mehr aufzuhalten. Große abtrünnigen Flotten der Kristallbaronien, sämtliche 13.000 Schiffe der Naatschen Föderation – und 11.000 Einheiten der Ladhonen fallen in M 13 ein. Die Lage ist mit einem Schlag unhaltbar. Trotzdem gelingt es Atlas mit ein paar 10.000 Jahre alten Kommandeurstricks, den Feindflotten erst einmal Paroli zu bieten, woraufhin ein Propagandakrieg losbricht. Jarak da Nardonn bekennt öffentlich, ein Bündnis mit den Cairanern eingegangen zu sein. Erst einmal ist dies ein Knüller, weil die Cairaner damit effektiv offen bekennen, dass sie schon immer unter einer Decke mit den Ladhonen steckten. Und die Cairaner haben ausdrücklich angeboten, mithilfe ihres Sternenrades die Bleisphäre aus M 13 zu entfernen und durch ein künstliches neues Arkonsystem zu ersetzen. Da Nardonn verlangt nun neben der Kapitulation vor seinen Verbänden explizit die Auslieferung Atlans. In dieser Lage treten Atlas zwei rätselhafte Figuren gegenüber: Aro Ma-Anlaan und das augenscheinlich 13jährige Mädchen namens Chariklis Kavali, das als Ma-Anlaans Erbtöchter vorgestellt wird, die gerade aus einem hundertjährigen Schlaf erwacht sei, um Atlas eine Botschaft zu bringen.

3041, Susan Schwartz – Die Hermetische Botschaft

Abulom Ma-Anlaan und seine neugeborene Tochter Chariklis sind die einzigen Überlebenden eines Raumschiffsabsturzes auf einer Ödwelt. Nach und nach zeigt sich, dass es auf dieser Welt Anlagen von ES gibt. Anstatt den zwei Schiffbrüchigen eine Möglichkeit zu



verschaffen, die Welt zu verlassen, wird Chariklis dazu präpariert, als Botin von ES zu fungieren, und eine Botschaft aufzunehmen, die für Atlan bestimmt ist, und ihm überbracht werden soll, wenn er irgendwann, zu einem noch unbekanntem Zeitpunkt, wieder aus dem Irgendwo heraus in die Welt zurückpurzeln wird. Damit das funktioniert, fällt Chariklis immer wieder in äußerst ausgedehnte Tiefschlafphasen, und als die beiden doch noch diese Welt verlassen können, bestimmt der (reiche) Clan der Ma-Anlaan in jeder Generation einen Vertreter, der über die Schläferin Chariklis wacht.

Die Botschaft: „Für die Cairaner ist die Milchstraße keine Bleibe für immer. Sie ist eher ein Instrument, ein Organ. Ihre Herrschaft dient ihnen lediglich als ein notwendiges Übel. Ihr eigentliches Ziel lautet nämlich: Sie suchen den Zugang zum transuniversalen Tor – identisch mit dem atopischen Konduktor. Zu dem, was sich in der Bleisphäre befindet. Du, Atlan, bist der Einzige, der den Resten der Vecuia das Transuniversale Tor öffnen kann. Sie werden dich jagen und dazu zwingen. Und wenn du es tust wirst du bei diesem Vorgang sterben. Für die Erschließung des Tors braucht man das Singuläre, das an dir haftet.“ Das bedeutet offenbar: Atlans Ritteraura.

Kommentar:

Ich kenne niemanden, dem diese Vorgehensweise von ES als plausibel einleuchtet. Einen toten Briefkasten kann man wirklich weniger umständlich und risikobeladen haben.

Außerdem schließt das Heft mit dem richtig dicken Cliffhanger der Invasionsflotte und dem Ultimatum für die Auslieferung Atlans, und die M-13-Handlung wird hier verlassen und auf absehbare Zeit nicht wieder aufgegriffen werden. Genauer: die wenigen Stunden des Ultimatus laufen erst in siebzehn Heften ab. Das ist kein ernsthafter Spannungsaufbau.



3042, Uwe Anton – Gucky und der Sternenkonsul

Gucky geht auf eine diplomatische Mission zu den Cairanern. Er hatte den Vorschlag lanciert, dass Terraner und Cairaner unter Umständen zusammenarbeiten könnten, um die dringenden aber noch weitgehend unbekanntem Ziele der Cairaner zu erreichen. Allein Taorto Gaazkin, Konsul des Sternöstlichen Konsulats, hat auf die Offerte reagiert.

Beim ersten diplomatischen Abtasten wird Gucky mit der halbwüchsigen Tochter des Konsuls, Neseese, bekannt gemacht, die als Betreuerin Guckys agieren soll – mehr als er ahnt. In ihrer Begleitung besucht Gucky den Planeten Poltumno, seine Ureinwohner, die schildkrötenähnlichen Uphas, und die seit zwei Jahrtausenden dort ansässigen Tefroder.

Nach und nach gewinnt der Besuch merkwürdige Züge, besonders als Poltumno sich als der Geburtsort von Lan Meota herausstellt, dem Schmerzensteleporter, der Gucky seine Psi-Fähigkeit „vererbt“ hat. Die

entscheidende Entdeckung aber: Lan Meota war kein Einzelfall. Einer von hunderttausend Poltumno-Tefrodern ist ein Mutant, bei einer Million Einwohner gibt es stets etwa zehn Mutanten auf dem Planeten; ähnliches gilt wohl für die

Uphas. Und was sich noch herausstellt: Der Konsul hat seine Tochter auf Poltumno gezeugt, um bewusst ein Paratalent heranzuziehen. Neseese ist in der Lage, Guckys Mentalstabilisierung zu unterlaufen, und seine Teleporterfähigkeit zu steuern. Sie ist im Grunde eine Waffe. Aber sie gewinnt Zutrauen zu ihm, und enthüllt ihm das große Bild hinter den Ereignissen:

Es geht um das Supramentum. Die Erlösung der Cairaner. Die Erlösung der Milchstraße. Die Cairaner haben es keineswegs auf Gucky abgesehen; sie brauchen vielmehr Atlan, um das Supramentum zu vervollkommen.

Als sich die Dinge zuspitzen, erträgt Neseese ihre Existenz als geplantes Wesen nicht mehr. Sie zwingt Gucky, mit ihr ins All zu teleportieren, und ohne sie per Schmerzteleportation zurückzukehren. Für zwei Minuten und sieben Sekunden ist Gucky damit weg von der Bildfläche, und kann nichts dagegen tun. Um ein Haar wäre er zu spät zurückgekommen, wie Neseese es geplant hat. Aber die Medoabteilung der THORA kann die Folgen dieses Dramas gerade noch beheben – letztlich nur, indem Gucky seinen Zellaktivator ausleiht.

Die Rettung Neseeses reicht aus, um den Konsul gesprächig zu machen, der trotz all der Manipulationen seine Tochter zutiefst liebt. Der Konsul bestätigt Gucky, dass die Bleisphäre und Atlans Ritteraura – das Schloss und der Schlüssel – die Kernkomponenten für das Trajekt der Cairaner sind.

Kommentar:

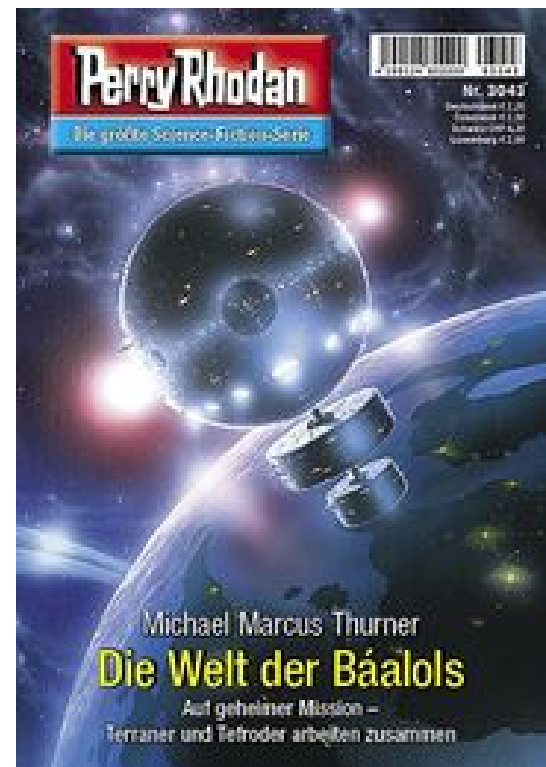
Stark erzählt. Was der Konsul sich zu erzählen erlaubt, ist ein wenig dünn für die Leser, die das Wesentliche davon schon von der Erbtöchter Chariklis erfahren haben.

3043, Michael Marcus Thurner – Die Welt der Baalols

Der NDE-Agent Spinoza Godaby (der mit den Kyberhügeln am Gehirn) und der TARA-Psi sind gerade auf Trakarät gelandet, weil die Baalols von den Cairanern als „das nächste Volk“ tituiert werden. Trakarät mit seinem doppelten Staubring mit einem hohen Gehalt von Hyperkristallen ist einer der psionisch auffälligen Orte, denen in neuerer Zeit die besondere Aufmerksamkeit der Cairaner gilt.

Die beiden Agenten stellen fest, dass die örtlichen Behörden gerade sämtliche fremden Geheimdienstbüros hopsgenommen haben. Godaby muss sich mit der tefrodischen Agentin Ydio-Do zusammenraufen, da sie die einzigen sind, die dieser Säuberungswelle entgangen sind. Der ganze Kontinent Foosal, auf dem die Cairaner-Mission liegt, ist abgesperrt worden. Die Agenten gehen natürlich sofort dahin, auf teils ganz interessanten Wegen. Dabei entspinnt sich eine zarte Romanze zwischen Kybernet und Tefroderin, was sich vor allem in unentwegter Verbalaggression gegen den inkompetenten Trottel äußert. Niedlich!

In der Stadt Klayndnar, Standort der Cairaner-Mission stoßen sie auf eine verblüffende Ansammlung: Baalols, Olubshaner, psi-begabte Kuokoa, die als Kandidaten für das „Nächste Volk“ gehandelt wurden, Shenpadri – und laut Ortungsgeräten vier inaktive Vitalsuppressoren.



Godaby dringt ins Computersystem Klayndnars ein. Neben ungeheuren Datenmengen, die nur weitläufiger von Belang sind (siehe übernächstes Heft), findet er einen Stadtplan, der einen unsichtbaren, getarnten Stadtteil ausweist. Den Agenten gelingt es, dort einzudringen. Alle Gespräche der dort tätigen Cairaner und Baalols drehen sich um den Begriff Supramentum.



3044, Michelle Stern – Das Supramentum

Alles arbeitet dem Erwachen des Supramentums entgegen. Godaby, Ydio-Do und der TARA-Psi dringen in die zentrale Montagehalle ein. Im Kernsaal sehen sie ein gut zwanzig Meter hohes Gerüst, in das ein Geflecht aus Metall eingelassen ist, von der groben Gestalt eines zehn Meter großen Humanoiden. Zahllose Monteure sind damit beschäftigt, künstliche Organe in die Gestalt einzubauen. Die Haut der Gestalt erinnert an den Baalol-Anzug den einst Ribald Corello getragen hatte – ein Anzug aus dem psimateriell aufgeladenen Stoff IPEV-Psikolon. Der Kopf fehlt noch.

Beide Agenten ringen noch darum, ob und wie sie das Projekt sabotieren sollen – aber zu spät: Ehe sie etwas unternehmen können, ist die Montage vollendet und das Supramentum erwacht. Die ganze Umgebung der Montagehalle wird von tobenden Psi-Gewalten eines erwachenden ungeheuerlichen Bewusstseins heimgesucht. Godaby und Ydio-Do werden gerade noch von dem TARA-Psi in Sicherheit gebracht, und kümmern

sich um nicht vielanderes, als lebend von diesem Kontinent wegzukommen. Aus der Ferne nur bekommen sie mit, dass die Psi-Kräfte des Supramentums eine Verbindung zu den Hyperkristallringen Trakarats aufbauen – die kurz darauf abrupt erlischt. Das Experiment ist katastrophal gescheitert. Die Montageanlagen sind verwüstet, ein Großteil der Mannschaften ist tot, ebenso der Konsul, und das Supramentum ist – ja was? Tot? Einfach verschwunden? Jedenfalls ein Desaster. Die Cairaner müssen von vorn anfangen.

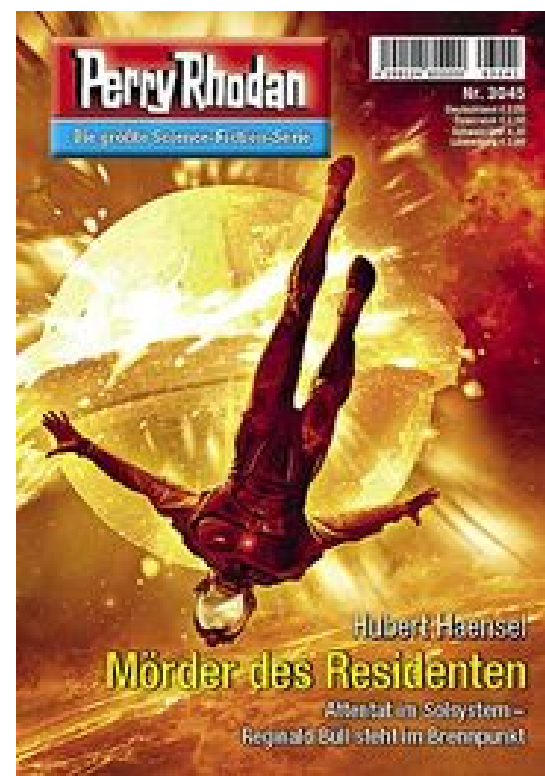
Kommentar:

Der zehn Meter hohe Homunkulus, der gerade zu erwachen droht, was schreckliche Folgen haben wird, ist etwas zu aufdringlich ein klassisches Horror-Motiv. Das passt doch eher zu Hellboy.

Das Agentenpärchen, das sich ausgiebig zankt, mag ich. Egal was andere sagen. Die richtig schlechte Version, wie du deine schwierige Freundin mit in den Einsatz nimmst, und sie dir das Leben zur Hölle macht, findet man in Heft 3048.

3045, Hubert Haensel – Mörder des Residenten

Auf Trakaral erbeutete Information: Im Jahr 1569 NGZ – 128 Jahre vor dem ersten offiziellen Erscheinen der Cairaner in der Milchstraße – meldet sich ein



cairanischer Agent aus dem Solsystem einsatzbereit, um ein Attentat auf den terranischen Residenten zu verüben.

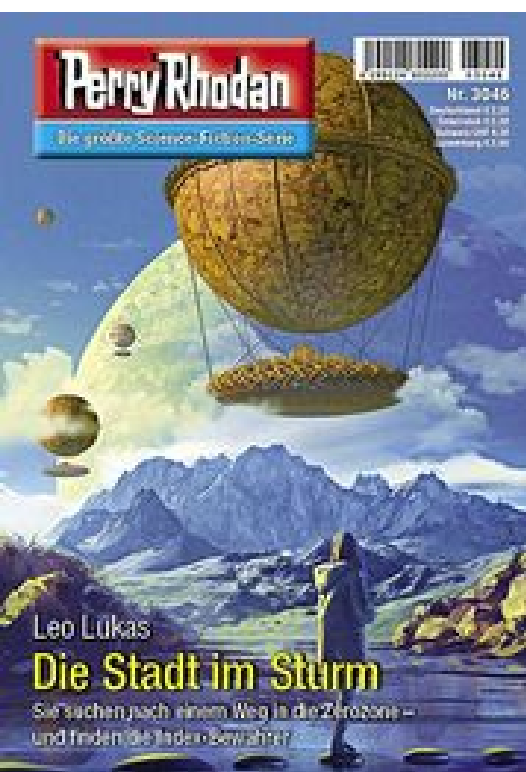
Überraschungseffekt, da wo man keinen braucht: Es geht hier nicht um die Ermordung Reginald Bulls. Es ist eine ausgedehnte Rückblickgeschichte über die Ermordung des Residenten Hekener Sharoun, einer Politiker-Figur, die niemals die Gefühle irgendeines Lesers berührt hat.

Wozu ist das gut? Na ja, man hört halt so Einzelheiten darüber, dass die Cairaner schon viel früher als gedacht in der Milchstraße aktiv waren, und sehr systematisch ihre Machtübernahme vorbereiteten. Hubert Haensel gibt sich redliche Mühe, ist aber der unbändigen Überflüssigkeit des Romanthemas nicht gewachsen.

Auffällig: Der Cairaner-Agent wird auf Terra eingeschleust, indem man ihn – den Vierarmigen – operativ zum Terraner umbaut. Eine völlig irrwitzige Prozedur, die vielleicht in den Augen der Expokraten für einen kräftigen Schauereffekt sorgt, aber um den Preis hochgradiger Absurdität. Ein Cairaner lässt sich seine Fühlhände abschneiden? Und es gibt kein alternatives Vorgehen? Und das fliegt nicht beim ersten Routine-Gentest auf?

Exakt dasselbe Szenario wird sieben Hefte später mit einem Topsider-Agenten wiederholt.

Diesmal ist die Zusammenfassung bereits der Kommentar, oder der Kommentar bereits die Zusammenfassung.



3046, Leo Lukas – Die Stadt im Sturm

Perry Rhodans Expedition ist auf Ivan-Iva Mulholland gestoßen, das Mutantin, dxx in der Lage ist, durch die Zerozone zu reisen, und dort einmal Terra gesehen hat. Es liegt nun auf der Hand, dass Rhodans Expedition einen Weg finden muss, in die Zerozone zu gelangen. (Ivan-Iva ist anscheinend im abysalen Triumphbogen von den Phersunen aufgesammelt worden – dort führt für Rhodan & Co. kein Weg zurück in die Zerozone.)

Man kommt nun zu dem Schluss, dass es in Ancaisin noch irgendwo einen Zugang zur Zerozone geben muss, und dass die Cairaner irgendeine Verbindung zur Zerozone haben müssen. Also legt man es nun darauf an, Kontakt mit verfolgten Cairanern zu bekommen, die hoffentlich den relevanten Resten der Vecuia-Verteidiger angehören. Das ist alles in allem eine sehr gewagte Indizienkette. Aber was hat man auch sonst? Jedenfalls sucht man nun nach verfolgten Cairanern. Das dauert nicht lange: In einem noch recht ruhigen Winkel Ancaisins operiert ein 1700 Meter durchmessendes

Passagierraumschiff der pinguinähnlichen Ramie, das einst ein Luxuskreuzfahrtschiff war, und nun vor allem Flüchtlinge transportiert. Die SONNENHEIM wird nun unvermittelt von einem Phersunenschiff angehalten, weil sie angeblich ein Sperrgebiet verletzt habe. Sie versucht in den Linearraum zu flüchten, wird zusammengeschoßen und geentert – aber als alles verloren scheint, ist da auf einmal eine unbekannte Partei, die ihrerseits entert, und versucht, so viele Passagiere zu retten wie möglich: die Terraner. Und ein Okrill. Die Terraner gelangen gerade zu einer Gruppe von fünf Cairanern, als der offenbare Anführer der Gruppe im Begriff steht, von seinen vier Begleitern erschossen zu werden.

Das ist ein recht auffälliges Verhalten, und nach erfolgreicher Rettung stellt sich heraus: der Führer der Gruppe, Wavalo Galparudse, ist ein Index-Bewahrer der

Vecuia. Kein Index-Bewahrer darf je lebend in Feindeshand fallen, und seine Begleiter haben den Befehl, ihren Schützling im äußersten Notfall eher zu erschießen.

Rhodan & Co. fliegen ihre Gäste zu deren ursprünglichem Ziel, wo sie Verbündete zu kontaktieren hofften: der Planet Basslat im Sporn-System, das aus unklaren Gründen bisher stets von den Kräften der Kandidatin ignoriert wurde. Im System Sporn ist etwas verborgen „woran die Kandidatin zur Zeit nicht rühren möchte“, wie man zeitgleich aber anderswo von dem Advokaten Syn Phertosh erfährt.

Basslat ist eine Welt der schwebenden Städte – nomadisierende Schüsseln von eineinhalb Kilometern Durchmesser, die dreihundert Meter über den höchsten Erhebungen schweben. Ursprünglich schwebten die Städte durch ihre korkartige Grundsubstanz, die große Heliumkammern enthält, aber das ist längst Nebensache neben modernen Antigravaggregaten. Die ziellos von den Stürmen dahingetriebene Existenz der Städte ist bestehen geblieben.

Das Einsatzteam – primär Donn Yaradua und Siad Tan – zusammen mit Galparudse und Anhang spürt drei weitere Index-Bewahrer auf, die Galparudse zu treffen geplant hatte; einen fünften braucht es noch. Denn fünf Index-Bewahrer müssen zusammenkommen. Der Index ist ein Verzeichnis aller von der Vecuia entsorgten Relikte diverser Superintelligenzen. Diese gefährliche Information ist in vielen Fragmenten auf die Bewusstseine von Index-Bewahrern verteilt. Mindestens fünf müssen sich vereinen, um Zugang zu diesem Verzeichnis zu haben, und es durchsuchen zu können.

Die Index-Bewahrer versuchen den Index zu nutzen, um die Superintelligenz VECU aus ihrem Gefängnis zu befreien. VECU ist nicht gestorben; sie existiert noch, ist aber in einem „abyssalen Verlies“ aus Vektormaterie gefangen. Die Terraner hoffen darauf, dass der Index auch einen Zugang zur Zerozone liefern wird. Eine äußerst spekulative Hoffnung, und die Index-Bewahrer wissen vorderhand von nichts desgleichen, aber man darf es vorwegnehmen: Sie bestätigt sich.

Der Advokat Phaatom, Syn Phertosh, ist unterdessen auf der Spur der unidentifizierten Eindringlinge, „Tibo Wanderer“ alias Rhodan, Gry O’Shannon und Ivan-Iva Mulholland. Die Kandidatin Phaatom „hat Geschmack an ihnen gefunden“ und verlangt, sie zurückzuhaben. Phertoshs maßgeschneiderter Spürer-Mutant – eine ganz nett lebendig geschilderte, eigenwillige Lukas-Gestalt – bringt ihn auf die Spur ins Sporn-System.

Phertosh ist für die Leser nützlich, da er Dinge zu erwähnen weiß, welche die Charaktere auf Sporn nicht wissen können. So erfahren wir von den Sextadim-Spänen. „Dass sich im Sporn-System ein Sextadim-Span der VECU verbirgt, ist eine unerwünschte Komplikation...“ Als Phaatom die VECU gefangen setzte, brachte sie VECU dazu, etliche Wesenselemente, Späne, von sich abzuspalten. Der VECU gelang es, diese Splitter zu verbergen. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, dass Phaatom sie ins Verlies aus Vektormaterie sperrte und seither dort festhielt. „Ein Sextadim-Span kann vollständig in einem anderen Bewusstsein untertauchen. Oder er könnte seine mentale Präsenz diffus stellen und sich über einen ganzen Planeten oder ein ganzes Sonnensystem ausbreiten. Normalerweise erscheint er ... als ein zwei Zentimeter mal zwei Millimeter langer Kegel, meist transparent, manchmal, je nach Modus, rot. Er dringt oft bis zur Kreisfläche in den Körper seines Trägers ein und pflegt dann das Bewusstsein seiner Gegenwart zu dimmen, beinahe zu löschen.“

Am Missionsziel angelangt, fackelt Phertosh nicht lange. Mit seinem Spezialraumschiff taucht er direkt über der schwebenden Stadt Lahossd auf und legt mit einer Hyperschok-Waffe alles lahm. Die ganze Stadt zerschellt auf dem Planetenboden.

3047, Leo Lukas – Der Sextadim-Span

Beim Absturz der schwebenden Stadt Lahossd wird die Truppe getrennt; beide Gruppen flüchten sich in die Wildnis, und finden sich schließlich auf dem Weg nach Gmilat wieder, eine seltene Bodensiedlung der Ramie. (Wie sich herausstellt, ist dieses Überbleibsel einer einst abgestürzten schwebenden Stadt die Heimat des Stewards Remalhiu, und er ist nicht zuletzt bei der Gruppe von Terranern und Cairanern geblieben, weil der Weg nach Lahossd in die Nähe seiner Heimat führte, und er plante, einen Abstecher dorthin zu machen.)

Währenddessen erzählt Lukas uns die Geschichte von Bru, dem Nestdiener des Goldregen-Windkasinos. Bru ist ein Cairaner, und es ist ein wenig rätselhaft, dass er sich in die Rolle eines recht übel ausgenutzten Faktotums des Kasinos fügt. Er scheint weder eine Erinnerung noch einen inneren Antrieb oder einen ausgeprägten eigenen Willen zu haben. Als allerdings die Phersunen auf Basslat aktiv werden, kommen die Dinge in Bewegung. Bru erweist sich als Bru Shaupaard, der fünfte Index-Bewahrer und Träger des Sextadim-Spans der VECU. Und er hat alles vorbereitet, um das Windkasino kurzerhand zu übernehmen, wenn die Ereignisse es erzwingen, dass er sein vom VECU-Span gedimmtes Bewusstsein zurückerlangt und aktiv werden muss.

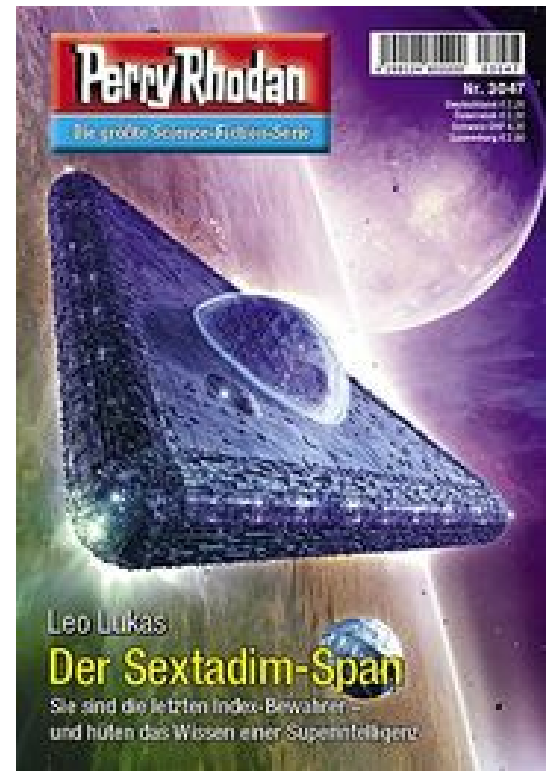
Eine der Fluchtgruppen bekommt indessen in der Wildnis Besuch. Syn Phertoshs Spürermutant Monboddo (kein Phersune, sondern Angehöriger eines unauffälligen Volkes) gibt sich als harmloser Wanderer in der Wildnis aus, und teilt mit der Gruppe ein Stück des Weges, um Oxana Schmitt und Siad Tan auszuhorchen, die er noch nicht recht einordnen kann. (Der Okrill Phylax ist bei Donn, Remalhiu und den Cairanern.) Schließlich wird Siad Tan aber misstrauisch, durchschaut, dass Monboddo sie aushorcht, und zwingt ihn, die Gruppe zu verlassen. Als schließlich die zwei Gruppen wieder zusammenfinden, taucht auch schon das Windkasino auf, da die vier Cairaner zusammen mentalen Kontakt zu Bru Shaupaard aufgenommen hatten.

Doch es kommt zur Katastrophe: Syn Phertosh macht seinen Zugriff. Ivan-Iva Mulholland kann zwei der Cairaner per Schmerzensteleportation in Sicherheit bringen. Phylax bringt Unruhe in die Aktion, die Phertosh sich zu reibungslos gedacht hatte, Phylax tötet Monboddo und Phertosh muss Siad Tan erschießen. Die drei verbliebenen Index-Bewahrer wurden von Phertosh paralysiert, können aber dennoch eine Selbstmordfunktion aktivieren. Ivan-Iva bringt noch die letzten zwei Überlebenden in Sicherheit. Eine Space-Jet der RAS TSCHUBAI kann die Überlebenden evakuieren.

Mit dem Tod von drei Index-Bewahrern kann der Index der Vecuia nie mehr erschlossen werden. Aber Donn Yaradua hat von den Cairanern eine Welt genannt bekommen, auf der ein Zugang zur Zerozone existiert.

Kommentar:

Eigenartig an diesem Lukas-Doppelroman ist, dass er ganz aus der Pinguinperspektive erzählt wird. Den Großteil des Geschehens erleben wir durch den Erzähler Remalhiu, den Ramie-Steward, der die Helden nach seiner Rettung auch auf Basslat begleitet (im Wechsel mit der Para-Spezialistin Oxana Schmitt, die weniger exzentrisch berichtet). Und der erzählt alles Mögliche, aber die zentralen



Ereignisse des Romans erzählt er nur jeweils in zwei knappen Sätzen, um dann weiter Pinguingeschichten zu erzählen.

Lukas spielt ausgiebig seine Neigung zur Skurrilität aus, aber nur sehr gezügelt und gut genießbar. Auch der dramatische bzw. unheimliche Aspekt um das Vorgehen des Advokaten leidet nicht darunter, sondern vermittelt sich vorzüglich. Dass es Monboddo gelingt, sich Oxana Schmitt und Siad Tan anzuschließen, klingt erst einmal völlig unglaubwürdig, aber Lukas gelingt eine Schilderung, die es völlig überzeugend macht.

Mit Siad Tan ist wieder eine Nebenfigur gestorben, die längere Zeit mit einigem Aufwand geschildert wurde, und den Lesern daher nicht mehr ganz gleichgültig war. Das macht zwar den Todesfall packender, aber es erscheint mir unweise, da man so viele Figuren nicht hat, die dem Leser nicht egal sind.

Auf der höheren Ebene: In den Thesan-Erinnerungsfragmenten erschien es noch so, dass die Vecuia die Überreste von toten Superintelligenzen entsorgt, und dass es ein ungeheuerlicher Übergriff war, als ein solches SI-Waffensystem beiseite geschafft wurde. Jetzt erfahren wir, dass ein ganzes Arsenal erhaltener SI-Relikte verstreut in den Vecuia-Galaxien aufbewahrt wurde, und eine Art Orden von cairanischen Index-Bewahrern deren Standorte mental gespeichert hat. Aber im selben Atemzug werden auch schon die letzten überlebenden Index-Bewahrer eliminiert, und es reicht gerade mal dafür, Rhodan & Co. eine Station weiter auf ihrer Schnitzeljagd zu schicken. Mir klingt das etwas zu billig. Auch wenn später noch ein Kampf um VECU folgt.

In diesem Doppelroman wird, wenn ich nichts übersehen habe, die Kandidatin PHAATOM erstmals ausdrücklich als Materiesenke bezeichnet.



3048, Kai Hirdt – Die Fäden, die die Welt bedeuten

Die RAS TSCHUBAI schickt den Kreuzer TESS QUMISHA nach Khaiguna, der Welt, auf der es einen Zugang zur Zerzone geben soll. Die kritische Suche nach diesem Zugang, ohne einen Starthinweis, legt man einem einzigen Fünferteam in die Hände:

Donn Yaradua, der gerade völlig deprimiert und demoralisiert ist, weil in seinen Augen sein voriger Einsatz in einem kompletten Disaster endete, (und der seither nicht geschlafen hat, weil man ihn zum Betreuer für den verwaisten Okrill Phylax ernannt hat), und der diesmal seine Freundin Farye Sepheroa mitnehmen darf, weil er sich sowieso immer mit ihr zankt. Außerdem die Spezialisten mit einer gewissen Qualifikation für die Zerzonen-Suche: die beiden überlebenden Index-Bewahrer der Cairaner (ebenfalls mit schweren psychischen Problemen) und Iwan-Iwa Mulholland. Keine weitere Unterstützung.

Auf Khaiguna lebt das Volk der Guunpai, Spinnenwesen, die gerade an der Schwelle zur technischen Zivilisation stehen. Ihre Spinnwebenstädte sind wahre Wunder von Netzwerken auf unzähligen Ebenen. Die gesamte Kultur dreht sich um die Schauspiele der Guunpai. So besitzen sie auch keine konventionellen Datenarchive, sondern allein ihren Schatz an Schauspielen, in denen das gesamte Wissen ihrer Kultur verkörpert ist. Donn Yaraduas Gruppe versucht nun herauszufinden, ob es Schauspiele gibt, die von

den Dingen handeln, die sie interessieren, und die verraten könnten, wo auf dieser Welt ein Zugang zur Zerozone existieren könnte. D.h. im Wesentlichen versucht es Donn; Iwan-Iva ist von Natur aus still und schüchtern, die Cairaner sagen ein ganzes Heft lang kaum ein Wort, und Farye sieht es als ihre Aufgabe an, Donn ununterbrochen klarzumachen, wie inkompetent er ist. Tatsächlich sind seine Bemühungen von einem gerüttelten Maß an Hilflosigkeit geprägt, was auch unter den Umständen ganz natürlich ist. Hier haben so einige Leute ein Dienstaufsichtsverfahren verdient.

Zum Glück geraten sie schnell an einen unkonventionellen Kopf von reisendem Jungschauspieler, Ebdowakrot, der mit dem üblichen Gang der Dinge nicht zufrieden ist, und kennt sich richtig aus und bringt sie auf die Spur eines uralten Schauspiels, das von Besuchern aus dem All handelt, und das offiziell verboten und vergessen ist: „Padfuurs Fall“. Am Ende bekommen sie Kontakt mit einem uralten Mimen, Klavnar, der das Wissen um dieses Schauspiel bewahrt hat.

Schließlich kommt es zu einer sensationellen Neuaufführung und es stellt sich heraus: Das Schauspiel ist nicht umsonst verboten. Denn es ist kein normales, bloßes Schauspiel: Bei seiner Aufführung kommt es zu einer psionischen Rückkopplung mit dem Publikum.

Die Vision eines Luruparushe, eines Feuertrömlers, erscheint vor den Augen des Einsatzteams und fragt sie nach ihrer Loyalität zu VECU. Donn kann keine Ergebenheitserklärung abgeben, aber er versteht es geistig zu vermitteln, dass die Terraner VECU als Verbündete beistehen wollen. Das ist offenbar befriedigend, der visionäre Luruparushe gibt seinen geistigen Druck auf.

Die Luruparushe waren ehemals eines der vier Völker, die in der Vecuia die Vorrangrolle als Diener VECUS spielen. Als sie vor zehntausend Jahren aus dieser Rolle ausschieden, wurden die Cairaner das „nächste Volk“. Das Schauspiel nun handelt davon, wie die Luruparushe auf Khaiguna landeten, und das Stadtnetz Padfuur aus dem Planeten lösten, worauf beide für immer verschwanden.

Die Gruppe gelangt nun an den ehemaligen Standort der verschollenen Netzstadt Padfuur. Dort übernimmt Iwan-Iva die Führung, weil er es nun spürt: In dem fast leeren Gelände steht eine steinerne Stele, darin eine Öffnung, eine Öse von einem halben Meter Höhe. Die Stele kommuniziert telepathisch mit Ivan-Iva, dem Eingeborenen der Zerozone, und öffnet den Zugang. Die Öse weitet sich genug, um sie zu durchschreiten – in die Zerozone.

Kommentar:

Kai Hirdts Behandlung der Guunpai-Kultur ist durch und durch brilliant und bestechend.

Leider gilt das nicht für alles. Seine mitlaufende Thematik, die selbstquälerische Unsicherheit Donn Yaraduas, ist an sich auch ganz exzellent ausgeführt. Bis auf einen Teil davon. Denn Hirdt will uns mitteilen, dass Yaradua einen Fehler macht, weil er seine Probleme mit sich selbst ausmachen will. Und so lässt er Farye Sepheroa dazwischengehen, und Yaradua eine Kopfwäsche zu verpassen, die sich gewaschen hat. Komplette mit einer guten Ohrfeige.

Und das ist ganz großer Mist. Farye Sepheroa hat hier vollkommen Unrecht. Schlimmer: Was sie da anstellt, hat als Meuterei zu gelten und sie vor ein Kriegsgericht zu bringen. Bestenfalls müsste Yaradua nach der Mission darauf bestehen, unter keinen Umständen je wieder eine Mission mit ihr zu machen.

Was sich angeblich abspielt: Yaradua agiert selbstherrlich, bringt es nicht fertig, die Kompetenz seiner Teammitglieder zu nutzen, und gefährdet damit die Mission, woraufhin seine Freundin Farye die Mutterrolle übernehmen und ihm ordentlich den Kopf zurechtsetzen muss.

Was sich wirklich abspielt: Farye kann die Rolle als noch unerklärte Geliebte in der

Schwebe einer ungeklärten Beziehung nicht von der Rolle als Einsatzagent unter Donns Kommando trennen.

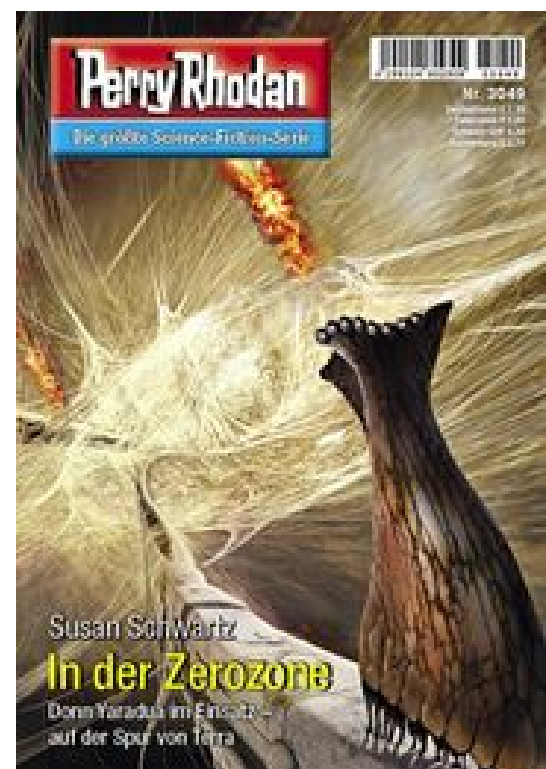
Von erstem Moment an legt Farye Sepheroa es darauf an, die Autorität des Missionsleiters systematisch zu untergraben, jede Gelegenheit zu bösen, stichelnden Bemerkungen zu nutzen, und ihm unentwegt deutlich zu machen, dass sie ihn für völlig inkompetent hält. Von der anderen Seite her: Das Team hat überhaupt nur drei Mitglieder (die zwei autistischen Cairaner zähle ich gar nicht), und alle drei sind gleichermaßen vollkommen unqualifiziert, die Probleme ihrer Mission zu lösen. Dass Hirdt die Unbeholfenheit Yaraduas in den Vordergrund stellt, ist stimmig. Sein nächster Schritt: die Suggestion, dass Faryes Meinungen die Probleme lösen würden, ist eine Unterstellung, die keine Glaubwürdigkeit besitzt. Es gibt keinen denkbaren Grund, anzunehmen, dass Farye die Dinge besser regeln könnte als der Missionsleiter. Es reduziert sich alles darauf, dass Farye sich einbildet, alles besser zu können, als der Missionsleiter, und sich effektiv zu Insubordination, Meuterei und Sabotage der Mission hinreißen lässt. Sie fixiert sich darauf, dass Yaradua „die anderen Teammitglieder nicht fragt“, aber Iwan-Iwa wird auch nach ihrer Intervention nicht gefragt, und gibt auch durchweg keinerlei Anzeichen, dass sie glaubt, etwas zur Problemlösung beizutragen zu haben. Wenn Farye also davon spricht, Yaradua müsste die anderen Teammitglieder nach ihrer Meinung fragen, dann meint sie damit explizit sich selbst. Und seit wann ist eine Mission auf unbekanntem Gebiet eine Diskussionsveranstaltung? Das Kernproblem der Mission ist letztlich nicht Donn, sondern die Entscheidung Rhodans, ein völlig unsinniges Team zusammenzustellen, dessen kalkulierbare Erfolgsaussichten gleich Null sind.

Eine wirklich kompetente Mission würde natürlich wieder einmal jeden interessanten Roman unmöglich machen, denn sie würde die Möglichkeiten der gigantischen RAS TSCHUBAI nutzen. Wozu hat man ein Monster-Einsatzschiff? Zwanzigtausend Spionsonden auf Khaiguna, um die Gespräche der Einheimischen zu belauschen und das Terrain zu sondieren, mit ANANSIs Kapazitäten zur Datenverarbeitung, und die Sache ist gegessen. Bis auf den tatsächlichen Zugang zur Stele in Padfuur, aber auf diesen Wegen ließe sich das Schauspiel „Padfuurs Fall“ aufspüren, ohne von den absurdesten glücklichen Zufällen abhängig zu sein.

3049, Susan Schwartz – In der Zerozone

Donn Yaradua und sein Einsatzteam gehen durch die Öse in der Padfuur-Stele – und stehen in der Zerozone. In der grauen, nahezu gestaltlosen Landschaft, die seit zweihundert Heften immer wieder einmal im Lauf von Schmerzensteleportationen zu sehen war.

Ein paar Schritte weit geht es in diese Umgebung hinein, dann wird das Voranschreiten in zunehmendem Maß unmöglich. Es wird deutlich, dass die Seltsamkeiten dieses Kontinuums daran liegen, dass die Landschaft als solche eigentlich gar nicht existiert. Sie ist so etwas wie eine „Übersetzung“ der Erfahrung der Zerozone in sinnliche Wahrnehmungen, die für den menschlichen Verstand fassbar sind. Das bedeutet: der Widerstand, den die Zerozone Fremdkörpern entgegensetzt, äußert sich in einem heftigen Sturmwind, der Farye und einen der Cairaner geradewegs durch die Öse zurückweht. Donn und Bru Shaupaard werden unter die Fittiche von Iwan-Iwa genommen, in dessen Gegenwart es keine



Abwehrphänomene gibt. Nachdem die drei über eine Weggabelung navigiert sind, treffen sie auf so etwas wie eine „Senke“ in der Landschaft – in der sich die Netzstadt Padfuur befindet, die die Luruparushen vor Jahrtausenden von Khaiguna entfernt hatten. Padfuur ist der Zufluchtsort, an den sich die Luruparushen damals vor dem Universum zurückgezogen hatten. Naturgemäß sind die Luruparushen etwas verstört, dass sie jemand in ihrer Zuflucht gefunden hat, aber sie sind friedfertig. Und sie scheinen Iwan-Iwa bereits zu kennen.

Donn, Bru und Iwa erfahren nun davon, dass die Luruparushen einst die Hinterlassenschaften der toten Superintelligenz MATUYS nutzten, um sich in der Zerozone niederzulassen. Von Terra und Luna wissen die Luruparushen erst einmal nichts. Aber sie können dennoch helfen. Die zentrale Hinterlassenschaft von MATUYS ist der Trajekt-Registrator. Ein Zwischending von Gerät und Intelligenz, das unter anderem die Vorgänge in der Zerozone registriert. Und der Registrator kann ihnen bestätigen, dass er den Durchgang von Terra und Luna registriert hat. Und mehr noch: er kann ihnen dazu verhelfen, nach Terra zu gelangen. Mit einer Einschränkung: Die Öse kann keinem so gewaltigen Schiff wie der RAS TSCHUBAI den Durchflug ermöglichen. Der Kreuzer TESS QUMISHA ist das Limit. Der Registrator kann den Kreuzer mit einer Hülle von Bewegungsimpulsen versehen, die ihn durch die Zerozone an den Standort Terras befördern.

Es gibt eine Bedingung: Die Phersunen setzen zunehmend Vektormaterie in der Nähe des Durchgangs ein, und dies hat schwere Auswirkungen auf die Zuflucht der Luruparushen. Sie verlangen daher, dass der Durchgang nach dem Einflug des Kreuzers zerstört wird, um sie von den Rückkopplungen mit dem Normaluniversum abzuschneiden. Da ein Transport Terras durch diesen Durchgang ebenso undurchführbar wie sinnlos wäre (nach Ancaisin?), machen sich Rhodan und Mitstreiter keinen Kopf darüber, dass so ihr Rückweg abgeschnitten wird.

Rhodan und seine meisten namhaften Mitarbeiter gehen auf die TESS QUMISHA, die, im Wettrennen mit den mittlerweile aufgetauchten Einheiten der Phersunen, in die Öse einfliegt. Dann wird der Durchgang vernichtet.

Die RAS TSCHUBAI bleibt unter Icho Tolots Kommando in Ancaisin, um die Cairaner bei der Befreiung VECUs aus ihrem abysalen Verlies zu unterstützen.

Die psychischen Einflüsse der Zerozone gefährden noch einmal kurz den sicheren Durchflug, aber schließlich erreicht die TESS QUMISHA den anderen Raum, von dem die Luruparushen gesprochen hatten. Man sieht seine Sterne.

Der nächste Roman trägt den Titel: Solsystem.

Kommentar:

Susan Schwartz vermittelt die Eigenarten der Zerozone ganz glänzend, und auch die Luruparushen gewinnen unter ihrer Feder reizende Farbe, ohne dass allzu viel über sie geschrieben wird. Insgesamt hätte man der Zerozone erheblich mehr Raum geben können, insbesondere mit dem Blick auf die folgenden Hefte, die ich nächstes Mal bespreche.

Impressum

Das Fanzine World of Cosmos erscheint regelmäßig als Info- und Clubzine des SFC Black Hole Galaxie.

Die ist die Ausgabe 103 vom 17.03.2020.

REDAKTION & LAYOUT

Marc Schneider

Stephan-Jantzen-Ring 41

18106 Rostock

Mobil: +4915227815958

Website: www.sfcbhg.de

E-Mail: redax.woc@gmail.com

KONTAKTER:

Bernd Labusch

Johann-G.-Müller-Str. 25

25524 Itzehohe

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.

Dieses Fanzine ist eine nichtkommerzielle Fanpublikation des SFC Black Hole Galaxie.